Uhlirz

Handbuch der Geschichte Österreichs

III. Band

Der Weltkrieg

Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky
Graz — Wien — Leipzig
1939

Uhlirz

Handbuch der Geschichte Österreichs und seiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn

III. Band

Vorwort.

Ungewöhnlich lang ist der Zeitraum, der das Erscheinen dieses Bandes von der Ausgabe des letzten Abschnittes (1930) trennt; nicht die mühevollen Forschungen waren allein die Ursache dieser Verzögerung, sondern auch die verschiedenen Hemmungen der vergangenen Jahre, die eine Drucklegung des nahezu abgeschlossenen Manuskriptes erschwert haben, und erst die Heimkehr Österreichs in das Deutsche Reich hat die notwendigen Voraussetzungen geschaffen, daß nun das Handbuch rasch seiner Vollendung entgegengehen kann. Dem vorliegenden Band, der eine Darstellung des Weltkrieges an den Fronten Österreich-Ungarns und des Zusammenbruches enthält, werden in wenigen Monaten der Abschnitt über die Zeit 1848—1914, sowie ein Registerband folgen, der die Benützung des Werkes erleichtern soll. Denn es soll vor allem dem jungen Historiker die Wege zeigen, die ihm für seine Forschungen offen stehen, es soll ihm eine gesicherte Grundlage bieten, auf der er seine Untersuchungen aufbauen kann, es soll endlich Rechenschaft ablegen über den gegenwärtig erreichten Stand unserer Erkenntnisse. Ich hoffe, auf diese Weise unserer deutschen studierenden Jugend, an die so viele neue und schöne Aufgaben herantreten, Zeit und Arbeitskraft zu ersparen, die sonst in mühevollem Suchen und Irren verloren gingen. Es ist genug, wenn Einer diese Arbeit für die Andern leistet.

Auch die Vollendung dieses Bandes wäre mir nicht möglich gewesen, wenn ich nicht an den verschiedenen Bibliotheken und Instituten in Graz, Wien und Rom weitgehende Förderung empfangen hätte. Am meisten aber bin ich der Universitätsbibliothek in Graz und ihrem Leiter Dr. Franz Gosch verpflichtet, der mir trotz der schwierigen Verhältnisse in den vergangenen Jahren jede nur mögliche Hilfe gewährt hat.

Tiefer noch als bei der Darstellung längst entschwundener Zeiten hat mich bei der Schilderung der erschütternden Vorgänge des Weltkrieges und des Zusammenbruches das Gefühl der Verantwortung ergriffen, das der Historiker seinem Volke gegenüber trägt. Er muß Anwalt der Toten, Anwalt der Vorfahren sein, deren zeitgebundenes Wirken er erfassen und überliefern soll, zugleich aber auch

Bringer kostbarsten Gutes für die kommenden Generationen. Er steht zwischen Vergangenheit und Zukunft und muß sich doch ganz seiner Gegenwart ergeben und ihren lebendigen Strom in sich aufnehmen, denn wie könnte er Menschen und Schicksale der Vergangenheit schöpferisch gestalten, wenn er fremd bliebe dem tiefen Sinn und dem Wert seiner eigenen Zeit!

Auch diesem Bande möchte ich die Worte zum Geleite geben, mit denen ich den ersten Teil des Werkes im Jahre 1927 hinausgesandt habe: „Niemand wird die Geschichte Österreichs schreiben können, ohne mit Schmerz und Stolz zugleich die Schicksale der Deutschen in diesem Lande zu verfolgen." Und heute, nach so großem Erleben des vergangenen Jahres möchte ich noch hinzufügen: „Niemand darf diese Geschichte schreiben, der sich nicht mit ganzem Herzen und allen Sinnen seinem deutschen Volke und seinem nun wieder groß gewordenen Vaterlande, Deutschland, ergeben hat."

Graz, am ersten Jahrestage der Volkserhebung.
19. Februar 1939.

Mathilde Uhlirz

V. Abschnitt.

Das Ende Österreich-Ungarns.

§ 27. Österreich-Ungarn im Weltkrieg. Der Zusammenbruch des Staates.

Quellen und Hilfsschriften: Vgl. Dahlmann-Waitz 9. Aufl. Nr. 15.811 ff. — Deutsches Bücherverzeichnis. Bearb. v. d. bibliogr. Abteilung d. Börsenver. d. dtsch. Buchhändler zu Leipzig, Schlagwortverzeichnis „Weltkrieg", „Österreich-Ungarn" u. a. — Bibliographie z. Gesch. Österreich-Ungarns im Weltkrieg 1914—1918. Hrsg. v. W. Schinner. Weltkriegsbücherei, Vtjsh. 2/3. Stuttgart 1934. — Bibliogr. z. Gesch. Italiens i. d. Vorkriegszeit u. i. Weltkrieg. Ebd. 17/18. 1938. — A. v. Wegerer. Bibliogr. z. Vorgesch. d. Weltkrieges. Berlin 1934. — E. v. Frauenholz. Führer i. d. Weltkriegsliteratur. Berlin 1932. — E. v. Frauenholz u. H. Rüling. Weltkriegsliteratur. Ergsh. VII. zu Österreich-Ungarns letzter Krieg. Wien 1933. — R. Gragger. Bibliogaphia Hungariae, I. Historica. Budapest 1923. Sp. 213 ff., 259 ff. — W. L. Langer u. H. F. Armstrong. Foreign affairs bibliography. New-York—London 1933. — U. Barengo u. O. Blatto. Saggio bibliografico sulla Guerra mondiale. Turin 1926. — A. Trabucchi. Saggio bibliografico sulla Guerra mondiale. Mailand 1929. — A. Tosti. Guerra mondiale 1914—1918. Bibliografia. Rom 1936. — Camera dei Deputati. Contributo a una bibliografia della Guerra mondiale. Rom 1937.

Vgl. ferner die fortlaufenden Literaturberichte in den Neuerwerbungen d. Weltkriegsbücherei Stuttgart; Liter. Zentralblatt; Hist. Ztschr.; Hist. Vierteljahrschr.; Hist. Jahrb.; Archiv f. Politik u. Geschichte, Berlin 1913 ff. — Die Kriegsschuldfrage. Berlin 1923—1929, fortgesetzt 1930—1936 unter dem Titel: „Berliner Monatshefte für Internationale Aufklärung" und 1937 ff. unter dem Titel: „Berliner Monatshefte. Ztschr. f. neueste Geschichte." — Revue d'histoire de la guerre mondiale. Paris 1923 ff. — Krasny Archiv, Moskau 1922 ff.

Vgl. die militärwissensch. Zeitschriften: Militärwissensch. u. technische Mitteilungen. Wien 1920 ff. — Streffleurs Militärblatt. Wien 1914 ff. Beihefte mit Kriegsberichten. — Militärwochenblatt, Berlin 1914 ff. mit Beiheften. — Wissen und Wehr, Berlin 1920 ff. — Deutscher Offiziersbund. Berlin 1921 ff. — Schweizerische Monatsblätter für Offiziere. Bern 1914 ff.

Vgl. die Tageszeitungen Österreich-Ungarns und politische Zeitschriften in der Bibliogr. d. Weltkriegsbücherei, Österreich-Ungarn w. o. S. 89 ff.

Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges. Stuttgart 1927 ff. — Hadtörténelmi szemelvények a világháborútól. (Beitr. z. Kriegsgesch. des Weltkrieges.) Budapest 1926 ff.

Vgl. die Aktenwerke: Die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges. 4 Bde. Hrsg. v. Th. Niemeyer u. K. Strupp. München 1916—20. (Jahrb. d. Völkerrechtes. 4. u. 6. Bd.). — Die internationalen Beziehungen im Zeitalter d. Imperialismus. Dokum. a. d. Archiven d. Zarischen u. d. Provis. Regierung. Hrsg. v. M. N. Pokrowski. Deutsch v. O. Hoetzsch. 1. u. 2. Reihe. Bd. 4 ff. Berlin 1932 ff. — Papers relating to the foreign Relations of the United States 1914. Supplement. The World War. 8 Bde. Washington 1928—1931. — Die Große Politik der Mächte im Weltkrieg. 1. Tl. Die Europäischen Mächte und die Türkei während des Weltkrieges. Hrsg. v. E. Adamov. Deutsche Ausgabe v. K. Kersten u. B. Mironov. 3 Bde. Dresden 1930—32. — II. Teil. Die Europäischen Mächte und Griechenland während des Weltkrieges. Hrsg. v. E. Adamov. Deutsche Ausg. v. K. Kersten u. B. Mironov. Dresden 1932.

Militärische Memoirenwerke: Fr. Conrad v. Hötzendorf. Aus meiner Dienstzeit. IV., V. Bd. Berlin 1923—25. — A. Arz von Straußenburg. Zur Geschichte des Großen Krieges 1914—18. Wien-Leipzig 1924. — Ders. Kampf und Sturz der Mittelmächte. Wien-Leipzig 1935. — Erzherzog Joseph. A Világ háború a Milyennek én Láttam. (Der Weltkrieg, wie ich ihn sah.) 2. Aufl. Budapest 1933. Vgl. dazu L. P. Johnston. The war memoirs of Archduke Joseph of Hungary. Journal of modern history 1935, S. 455—464. — M. v. Auffenberg-Komarów. Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg. Berlin-Wien 1920. — Ders. Aus Österreichs Höhe und Niedergang. München 1921. — A. Krauß. Die Ursachen unserer Niederlage. 3. Aufl. München 1923 — J. Graf Stürgkh. Im Deutschen Großen Hauptquartier. Leipzig 1921. — C. v. Bardolff. Soldat im alten Österreich. Jena 1938.

E. Ludendorff. Meine Kriegserinnerungen 1914—18. Berlin 1919. — Ders. Kriegführung u. Politik. Berlin 1922. — Ders. Urkunden d. Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916—18. 2. Aufl. Berlin 1921. — P. v. Hindenburg. Aus meinem Leben. Leipzig 1920. — E. v. Falkenhayn. Die Oberste Heeresleitung 1914—16 in ihren wichtigsten Entschließungen. Berlin 1920. — M. v. Gallwitz. Meine Führertätigkeit im Weltkrieg 1914—16. Berlin 1929. — Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls Mackensen aus Krieg und Frieden. Bearbeitet von W. Foerster. Leipzig 1938. — H. v. Seeckt. Aus meinem Leben. 1866—1917. Hrsg. v. F. v. Rabenau. I. Bd. Leipzig 1938. — Die Aufzeichnungen d. Generalmajors Max Hoffmann. 2 Bde. Hrsg. v. K. F. Nowak. Berlin 1929. — H. Frh. von Freytag-Loringhoven. Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah. Berlin 1923. — A. Cramon. Unser österreichisch-ungar. Bundesgenosse im Weltkriege. Berlin 1920. — K. Frh. v. Werkmann. Deutschland als Verbündeter. Berlin 1931. Dazu vgl. A. v. Cramon u. P. Fleck. Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn. Berlin 1932. — J. Pomiankowski. Der Zusammenbruch des osmanischen Reiches. Erinnerungen an die Türkei aus der Zeit des Weltkrieges. Zürich-Wien 1928. — J. Pilsudski. Erinnerungen und Dokumente. Deutsche Ausg. 2 Bde. Essen 1935. — Ders. Mes premiers combats. Paris 1931.

Die Memoiren russischer und italienischer Heerführer vgl. auf S. 87 ff. u. 130 ff.

O. Graf Czernin. Im Weltkriege. Berlin 1919. — A. Frh. v. Margutti. Vom alten Kaiser. 3. Aufl. Leipzig-Wien 1921. — A. Graf Polzer-Hoditz. Kaiser Karl. Aus der Geheimmappe seines Kabinettschefs. Wien 1928. — Gróf

Tisza István Kepviselöhazi beszédei. II. Bd. (Die Parlamentsreden d. Gr. Tisza.) Hrsg. v. J. Kun v. Barabás. Budapest 1933. — Graf St. Tisza. Briefe 1914—1918. Hrsg. v. O. Wertheimer. Berlin 1928. Ungar. Ausgabe IV. R. 3. Bd. Budapest 1926. — St. Graf Burián. Drei Jahre. Aus der Zeit meiner Amtsführung i. Kriege. Berlin 1923. — J. Graf Andrássy. Diplomatie und Weltkrieg. Berlin-Wien 1920. — A. Graf Apponyi. Erlebnisse und Ergebnisse. Berlin 1933. — L. Bilinski. Wspomnienia i Dokumenty 1846—1922. 2 Bde. Warschau 1924. Vgl. dazu J. v. Twardowski. Bilinskis Memoiren. Jahrbuch d. österr. Leogesellschaft 1926. S. 161—192. — A. Frh. von Musulin. Das Haus am Ballplatz. Erinnerungen eines österr.-ungarischen Diplomaten. München 1924. — W. Frh. von Giesl. Zwei Jahrzehnte im nahen Orient. Hrsg. von E. v. Steinitz. Berlin 1927. — R. v Mach. Aus bewegter Balkanzeit. 1879—1918. Berlin 1928. — E. Streer v. Streeruwitz. Springflut über Österreich. Erinnerungen, Gedanken und Erlebnisse aus bewegter Zeit 1914—1929. Wien-Leipzig 1937.

Th. v. Bethmann-Hollweg. Betrachtungen zum Weltkrieg. 2 Bde. Berlin 1922—1924. — G. v. Jagow. Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919. — K. Helfferich. Der Weltkrieg. II. u. III. Band. Berlin 1919.

R. Poincaré. Au Service de la France. Bd. 4—10. Paris 1927—1933. Deutsche Ausgabe. Memoiren 2. u. 3. Bd. Dresden 1929. — Journal d'Alexandre Ribot et correspondances inédites 1914—1922. Publ. par A. Ribot. Paris 1936. — E. Grey of Fallodon. Twenty—Five Years. 1892—1916. 2 Bde. London 1925. Deutsche Ausg. München 1926. — D. Lloyd George. War memoirs. 6 Bde. London 1933 ff. Deutsche Ausgabe: Mein Anteil a. Weltkrieg. 3 Bde. Berlin 1935—36. — A. J. Earl of Balfour. Ed. by E. Dugdale. II. Bd. (1906—1929.) London 1936. — W. Churchill. The World Crisis 1911—18. 6 Bde. London 1923—31. Deutsche Ausgabe. 4 Bde. Berlin-Wien 1924—28. — H. G. Nicolson. Sir Arthur Nicolson. London 1930. Deutsche Ausgabe: Die Verschwörung der Diplomaten. Frankfurt a. M. 1930. — Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis. Ergsb. II. F. Stieve. Iswolski im Weltkrieg. Der diplomatische Schriftwechsel aus d. Jahren 1914—1917. Berlin 1925. — A. V. Nekludov. Diplomatic reminiscences. London 1920. — S. D. Sasonow. Sechs schwere Jahre. Berlin 1927. Dazu vgl. Rings um Sasonow. Hrsg. von E. v. Steinitz. Berlin 1928. — N. V. Tscharykov. Glimpses of High Politics. Through War and Peace. London 1931.

G. Giolitti. Memorie della mia vita. 2 Bde. Mailand 1922. Deutsche Ausgabe: Denkwürdigkeiten meines Lebens. Übersetzt v. W. C. L. Stein. Stuttgart-Berlin 1923. — C. Graf Sforza. Gestalten u. Gestalter d. heutigen Europa. Deutsch v. H. Reisiger. Jena 1931. — L. Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica. Ricordi e frammenti di diario 1914—1919. 5. Aufl. Mailand-Verona 1936. — Ders. Nuovi ricordi e frammenti di diario. Mailand 1938. — A. Crespi. Alla difesa d'Italia in Guerra ed a Versailles. (Diario 1917—1919.) Mailand 1937.

Vgl. die Generalstabswerke der kriegführenden Nationen: Österreich-Ungarns letzter Krieg. 1914—1918. Hrsg. vom österr. Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. 7 Bde. Wien 1930—1938. Ital. Übersetzung von A. Bollati. 1. u. 2. Bd. Rom 1934 ff. — Der Weltkrieg. Bearb. im Reichsarchiv. Bd. 1 ff. Berlin 1925 ff. — Österreich-Ungarns Seekrieg 1914/18 v. H. Sokol und Th. Braun. Hrsg. im Auftrage des

Kriegsarchives. Wien 1922—33. (Ital. Übersetzung v. R. de Courten u. S. Salza. 2 Bde. Rom 1931—32.) — Hadtörténelmi Levéltár. A világháború 1914—1918. (Ungar. Kriegsarchiv. Der Weltkrieg.) Bd. 1 ff. Budapest 1928 ff. — Veliki rat Srbijé za oslobodjenje i ujedinjenje Srba, Khrvata i Slovenska. (Der große Krieg Serbiens für die Befreiung u. Vereinigung der Serben, Croaten und Slowenen.) Bd. 1 ff. Belgrad 1927 ff. — La Grande Guerre. Relation de l'État-major Russe. Bd. 1 ff. Paris 1926 ff. — Ministero della guerra. Comando del Corpo di Stato maggiore. Ufficio storico. L'esercito italiano nella grande guerra (1915—1918). Bd. 1 ff. Rom 1927 ff. — La marina italiana nella Guerra mondiale. 1915—1918. Capo di Stato Maggiore della R. Marina. Rom 1926.

Vgl. die kriegsgeschichtlichen Darstellungen: Österreichisch-ungarische Kriegsberichte. Wien 1915 ff. — Im Felde unbesiegt. III. Bd. Österreich. Hrsg. v. H. Kerchnawe. München 1920. — M. Hoen u. J. Metzger. Der österreichisch-ungarische Krieg. In M. Schwarte. Der Große Krieg 1914—1918. V. Bd. Leipzig 1922. — Z. Csékus. Az 1914—1918 évi világháború összefoglaló történelme. (Zusammenfass. Gesch. d. Weltkrieges.) Budapest 1925 ff. — B. Poll. Deutsches Schicksal 1914—1918. Vorgeschichte und Gesch. des Weltkrieges. Berlin 1937. — K. Krafft v. Dellmensingen. Der Durchbruch. Hamburg 1937. — M. Hoffmann. Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. München 1923. — E. Kabisch. Streitfragen des Weltkrieges. 2. Aufl. Stuttgart 1928. — W. Elze. D. strategische Aufbau d. Weltkrieges. 2. Aufl. Berlin 1939. — H. v. Freytag-Loringhoven. Heerführung im Weltkriege. 2 Bde. Berlin 1920—21. — K. Aggházy. A világháború 1914—18. (Der Weltkrieg.) Budapest 1934. — C. Kiritzesco. La Roumanie dans la Guerre mondiale. 1916—1919. Paris 1934. — A. Tosti. Storia della guerra mondiale. 2 Bde. Mailand 1937—38. — A. Bollati. I rovesci piú caratteristici degli eserciti nella guerra mondiale 1914—1918. Turin 1936. — N. N. Golovine. The Russian army in the world war. New-Haven 1931. — M. Larcher. La grande guerre dans les Balcans. Paris 1929. — A. Gančev. Bulgarija v Světovnata Vojna 1915—1918. (Bulgarien im Weltkrieg.) Sofia 1937.

P. Handel-Mazetti. Die österreichisch-ungar. Kriegsmarine vor und im Weltkrieg. Klagenfurt 1925. — Th. Winterhalder. Die österr.-ungar. Kriegsmarine im Weltkriege. München 1921. — O. Wulff u. H. Sokol. Die österreichisch-ungarische Donauflottille im Weltkrieg 1914—18. Leipzig-Wien 1934. — J. Siba. Folyami hajok a világháborúban. A Duna es a Szava háborús történelme. (Flußschiffe im Weltkrieg. Die Kriegsgesch. der Donau u. d. Save.) Budapest 1931. — L. Madarász. Die k. u. k. Luftfahrtruppen im Weltkriege. Militärwiss. Mitt. 1928. Sonderheft.

J. v. Leers u. K. Frenzel. Atlas zur deutschen Gesch. d. Jahre 1914—1933. Leipzig 1933. — Frontkarte der österr.-ungar.-italienischen Kriegsschauplätze 1:200.000, 4 Blätter v. K. Weinwurm. Wien 1934. (1. Ortler, 2. Sette Comuni, 3. Kärnten, 4. Isonzo-Gebiet.) — N. Krebs u. F. Braun. Die Kriegsschauplätze auf der Balkanhalbinsel. Heft 4 von „Die Kriegsschauplätze", hrsg. v. A. Hettner, Leipzig-Berlin 1916. — Die Tiroler Front. Mitteil. d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereines. 57. Bd. 1931. Nr. 5, 8, 9; 58. Bd. 1932, Nr. 7, 8, 9, 11. — J. Partsch. Der östliche Kriegsschauplatz. H. 3. „Die Kriegsschauplätze" w. o. Leipzig-Berlin 1916. — Panorami della guerra. Del Comando supremo del R. esercito italiano. 12 Hefte. Mailand s. a.

Werk der Carnegie-Stiftung für den internationalen Frieden. Wirtschafts- und Sozialgesch. des Weltkrieges. Hrsg. v. J. T. Shotwell. Österreichische und ungarische Serie. Wien—Budapest 1923 ff. — V. Bibl. Die Tragödie Österreichs. Leipzig-Wien 1937. — F. Frh. v. Wieser. Österreichs Ende. Berlin 1919. — F. Kleinwächter. Der Untergang der österr.-ungarischen Monarchie. Leipzig 1920. — K. Nowak. Der Sturz der Mittelmächte. München 1921. — Ders. Chaos. Ebd. 1923. — Ders. Der Weg zur Katastrophe. Berlin 1926. — E. Glaise von Horstenau. Die Katastrophe. Wien 1928. — J. Frh. von Szilassy. Der Untergang der Donaumonarchie. Berlin 1921. — E. Horvath. Ungarn und d. Weltkrieg. Budapest 1931. — R. v. Hegedüs. Die beiden Andrássy und die beiden Tisza. (Ungarisch.) Budapest 1937. — E. v. Schmidt-Pauli. Europas Dynastien und d. Weltkrieg. Berlin 1938. — J. Ruchti. Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914—1919. I. Tl. Bern 1928. — M. Jorga. Histoire des États Balkaniques jusqu' à 1925. Paris 1925. — S. T. Moore. America and the World War. New-York 1938. — Zu B. Auerbach. L'Autriche et la Hongrie pendant la Guerre. Paris 1926, vgl. G. Turba in MJÖG. 43. Bd. 1929. S. 159—162, u. H. v. Srbik. D. Ltzt. 1926. Sp. 1457—67. — A. Pingaud. Histoire diplomatique de la France pendant la Grande Guerre. Les Alliances et les Interventions. 2 Bde. Paris 1938. — G. M. Trevelyan. Der Aufstieg des britischen Weltreiches im 19. u. 20. Jahrh. Brünn 1938. — L. Wollemborg. Politica estera italiana. Anteguerra e guerra (1882—1917). Rom 1938.

Seit der bosnischen Krise im Jahre 1908 lastete eine dumpfe Spannung über Europa, die bei jedem Aufreißen der politischen Gegensätze — mochten sie nun die Beziehungen der Westmächte zu dem Deutschen Reiche oder die Stellungnahme Österreich-Ungarns und Rußlands zu den Balkanfragen betreffen — zu der ungeheuren Gefahr eines gewaltigen Entscheidungskampfes zwischen den beiden großen Mächtegruppen Europas emporwuchs. Im Zusammenhange mit den politischen Wandlungen der letzten Jahrzehnte ist dann als Folge der Einkreisungspolitik Frankreichs, Englands und Rußlands dieser Kampf über Europa hereingebrochen und wie bei jedem bedeutenden historischen Ereignisse müssen wir auch bei dem Weltkrieg die seit langem wirkenden Ursachen von dem unmittelbaren Anlaß scheiden. Jene waren, wenn wir das Schicksal Österreich-Ungarns betrachten, innenpolitisch die Unfähigkeit der Regierungen, die Daseinsprobleme des Staates zu lösen, außenpolitisch aber der seit Jahrzehnten bestehende Gegensatz zu Rußland und die panslavistische Bewegung — diese sind das Attentat von Sarajevo und die sich daran schließende serbische Krise.

Bei keinem anderen Lande Europas befanden sich Innen- und Außenpolitik in solcher Abhängigkeit voneinander wie in Öster-

reich-Ungarn und es war der folgenschwerste Irrtum, dem sich Kaiser Franz Joseph und seine Minister hingegeben hatten, wenn sie glaubten, nach Außen die Regierung in entgegengesetztem Sinne wie im Innern führen zu können. Die Grundlage der Außenpolitik Österreich-Ungarns mußte nach dem Entstehen des zweiten Reiches, also nach den Kriegen der Jahre 1866 und 1870/71, das deutsche Bündnis sein; das hat man auch auf dem kaiserlichen Hofe erkannt und darnach gehandelt. Aber man hat es abgelehnt, im Innern eine gleichsinnige Politik zu befolgen und dem deutschen Volksstamm als einzigem fähigen Träger des Staatsgedankens die ihm gebührende Stellung einzuräumen. Das hätte keineswegs die gewaltsame Unterdrückung der übrigen Nationen zur Folge haben müssen, vielmehr wäre die Lösung der Nationalitätenfrage unter ausdrücklicher Wahrung des deutschen Staatscharakters die entscheidende Aufgabe gewesen, die von der geschichtlichen Entwicklung dem Kaiser und den Staatsmännern Österreich-Ungarns gestellt worden ist.

Allein der Mangel einer überragenden Führung im Zeitalter Kaiser Franz Josephs bewirkte, daß die unleugbar großen Schwierigkeiten, die der Erfüllung dieser Aufgabe entgegenstanden, nicht überwunden worden sind. Der Kaiser hatte trotz mancher Wandlungen und Zugeständnisse im Grunde doch immer an der Regierungsauffassung festgehalten, die von Metternich und auch von Schwarzenberg im Kampfe gegen die freiheitlichen und nationalen Ideen befolgt worden war und in der es keine Möglichkeit einer wirklichen Lösung der Daseinsprobleme des Staates gab. Denn diese Auffassung war vor allem durch die Abkehr von der Gefühlswelt des Volkes gekennzeichnet; ihre Träger entbehrten der Fähigkeit und auch des guten Willens, den lebendigen Strom der Kräfte, der aus der Tiefe des Volkes quillt, aufzufangen und dem Staate dienstbar zu machen. Weil sie dieses Unvermögen in sich fühlten, fürchteten sie den Brand, den der Nationalgedanke in dem so eigenartigen Völkergefüge Österreich-Ungarns entfachen mußte.

In der zweiten Hälfte der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs wurde dann der Kampf der Nationen gegen den Staat durch das System des Dualismus verschärft, der auf dem Gedanken der Vorherrschaft der beiden führenden Nationen, der Deutschen in der westlichen Reichshälfte, der Magyaren in der östlichen, aufgebaut war. Anders als bei den Deutschen hat sich die Stellung der Magyaren zu einer unbedingten Vorherrschaft über die anderen Volksstämme ihres Landes entwickelt. Sie haben durch ihre Unduldsamkeit, durch ihren wirtschaftlichen und staatlichen Egoismus viel dazu beigetragen, daß

sowohl die Südslaven als auch die Rumänen eine Erfüllung ihrer nationalen Wünsche nur mehr außerhalb des Staates bei den jenseits der Grenzen wohnenden Stammesbrüdern erhofften. Gegenüber diesen auflösenden Kräften verloren die Bande an Festigkeit, die noch die widerstrebenden Teile der Monarchie zusammenhielten: Die geographische Bedingtheit ebenso wie der wirtschaftliche Zusammenhang, endlich auch das dynastische Empfinden, das nur mehr durch die hinreißende Wirkung einer genialen Herrscherpersönlichkeit eine neue Belebung hätte erfahren können.

Neben dem deutschen Bündnis waren außen- wie innenpolitisch die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rußland von größter Bedeutung. Denn von ihnen hing nicht nur die Gestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel ab, die im freundlichen oder feindlichen Sinne geordnet werden konnten, sondern Rußland übte auch durch geistige, konfessionelle und nationale Bande einen sehr entscheidenden Einfluß auf die slavischen Stämme Österreich-Ungarns aus. Mithin war das schwierigste und wichtigste innenpolitische Problem des Staates, die Nationalitätenfrage, nicht von den Beziehungen zu Rußland zu lösen und die Inkongruenz der Innen- und Außenpolitik mußte sich besonders in dieser Hinsicht verhängnisvoll auswirken. Man stieß die Deutschen zurück, die doch mit den Magyaren die Hauptstütze in diesem Kampf gegen Rußland hätten bilden müssen, und bevorzugte, allerdings ohne ihre Wünsche vollkommen zu befriedigen, die Slaven, die von Rußlands Feindschaft getrieben, die Zertrümmerung des Staates als letztes Ziel erstrebten.

Kaiser Franz Joseph hatte, als er nach dem Tode Schwarzenbergs im Frühjahr 1852 die Außenpolitik selbständig zu leiten gedachte, ein verhängnisvolles Erbe übernommen. Denn schon von Schwarzenberg war eine Lockerung der österreichisch-russischen Beziehungen eingeleitet worden, obwohl es seine erste Aufgabe gewesen wäre, dieses Bündnis, das hauptsächlich auf der gleichen autokratischen Einstellung der Monarchen beider Länder, auf ihrem Solidaritätsgefühl gegenüber revolutionären Bewegungen, endlich auch auf der persönlichen Zuneigung des Zaren zu dem jungen Kaiser beruhte, zu vertiefen und ihm eine reale Interessengemeinschaft zu Grunde zu legen. Das ist jedoch nicht geschehen, vielmehr hat das Verhältnis durch die Stellungnahme Kaiser Franz Josephs im Krimkrieg eine gefährliche Umbiegung erfahren (vgl. II./2. Bd.) und niemals wieder ist seit jenen Tagen ein wahrhaft vertrauensvolles Verhältnis zwischen den Höfen von Petersburg und Wien hergestellt worden. Selbst der letzte Herrscher des Zarenreiches Nikolaus II. war noch von dem Gefühle hefti-

ger Abneigung, ja des Hasses gegen das Habsburgische Haus beseelt und diese Empfindungen haben nicht zum wenigsten in Petersburg zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen.

Zu diesen seit langer Zeit bestehenden Spannungen trat nun als plötzlich wirkendes Ereignis die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo am 28. Juni 1914.[1])

Das Attentat war unzweifelhaft das Werk der südslavischen national-revolutionären Bewegung. Wenn man auch in den ersten Wochen die Fäden nicht vollständig zu entwirren vermochte, die von den Verschworenen sowohl zu den Führern des serbischen Staates als auch zu der panslavistischen Partei nach Rußland liefen, so lagen doch Ursprung und Zweck des Anschlages offen zu Tage. Für die Leitung der Außenpolitik Österreich-Ungarns stand jetzt die Frage zur Entscheidung, ob die Ermordung des Thronfolgers zum Anlaß eines kriegerischen Vorgehens gegen Serbien genommen werden oder ob man sich mit diplomatischen Verhandlungen begnügen sollte. Der Minister des Äußeren, Graf Leopold Berchtold, hat den ersten Weg gewählt und man wird ihm diesen Entschluß an sich weniger zum Vorwurf machen dürfen, als den Umstand, daß er sich der Tragweite seines Handelns nicht bewußt war und sich vor allem dem folgenschweren Irrtum hingab, Rußland werde auch diesmal wie in früheren Jahren Serbien im entscheidenden Augenblick im Stiche lassen.

Aber gerade die Absicht Berchtolds, eine kriegerische Auseinandersetzung mit Serbien herbeizuführen, hat in Rußland alle jene Kräfte wachgerufen und neu belebt, die schon seit Jahrzehnten sich die Befreiung der auf dem Boden Österreich-Ungarns wohnenden slavischen Stämme, mithin die Zertrümmerung der Monarchie zum Ziele gesetzt hatten. Und nun wuchs in diesen Tagen höchster Spannung die panslavistische Bewegung Rußlands noch über dieses Ziel hinaus und nahm, getrieben von den Rachegelüsten Frankreichs, den Kampf gegen das gesamte Deutschtum, gegen die germanische Welt Mitteleuropas auf.

Der überragende Anteil des zaristischen Rußlands an der Vorbereitung und dem Ausbruch des Weltkrieges ist heute an der Hand der veröffentlichten Dokumente unzweifelhaft erwiesen; die kurzsichtige Politik des Grafen Berchtold in der Julikrise 1914 aber hat es den Gegnern der Mittelmächte ermöglicht, den Beginn des Krieges auszulösen. Am schärfsten muß wohl sein Vorgehen gegen das Deutsche Reich verurteilt werden, dessen Regierung er mit den gewohnten diplomatischen Mitteln zuerst zu der Versicherung unbe-

dingter Gefolgschaft bewogen hat, um dann im Besitze dieser entscheidenden Zusage eigenmächtig und ohne Rücksicht auf die vermittelnde Tätigkeit des Berliner Außenamtes gegen Serbien vorzugehen.[2])

Trotz dieser verhängnisvollen Haltung Berchtolds in der Julikrise wird man immer wieder und mit stärkstem Nachdruck die Beschuldigung zurückweisen müssen, die Mittelmächte hätten den Kampf seit langem vorbereitet und seinen Ausbruch mit Absicht herbeigeführt. In diesem Falle hätten die Mittelmächte unbedingt die notwendigen diplomatischen und militärischen Vorbereitungen für die große Entscheidung treffen müssen. Allein gerade das Gegenteil ist geschehen. In Wien und in Budapest hatte man in den letzten Jahren in förmlicher Verblendung alles getan, um die bestehenden Bündnisse mit Italien und Rumänien zu lockern und für den Ernstfall unwirksam zu machen. Diese Politik hat Graf Berchtold während der Julikrise fortgesetzt und er hat dadurch sowohl der italienischen Regierung als auch der rumänischen die Flucht in die Neutralität und dann den Anschluß an die Entente erleichtert. Seine Hoffnung, an Stelle Rumäniens Bulgarien zu gewinnen, hat sich zunächst nicht erfüllt, und da von dem am 2. August 1914 geschlossenen Bündnis mit der Türkei eine sofortige Unterstützung nicht zu erwarten war, sind die Mittelmächte bei Beginn des Krieges allein und ganz auf sich selbst gestellt einer Welt von Feinden gegenübergetreten.

Vollkommen ungenügend waren auch die militärischen Vereinbarungen, die von den Generalstäben der Mittelmächte für den Fall eines gemeinsamen Krieges getroffen worden waren, und man wird in dieser Tatsache den stärksten Beweis dafür erblicken, daß weder Deutschland noch Österreich-Ungarn beabsichtigten, den Ausbruch eines Weltkrieges herbeizuführen. Der große Kampf begann, ohne daß die beiden verbündeten Mächte gegenseitig Klarheit über Art und Ziel ihres Vorgehens besaßen. Sie waren auf Gedeih und Verderb zusammengeschlossen und standen doch einander in Unkenntnis und oft genug in scharfem Gegensatz nicht nur in politischen Fragen, sondern auch bei den wichtigsten militärischen Entscheidungen gegenüber.[3]) Dieser verhängnisvolle Mangel trat schon bei der Einleitung der kriegerischen Ereignisse, bei dem Aufmarsch der verbündeten Heere zutage. Die Mittelmächte hatten für die ersten Monate des Krieges mit dem Kampf auf drei europäischen Kriegsschauplätzen zu rechnen, im Westen gegen Frankreich, im Osten gegen Rußland, im Südosten gegen Serbien. Und sogleich zeigte es

sich, wie wenig man die Gemeinsamkeit des Kampfes erkannt hatte: Die Generalstäbe beider Mächte haben auch jetzt ihre Entschließungen unabhängig voneinander gefaßt, sie haben den Krieg als eine parallel verlaufende und nicht als eine nach einheitlichen Grundsätzen zu leitende Handlung betrachtet.

Diesem Mangel einer geschlossenen Führung wird man schon den ersten schweren Fehler bei Beginn des Krieges, die verhängnisvolle Zersplitterung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte durch die Offensive gegen Serbien[4]), zuschreiben müssen. Das Vorgehen gegen Serbien hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn es sogleich nach dem Attentat von Sarajevo in Form einer schlagartigen Strafexpedition erfolgt wäre. Nun aber, da Rußland mobilisiert hatte und sein Angriff auf Galizien zu erwarten war, hätte man, auch wenn das Ministerium des Äußeren aus Prestigegründen, um Bulgarien zu gewinnen, einen durchgreifenden Erfolg gegen Serbien wünschte, doch die geplante Offensive aufgeben und sich an dieser Grenze auf die Verteidigung beschränken müssen. Im Sinne einer einheitlichen Kriegsführung wäre es Aufgabe des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos (AOK.) gewesen, jeden verfügbaren Mann gegen Rußland aufzustellen, wo es galt, die gewaltige Übermacht des Feindes an dem Südflügel seiner Front in Galizien zunächst allein abzuwehren, während im Norden eine einzige deutsche Armee den Schutz Ostpreußens übernommen hatte und den Vorstoß der Russen nach Berlin aufhalten sollte. Denn die Hauptkräfte des deutschen Heeres waren durch die Offensive gegen Frankreich gebunden, die allein die Möglichkeit eines raschen und durchgreifenden Erfolges für die Mittelmächte bot.

Diese Abstufung der Kriegsschauplätze nach ihrer Bedeutung für den Ausgang des Kampfes ist auch dann dieselbe geblieben, als die Ostfront in dem nördlichen Abschnitt durch die überraschenden Siege Hindenburgs und Ludendorffs bei Tannenberg und an den Masurenseen im September 1914 scheinbar an die erste Stelle gerückt war, zumal die gegen Frankreich kämpfenden Truppen gleichzeitig in der Schlacht an der Marne in die Verteidigung gedrängt wurden. Der südliche Teil der Ostfront blieb auch damals der Schauplatz heftiger Abwehrkämpfe; nach den schweren Niederlagen des österreichisch-ungarischen Heeres in dem Raume um Lemberg brandeten die ungeheuren Massen der russischen Armeen bis zu dem Kamm der Karpathen, um dessen Besitz sich während der Wintermonate 1914/15 ein wütendes Ringen entspann. Aber selbst als die Offensive von Gorlice—Tarnow Anfang Mai 1915 auch auf diesem Teil der Ostfront

eine Reihe glänzender Erfolge einleitete, hat der russische Kriegsschauplatz den Charakter einer Abwehrfront bewahrt; denn hier konnte der Kampf niemals zu einer völligen Niederwerfung der Gegner, zu einem vernichtenden Vorgehen führen, das strategische Ziel mußte daher auf die Erreichung und Sicherung einer möglichst weit vorgeschobenen Verteidigungslinie beschränkt bleiben.[5])

In jedem Kriegsjahr sahen sich die beiden Verbündeten vor neue, oft unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten, vor unvorhergesehene Aufgaben und schwerste Entscheidungen gestellt. Am 23. Mai 1915 trat Italien in die Reihe der Gegner und dadurch wurde die Ausdehnung des Kampfgebietes für Österreich-Ungarn bedeutend erweitert. Auch auf dem neuen Kriegsschauplatz war es die erste Aufgabe, den Angriff des Gegners zurückzuweisen. Die schwierige Grenzverteidigung an der Isonzofront, in den Tiroler Bergen und in Kärnten ist von den österreichisch-ungarischen Truppen in bewunderungswürdiger Weise erfüllt worden; trotz des ungeheuren Aufwandes an Menschenleben und Kriegsmaterial hatten die anstürmenden italienischen Heere nur sehr geringe Erfolge zu verzeichnen, die das Gefüge unserer Stellungen nicht nachhaltig zu erschüttern vermochten.

Noch im Jahre 1915 entschlossen sich die Führer der verbündeten Heere, Conrad von Hötzendorf und Falkenhayn, zu einer gemeinsamen Offensive gegen Serbien, der nun eine ganz andere Bedeutung zukam als vor einem Jahre. Jetzt mußte Serbien bezwungen werden, um den Mittelmächten die direkte Verbindung mit der Türkei und mit ihrem neuen Bundesgenossen Bulgarien zu ermöglichen und den Transport von Kriegsmaterial nach Rußland über Salonichi zu unterbinden. Das Unternehmen wurde, soweit es Serbien betraf, mit vollem Erfolge beendet[6]) und nur das Stocken des Vormarsches gegen Salonichi hat sich als eine verhängnisvolle Beschränkung erwiesen. Trotz dieses gemeinsamen Vorgehens waren die beiden leitenden Feldherrn, Conrad und Falkenhayn, weit von einem vertrauensvollen Verhältnis entfernt. Es kam vielmehr um die Jahreswende 1915/16 wegen kleinlicher Fragen zum Bruche zwischen beiden Männern, und als das Frühjahr 1916 herannahte, bereiteten sie ohne Rücksicht und eingehende gegenseitige Verständigung gesonderte Unternehmen vor: Conrad die Offensive aus Südtirol,[7]) Falkenhayn den Angriff auf Verdun. Mit dem Versagen beider Vorstöße und den gleichzeitigen Vorgängen auf dem russischen Kriegsschauplatz, wo die Brussilowoffensive mit dem Einbruch in die österreichischen Linien bei Luck die so mühsam errichtete Ostfront in schwerste Gefahr brachte, war der Mangel einer einheitlichen militärischen Führung der

Mittelmächte so offenkundig geworden, daß Kaiser Franz Joseph selbst die Notwendigkeit eines gemeinsamen Oberbefehls erkannte.

Allein mit der Übernahme des Oberbefehls über die beiden verbündeten Heere durch Kaiser Wilhelm II. war doch nicht die Beseitigung aller Hemmungen verbunden, die bisher einem rückhaltlosen Zusammengehen der beiden Heeresleitungen im Wege gestanden waren, und nur für kurze Zeit gelang es, die innere Spaltung zu überwinden. Der glänzend durchgeführte gemeinsame Kampf gegen Rumänien im Herbst 1916 war die Frucht dieser Einigung.[8]) Aber noch während dieses Feldzuges brach der Gegensatz durch den am 21. November erfolgten Tod Kaiser Franz Josephs wieder auf.

Der Thronwechsel in Österreich-Ungarn hat innen- und außenpolitisch zu folgenschweren Wandlungen geführt. Infolge seines hohen Alters hatte Kaiser Franz Joseph zwar manche Herscherrechte nicht mehr selbst ausüben können; allein wenn er auch oft hilflos den Machenschaften seiner Umgebung gegenübergestanden war, so hatte doch seine Persönlichkeit eine unbedingte Gewähr für die Aufrechterhaltung des deutschen Bündnisses geboten. Mochten auch einzelne Mitglieder des Hofes, der Regierung oder der Generalität dem Zusammenwirken mit dem Deutschen Reich abgeneigt gewesen sein und die Vorherrschaft Berlins mehr fürchten als eine Niederlage, für den Kaiser gab es in diesem Todeskampf seines Reiches keinen anderen Weg, als den an der Seite Deutschlands. Diese unbedingte Bündnistreue hat auch die deutsche Bevölkerung Österreichs dankbar anerkannt und der Kaiser war ihr dadurch gerade in dieser letzten Zeit seines Lebens mehr Stütze und Halt geworden als jemals zuvor in seinen jüngeren Jahren. Deshalb löste sein Scheiden ein Gefühl der Unsicherheit und die Besorgnis aus, daß diese bisher so feste Grundlage der Außenpolitik eine Erschütterung erfahren würde. In der Tat hat der neue Herrscher, Kaiser Karl, beraten von seiner Gemahlin Zita aus dem Hause Bourbon-Parma sogleich schwerwiegende Veränderungen unter den leitenden Persönlichkeiten des Staates vorgenommen. Mancher Vorwurf, den er gegen sie erhoben hat, ist berechtigt gewesen, aber bald war der Eindruck vorherrschend, daß sich der Kaiser aller Ratgeber seines Vorgängers entledigen wollte, um entscheidende politische Neuerungen ungehindert durchführen zu können. Ministerpräsident Ernst von Koerber, der Chef des Generalstabes Conrad von Hötzendorf, der Minister des Äußern Graf Burián, der Leiter der ungarischen Regierung Graf Tisza, sowie zahlreiche Würdenträger des Hofes, der Armee und der Behörden schieden von ihren Stellen und die Wahl ihrer Nachfolger

ließ sehr bald erkennen, daß der Kaiser über eine geringe Menschenkenntnis verfügte und vor allem geneigt war, augenblicklichen Stimmungen und den Einwirkungen seiner Umgebung zu folgen.

Der Grundzug der außenpolitischen Richtung, die Kaiser Karl eingeschlagen hat, war die ausgesprochene Abkehr von der Schicksalsgemeinschaft Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reiche. Es waren Einflüsse und Stimmungen verschiedenen Ursprunges, die ihn auf diese Bahn geführt haben: Die vielfach am habsburgischen Hofe herrschende Eifersucht gegenüber dem Hause Hohenzollern, Eindrücke aus dem Feld, vor allem aber das Drängen hochklerikaler Kreise, an ihrer Spitze die Familie Bourbon-Parma, denen der Kaiser als ein geeignetes Werkzeug zur Förderung ihrer besonderen, sehr weit gespannten politischen Pläne erschien. Sein Wunsch, einen Frieden herbeizuführen, war ihnen das Mittel, um eine vollständige Lösung des Herrscherhauses und des Staates von Deutschland vorzubereiten. Es war ein Unglück, daß dem Kaiser in diesem ersten entscheidenden Jahre seiner Regierung in dem Grafen Ottokar Czernin ein Minister des Äußern zur Seite gestanden ist, der infolge seiner trübseligen, erschlaffenden Art nicht geeignet war, jenen verhängnisvollen Einwirkungen entgegenzuarbeiten. Ebenso wie Kaiser Karl, war auch Czernin von dem Wunsch erfüllt, den Frieden so rasch wie möglich herbeizuführen, auch er war davon überzeugt, daß die deutsche Heeresleitung mit Hindenburg und Ludendorff die Beendigung des Kampfes verhindere. So war er bestrebt, einerseits dem Bundesgenossen die wirtschaftliche Notlage Österreich-Ungarns in übertriebener Weise zu schildern, um ihn von der unbedingten Notwendigkeit, so bald als möglich Frieden zu schließen, zu überzeugen, andererseits jede sich bietende Gelegenheit, auf dem Wege über das neutrale Ausland in Verhandlungen mit den Gegnern zu treten, auszunützen. Auch Graf Czernin hat in diesem Streben manchen Schritt getan, der kaum mit der Bündnistreue gegen das Deutsche Reich vereinbar war, viel weiter als er ist jedoch der Kaiser gegangen, der durch Vermittlung seines Schwagers, des Prinzen Sixtus von Parma, unter Preisgabe der Interessen Deutschlands zu einem günstigen Sonderfrieden mit der Entente zu gelangen hoffte.[9]) Alle diese Verhandlungen mußten jedoch deshalb scheitern, weil die Ententemächte ihren Verbündeten, vor allem Italien, so weitgehende Versprechungen als Lohn für die Teilnahme an dem Kampfe gewährt hatten, daß ihre Erfüllung gleichbedeutend war mit der Auflösung des österreichisch-ungarischen Staates.

Wie in der Außenpolitik, so hat Kaiser Karl auch im Innern neue Wege einzuschlagen gesucht.[10]) Aber seine Bemühungen, durch weitgehendes Entgegenkommen die slavischen Stämme der Monarchie für eine foederalistische Umwandlung zu gewinnen, blieben ohne Erfolg. Die Emigrantenführer der Tschechen und Südslaven waren zwar durch den Ausbruch der Revolution in Rußland im Februar 1917 eines mächtigen Schutzherrn beraubt worden, aber das hinderte sie nicht, viel weitergesteckte Ziele als einen Neuaufbau Österreich-Ungarns zu verfolgen. So blieben die nationalen Spannungen im Innern der Monarchie ungemindert bestehen und die Lage wurde noch durch die sozialen Gegensätze verschärft; das üppige Leben einzelner Kreise, die es verstanden, aus dem Unglück der Menschheit Gewinn zu ziehen, der meist jüdischen Schieber und Kriegslieferanten, trug dazu bei, die allgemeine Unzufriedenheit zu steigern. Auch der gute Wille des Kaisers, diese Mißstände zu beseitigen, vermochte keine nachhaltige Besserung zu bringen.

An der Südfront waren unterdessen die österreichisch-ungarischen Truppen in unablässigem Ringen gestanden und auch in den letzten fünf Isonzoschlachten, die mit einem ungeheuren Aufwand von Menschen und Kriegsmaterial geführt wurden, gelang es den Italienern nicht, wesentlichen Raumgewinn zu erzielen. Allerdings waren im Spätsommer 1917 die Kräfte der Verteidiger aufs äußerste angespannt und die Sorge, daß auch der tapferste Widerstand angesichts der bedeutenden Übermacht des Gegners einmal zusammenbrechen müsse, bewog die Heeresleitungen der Mittelmächte, gemeinsam gegegen die italienische Front vorzustoßen.[7]) Das kühne Unternehmen, der mit hinreißendem Schwung erkämpfte Durchbruch von Flitsch und Tolmein brachte einen glänzenden Sieg, aber infolge des Versagens einzelner Stellen doch nicht den durchschlagenden Erfolg, der erreichbar gewesen wäre. Das war um so verhängnisvoller, als die inneren Kräfte des Staates nahezu vollkommen ausgeschöpft waren. Die Kämpfe an der russischen Front hatten allerdings seit dem Sturz des Zaren im Februar 1917 an Bedeutung verloren, auch die Versuche des Diktators Kerenski, den Angriffsgeist der Truppen wieder zu beleben, waren ohne Erfolg geblieben. Der neuerliche Umschwung, die Novemberrevolution Lenins schuf dann eine vollkommen veränderte Lage. Die Bolschewiken stellten sofort den Kampf ein, ihr Ziel war die Weltrevolution; in der am 28. November 1917 in den Äther hinausgesandten Botschaft „An Alle" forderten sie die Frontsoldaten aller Länder zur Niederlegung der Waffen auf. So zersetzend sich dieser Ruf nach einem Frieden ohne „Kontribu-

tionen und Annexionen" im Laufe der nächsten Monate auf die schwer um das tägliche Dasein ringende Bevölkerung Österreich-Ungarns und Deutschlands auswirken mußte, so bedeutete diese Wandlung der politischen Lage in Rußland militärisch doch eine sehr bedeutende Entlastung für die Mittelmächte. Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk mit den Abgesandten der Sowjetrepublik endeten zwar ohne Ergebnis, aber Graf Czernin konnte am 9. Februar 1918 den „Brotfrieden" mit dem im Süden Rußlands entstehenden ukrainischen Staate schließen.[11])

Die Notwendigkeit, die in diesem Abkommen zugesicherten Lebensmittel aufzubringen, führte dann in den nächsten Monaten zu einer ausgedehnten militärischen Besetzung des Landes durch die Mittelmächte. Es war ein tragisches Verhängnis, daß zwar die Kämpfe an der Ostfront abgeschlossen waren, aber durch die militärische Sicherung ungeheuer ausgedehnter Gebiete den Mittelmächten bedeutende Streitkräfte entzogen wurden. Die Besetzung Polens, der Ukraine, Rumäniens, Serbiens, Montenegros und Albaniens forderte Hundertausende, die man an den Westfronten schwer entbehren mußte. Hier allein, gegen Frankreich und Italien, war jetzt der Schauplatz heftiger und entscheidender Kämpfe. Noch einmal raffte das österreichische Armeeoberkommando alle vorhandenen Kräfte zu einem Offensivstoß gegen die neuaufgebaute Front des italienischen Heeres zusammen, allein die Junischlacht an der Piave scheiterte und brachte die schwersten Verluste. Diese Niederlage traf den Staat in beginnender Auflösung; schon längst hatten sich die slavischen Stämme mit offener Förderung der Entente gegen seinen Bestand gewendet, in Paris hatte man nach langem Zaudern die Zertrümmerung der Donaumonarchie und die Beseitigung der habsburgischen Herrschaft beschlossen. Die Deutschen Österreichs aber waren durch die Blutopfer, die schwersten, die von allen Nationen Österreich-Ungarns und von allen Stämmen des deutschen Volkes gebracht wurden, zermürbt, durch namenlose Entbehrungen erschöpft und nicht zuletzt durch die lockenden Friedensworte Woodrow Wilsons, des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, in ihrem Kampfwillen erschüttert worden. Dazu hatte noch das Bekanntwerden der geheimen, durch den Prinzen Sixtus von Parma geführten Sonderfriedensverhandlungen Kaiser Karls dem Volke jedes Vertrauen in die Leitung des Staates geraubt und alle diese Stimmungen schufen den geeigneten Nährboden für die zersetzende Saat, die von den revolutionär-sozialistischen Parteien ausgestreut wurde. Es kam zu folgenschweren Aus-

ständen in lebenswichtigen Betrieben und bald begann die innere Unruhe auch auf die Front überzugreifen.

So mußte jede Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Krieges schwinden. In überstürzender Hast jagten nun die Ereignisse einander: Die furchtbaren Verluste der deutschen Heere an der Westfront, wo eine gewaltige Aufrüstung und Verstärkung der Gegner seit dem Eintreffen der amerikanischen Hilfeleistung erfolgt war, der Vorstoß der Salonichiarmee und das Versagen Bulgariens, die Räumung Albaniens, Serbiens, Rumäniens und der Ukraine, das traurige Ende der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte in der Adria,[12]) der rasch fortschreitende Zerfall des Staates im Innern,[13]) die beginnende Revolution in Ungarn, endlich der übermächtige Vorstoß an der Piave, der den vollkommenen Zusammenbruch der Front herbeigeführt hat.[14])

Das Ende war herangekommen! Und welch ein Ende! Die Friedensschlüsse von St. Germain-en-Laye und Trianon[15]) sind wie der Friede von Versailles dem Vernichtungswillen der Gegner des deutschen Volkes entsprungen. Österreich-Ungarn mußte fallen, weil man mit diesem Streich dem gesamten Deutschtum eine niemals heilende Wunde zu schlagen hoffte. Denn trotz aller Schwächen der habsburgischen Regierung erschien den Weltrichtern zu Paris das Donaureich als eine große Gefahr und sie haben deutlicher als mancher Herrscher oder Staatsmann in Wien und Budapest erkannt, daß dieser Staat in seinen Grundlagen deutsch sein mußte, wenn er überhaupt bestehen sollte. Weder die Magyaren, noch die slavischen Stämme waren durch Veranlagung und Siedlungsraum befähigt gewesen, Kern und Kitt, sowie geistige Führer des Völkergemenges im Donaulande zu werden. Viele Jahrhunderte hatten die Deutschen Österreichs mit dieser Aufgabe gerungen und sie haben sie, zuletzt getrennt von dem deutschen Mutterlande und ganz auf sich selbst gestellt, zu erfüllen gesucht. Erst nach Jahrzehnten wird man zu erkennen vermögen, wie viel sie an seelischen, geistigen und materiellen Werten ihren Nachbarvölkern gegeben, welchen Schatz sie auch wieder heimgebracht haben in ihr eigenes Volk. Der Staat aber, dem sie, ihrer geschichtlichen Sendung zufolge, so treu und aufopfernd noch in dem letzten Ringen gedient hatten, war dem Untergange geweiht gewesen und die Friedensschlüsse von St. Germain und Trianon haben nur ein Urteil bestätigt, das schon lange zuvor von dem Schicksal verhängt und 1918 mit dem Ausgang des Weltkrieges vollzogen worden war: Das Ende Österreich-Ungarns.

1. Das Attentat von Sarajevo.

Vgl. über Franz Ferdinands Lebenslauf: Conrad v. Hötzendorf. Dienstzeit. I—III. — Gina Conrad v. Hötzendorf. Mein Leben mit Conrad von Hötzendorf. Leipzig 1935. S. 67 ff. — Lettres de la Princesse Radziwill au General de Robilant (1908—15). 4. Bd. Bologna 1934. — A. Frh. v. Morsey. Konopischt und Sarajevo. Erinnerungen. Berl. Mh. XII. 1934. S. 486—99. — A. Frh. v. Margutti. Vom alten Kaiser. 3. Aufl. Leipzig-Wien 1921. S. 121 ff., 145 ff., 291 ff. — Auffenberg-Komarow. Aus Österr. Höhe u. Niedergang, w. o. S. 226 ff. — Czernin. Im Weltkrieg. S. 45 ff. — Polzer-Hoditz. Kaiser Karl. S. 74 ff. — Bardolff. Soldat im alten Österreich. S. 105 ff., 170 ff. — E. Seeliger. Abendsonne über Habsburgs Reich. Markgraf Béla Pallavicini erzählt. Wien 1935. S. 251 ff. — J. M. Baernreither. Fragmente eines politischen Tagebuches. Hrsg. v. J. Redlich. Berlin 1928. S. 232 ff. — R. Sieghart (Singer). Die letzten Jahrzehnte einer Großmacht. Berlin 1932. S. 52 ff., 234 ff. — G. Graf Gudenus. Kaiser u. Thronfolger. In E. Steinitz. Erinnerungen an Franz Joseph I. Berlin 1931, S. 137—149. — P. Nikitsch-Boulles. Vor dem Sturm. Erinnerungen an Erzh.-Thronfolger Franz Ferdinand. Berlin 1925. — Th. v. Sosnosky. Franz Ferdinand. München-Berlin 1929. Dazu vgl. H. v. Srbik. in d. Hist. Zeitschr. 140. Bd. 1929. S. 628—31. — L. v. Chlumecky. Erzh. Franz Ferdinands Wirken u. Wollen. Berlin 1929. — V. Eisenmenger. Erzh. Franz Ferdinand. Zürich-Leipzig-Wien 1929. — M. Muret. L'Archiduc François-Ferdinand. Paris 1932. — K. H. Strobl. Franz Ferdinands Lebensroman. Memoirenbibliothek 5. Reihe 10. Bd. 7. Aufl. Stuttgart 1920. — J. Rosenbauer. Eine Welt zerbrach. Der Weg nach Sarajevo. Berlin 1936. — S. B. Fay. Der Ursprung des Weltkrieges. II. Bd. Berlin 1930. S. 1 ff. — E. v. Glaise-Horstenau. Neue österr. Biographie. III. Bd. S 7—33. — K. Frh. v. Bardolff. Franz Ferdinand. Berl. Mh. V. 1927. S. 599—608. — H. Lammasch. Erzh. Franz Ferdinand. In „H. Lammasch", hrsg. v. M. Lammasch u. H. Sperl. Wien 1922. S. 77—95. — O. Forst. Ahnenverlust und nationale Gruppen auf d. Ahnentafel d. Erzh. Franz Ferdinand. Wien 1912. — Ders. Die Ahnentafel S. k. u. k. Hoheit Erzh. Franz Ferdinand von Österreich-Este. Wien-Leipzig 1910.

Über das Attentat in Sarajevo vgl. die Bibliographien: A. v. Wegerer. Bibliogr. z. Vorgesch. d. Weltkrieges, w. o. Anhang S. 109 f. — Weltkriegsbücherei w. o. 2./3. Stuttgart 1934. S. 19—22. — L. Savadjian. Bibliogr. Balkanique 1920—30. Paris. Revue des Balkans 1931. S. 22—24. — Ferner: Österreich-Ungarns Außenpolitik. VIII. Bd. Nr. 9939, 9949 ff. — Internationale Beziehungen. I. Reihe. 4. Bd. Nr. 3 ff. — Der große Krieg Serbiens, w. o. (Serb. Generalstabswerk). 1. Bd. Belgrad 1924. Vgl. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 501—28. — M. Boghitschewitsch. Die auswärt. Politik Serbiens, 1903—1914, I. u. II. Bd. Berlin 1928—29. — R. Gooß. Das österr.-serbische Problem bis zur Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, 28. Juli 1914. Gutachten. Werk d. Untersuchungsausschusses. R. I. Bd. 10. Berlin 1930. S. 1—302.

Gavrilo Princips Bekenntnisse. Aufgezeichnet v. M. Pappenheim. Wien 1926. — Pharos. Der Prozeß gegen d. Attentäter von Sarajevo. Berlin 1918.

— L. Schnagl. Die Manöver in Bosnien im Jahre 1914. Ein Beitr. z. Gesch. d. Thronfolgermordes. Berl. Mh. VI. 1928. S. 873—881. — A. v. Wegerer. Der Anlaß z. Weltkrieg. Ausschnitte z. Attentat v. Sarajevo. Ebd. III. 1925. S. 353—405 u. IV. 1926. S. 400—414.

N. P. Poletika. Sarajevskoe ubijstvo. (Der Mord v. Sarajevo.) Leningrad 1930. Vgl. darüber Berl. Mh. VIII. 1930. S. 495—500. — L. Pfeffer. Istraga u Sarajevskom Atentatu. Agram 1938. Dazu vgl. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 737—739. — L. Magrini. Il Dramma di Sarajevo. Origini e responsabilità della guerra europea. Mailand 1929. Vgl. dazu P. Herre in Berl. Mh. VIII. 1930. S. 324—29. — G. Stefani. Il Dramma di Sarajevo e la responsabilità serba. Rom 1930. — A. Mousset. L'Attentat de Sarajevo. Documents inédits et texte intégral des sténogrammes de procès. Paris 1930. — J. Chopin (Pichon), Le Complot de Sarajevo. Étude sur les origines de la guerre. Paris 1918. — L'Attentat de Sarajevo et ses répercussions immédiates. Revue d'histoire de la guerre mondiale. 1930. I. — O. Treyvaud. La tragédie de Sarajévo. Paris 1934. — R. W. Seton-Watson. Sarajevo. A Study of the origins of the Great War. London 1926. — Edith Durham. The Sarajevo Crime. London 1925, vgl. dazu H. Lutz. Berl. Mh. IV. 1926. S. 318—21, und E. Durham. Sarajevo murder. Aus d. „Manchester Guardian" v. 20. XII. 1924, übersetzt Berl. Mh. III. 1925. S. 220—222.

H. Wendel. Die Habsburger u. d. Südslavenfrage. Gutachten, Werk des Untersuchungsausschusses, w. o. X. Bd. Berlin 1930. S. 303—372. — Ders. Der Kampf d. Südslaven um Einheit u. Freiheit. Frankfurt a. M. 1925. Dazu vgl. J. Matl. Neuere deutsche Literatur z. Gesch. Jugoslaviens. Jahrbücher f. Kultur u. Gesch. d. Slaven. N. F. II. Bd. 1926. S. 32—40. — St. Stanojević. Die Ermordung d. Erzh. Franz Ferdinand. Ein Beitr. z. Entstehungsgesch. d. Weltkrieges. Aus d. Serb. übersetzt v. H. Wendel. Frankfurt a. M. 1923. — B. Jevtić. Sarajevski Attentat. Sarajevo 1923. — Ders. Erinnerungen u. Eindrücke betreffend d. Attentat von Sarajevo. Belgrad 1924. Dazu Berl. Mh. III. 1925. S. 657—686. — W. Gluck. Sarajevo. (Polnisch.) Warschau 1935. Vgl. dazu H. Übersberger. Ztschr. f. Gesch. Osteuropas II. 1937. S. 139—41.

Erzherzog Franz Ferdinand war am 18. Dezember 1863 als ältester Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig und der Prinzessin Maria Annunziata von Bourbon geboren worden. Er hatte die übliche Prinzenerziehung genossen, die in keiner Weise tiefere Kenntnisse vermittelte, aber durch die künstlerischen Neigungen seines Vaterhauses nicht unbeeinflußt geblieben war. Der junge Erzherzog widmete sich dem Militärdienst und gab sich der leichten Lebensführung hin, die in dem Wien der 80er Jahre herrschend geworden war. Durch das gewaltsame Ende des Kronprinzen Rudolf im Jahre 1889 wurde das Schicksal Franz Ferdinands in neue unerwartete Bahnen gelenkt. Er war nun einer der nächsten Anwärter des Thrones und nach dem Tode seines Vaters 1896 wurde er Thronfolger. Eine schwere Erkrankung, die ihn zu dieser Zeit befallen hatte, schien ihm jede Hoffnung auf Verwirklichung seiner Aussichten zu rauben, doch erzwang er mit eiserner Willenskraft seine Genesung. Diese Jahre bedeuteten für ihn eine Zeit inneren Reifens und der Sammlung; freilich lernte er auch auf seinem langen Krankenlager die niedrige Gesinnung vieler Menschen seiner Umgebung kennen, die ihn schon zu den Toten rechneten und sich mit ihren Huldigungen seinem jüngeren Bruder Otto zuwandten. Diese traurigen Erfahrungen haben in ihm den düsteren Zug seines Wesens, die Neigung zu Mißtrauen und Verachtung, ein altes Erbteil seines Geschlechtes, noch verstärkt. Kaum genesen, stand ihm ein zweiter Kampf bevor;

erst nach langem Ringen mit Kaiser Franz Joseph, dem Hüter der Traditionen des Erzhauses, konnte er die Gräfin Sophie Chotek als seine Gattin heimführen, doch mußte er für die aus seiner Ehe zu erwartenden Kinder auf alle Rechte des kaiserlichen Hauses und der Nachfolge verzichten. Dieser feierliche Akt fand am 28. Juni 1900 in der Hofburg statt. Das reine Glück des Familienlebens erfüllte nun das Dasein des Erzherzogs, vermochte aber nicht, alle dunklen Schatten aus seinem Leben zu bannen. Zu tief verletzten ihn die Kränkungen, denen seine Gemahlin, trotzdem sie von Kaiser Franz Joseph zuerst zur Fürstin, dann zur Herzogin von Hohenberg erhoben wurde, bei höfischen Veranstaltungen ausgesetzt war, zu sehr quälte ihn der Zwiespalt, in den er durch seine Veranlagung und seine politischen Überzeugungen zu seinem kaiserlichen Oheim geriet.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte sich im vierten Jahrzehnt seines Lebens zu einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit entwickelt, die mit Schroffheit und Härte ihre Ansichten vertrat, ihre Ziele verfolgte und vor allem nach Betätigung ihrer Kräfte verlangte. Aber Kaiser Franz Joseph hatte weder in seiner Jugend seinem Bruder Maximilian als nächstem Agnaten Einblick in die Regierungsgeschäfte gewährt, noch in späterer Zeit seinen eigenen Sohn Rudolf zur Teilnahme herangezogen, noch viel weniger war er jetzt geneigt, dem Thronfolger, dem er persönlich fern stand, einen entsprechenden Wirkungskreis einzuräumen. Schrittweise mußte sich Franz Ferdinand vorwärts kämpfen und jedes Zugeständnis dem Kaiser abringen. Mit zunehmendem Alter verschlechterte sich das Verhältnis der beiden immer mehr, so daß der Kaiser jedem Besuch seines Neffen mit kaum verhüllter Sorge und Unruhe entgegensah. In der Tat hatten sie wenig Gemeinsames. Sie begegneten einander nur in der weitgespannten Auffassung ihres Herrschertums, beide waren von dem Gottesgnadentum ihrer Stellung überzeugt und innerlich Gegner jeder Demokratie. Daraus ergab sich auch eine ähnliche Haltung zur Kirche, der sie trotz persönlicher Frömmigkeit gewisse Grenzen im staatlichen Leben zu setzen entschlossen waren. Aber sonst machten sich Verschiedenheiten geltend, die weit über den natürlichen Gegensatz der Generationen hinausführten. Der Erzherzog war ungleich ideenreicher und phantasievoller als der Kaiser. Das machte sich besonders in seinen Plänen zur politischen Umgestaltung der Monarchie geltend; er kannte die Bedeutung der Nationalitätenfrage und war entschlossen, sie unter seiner Regierung einer Lösung zuzuführen, die den slavischen Stämmen in beiden Reichshälften weitgehende Vorteile gewährt hätte. Die dualistische Staatsform sollte eine Umwandlung erfahren in dem Sinne, daß die Vorherrschaft des magyarischen Stammes gebrochen und die Rechte der Nationen auf dem Boden des ungarischen Reiches besser gewahrt würden. Den Magyaren, vor allem dem Adel des Volkes, kam der Erzherzog mit unverhohlener Abneigung entgegen, sie waren in seinen Augen Volksbedrücker und Hochverräter. (Vgl. u. a. den Brief an Beck v. Jahre 1904 in Glaise-Horstenau. Franz Jos. Weggefährte. S. 404. — Vgl. das politische Programm des Thronfolgers in dem Manifest, das er für den Fall des plötzlichen Hinscheidens Franz Josephs vorbereitet hatte, in den Berl. Mh. IV. 1926. S. 338 ff. und in Fay. Ursprung des Weltkrieges II. S. 15 f. — J. Weiß. Erzh. Franz Ferdinand und Ungarn. N. Fr. Presse v. 18. August 1929. Nr. 23.321. — Ders. Was ist die Wahrheit über Franz Ferdinand? N. Fr. Presse v. 22. Sept. 1929. Nr. 23.356.)

Außenpolitisch war die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu Rußland, womöglich des alten Dreikaiserbündnisses das Ziel Franz Ferdinands. Er war in dieser Beziehung sehr stark durch persönliches Erleben beein-

flußt. Die freundliche Aufnahme, die er 1897 in St. Petersburg am Zarenhofe und 1909 gemeinsam mit seiner Gattin in Rumänien bei König Carol I. und dessen Gemahlin gefunden hatte, bestärkten ihn in seinen Plänen. Die bulgarische Politik des Wiener Außenministeriums lehnte er ab, nicht nur mit Rücksicht auf sein freundschaftliches Verhältnis zu Rumänien, sondern auch aus persönlicher Feindseligkeit gegen König Ferdinand. Seine Beziehungen zu dem verbündeten Monarchen Kaiser Wilhelm II. waren anfangs kühl, gewannen aber durch die häufigen gegenseitigen Besuche und die persönliche Liebenswürdigkeit des deutschen Kaisers immer mehr an Wärme und Vertrautheit, so daß auch dem Erzherzog das Bundesverhältnis zu Deutschland als der Angelpunkt seiner gesamten zukünftigen Außenpolitik erschien, ohne daß er jedoch den Deutschen Österreichs eine bevorzugte Stelle einzuräumen gedachte. Dem zweiten Bundesgenossen, Italien, stand Franz Ferdinand, schon infolge seiner nahen Beziehungen zur katholischen Kirche, ablehnend gegenüber. (L. v. Chlumecky. Franz Ferdinands Außenpolitik. Berl. Mh. XII. 1934. S. 455—466.)

Mit Sorge verfolgte der Erzherzog das Überaltern der Umgebung des Kaisers, der sich nur schwer von seinen Ratgebern, die ihn so manche Jahre begleitet hatten, trennen konnte. Zuerst errang der Thronfolger gewissen Einfluß in militärischen Angelegenheiten; 1906 erhielt er eine eigene Militärkanzlei, die anfangs unter der Leitung des Majors Alexander von Brosch, dann des Obersten Dr. Karl v. Bardolff stand. Im gleichen Jahre bewog er den Kaiser, seinen langjährigen Mitarbeiter in militärischen Fragen, Grafen Friedrich Beck, zu entlassen und den Feldmarschall Franz Conrad von Hötzendorf, dessen Begabung der Thronfolger hoch einschätzte, zur Leitung des Generalstabes zu berufen. Auch der Minister des Äußeren Graf Agenor Goluchowski mußte von seinem Amte scheiden; sein Nachfolger wurde der außenpolitische Vertrauensmann Franz Ferdinands, Alois Lexa Freiherr von Aehrenthal. In dem politischen Ringen der folgenden Jahre, besonders in den Fragen der italienischen Politik trat jedoch der Thronfolger in heftigen Gegensatz zu Aehrenthal und stand auf Seite Conrads, wenngleich auch er ebenso wie der Kaiser ein Anhänger des Friedens und ein Gegner einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Serbien und Italien war. Viel schärfer als Conrad erkannte er die innenpolitischen Schwierigkeiten und die Gefahr eines ganz Europa umfassenden Kampfes, der durch die Führung eines Präventivkrieges gegen Serbien oder Italien heraufbeschworen werden konnte.

Der Thronfolger gebot ohne Zweifel über bedeutende Fähigkeiten, dennoch war er in seinen Kreisen wie auch im Volke mehr gefürchtet als geliebt; sein schroffes, unduldsames Wesen hatte ihm viele Gegner geweckt. Sein Hang zur Jagd war immer mehr zu einer blinden Vernichtungswut ausgeartet, die weit entfernt war von der weidgerechten Jagdliebhaberei Franz Josephs und einen verborgenen Zug zur Grausamkeit ahnen ließ. Sicher war sein verschlossenes Wesen, das zu jähen Zornesausbrüchen neigte, nicht geeignet, ihm im ersten Ansturm die Herzen der Menschen zu gewinnen. Er forderte unbedingte, widerspruchslose Hingabe, dann ließ er es zumal in seiner Familie an Güte, zarter Rücksicht und Aufmerksamkeit nicht fehlen. Gegensätzliche Auffassung und Widerspruch ertrug er schwer, am schwersten, wenn sie von den von ihm geförderten Persönlichkeiten kamen; sein Mißtrauen ließ ihn überall beabsichtigte Kränkung und Zurücksetzung vermuten.

Wenn auch Kaiser Franz Joseph in der Führung der Regierungsgeschäfte eine Einflußnahme des Thronfolgers hartnäckig zurückgewiesen hat, so mußte er ihm doch die Erfüllung gewisser Repräsentationspflichten übertragen, denen er selbst

in seinem Alter nicht mehr gewachsen war; dazu gehörten Auslandsfahrten zu Besuchen fremder Höfe, Empfänge der befreundeten Monarchen und die Besichtigung militärischer Übungen. Schon 1913 hatte man eine Reise des Thronfolgers in die beiden annektierten Länder Bosnien und Herzegowina zur Stärkung des dynastischen Empfindens geplant. Ende Juni 1914 war die Abhaltung größerer Manöver vorgesehen, denen Erzherzog Franz Ferdinand als Vertreter des Kaisers beiwohnen sollte. Um den Eindruck zu mildern, den die Ansammlung größerer Truppenmassen in einem außenpolitischen so gefährdeten Gebiet machen mußte, wurde der Schauplatz der Manöver von der serbischen Grenze weiter entfernt in das gegen Dalmatien gerichtete Gebiet südwestlich von Sarajevo verlegt in der Annahme, daß der mutmaßliche Feind nach der Landung an der dalmatinischen Küste in das Innere des Karstgebirges vorrücken wolle. Dennoch war man in Serbien tief erregt über diese drohende Geste, die sich freilich ebenso sehr oder noch mehr gegen Italien richtete.

Es war ein unkluger Schritt der Heeresverwaltung, auf die Abhaltung von Manövern in den Provinzen zu dringen, die trotz des Scheines äußerer Ruhe und der Ergebenheit in ihr Schicksal von den Stürmen nationaler Leidenschaft durchbraust waren. Bosnien und die Herzegowina nahmen eine Sonderstellung in der Monarchie ein. Die Verwaltung stand unter militärischer Aufsicht, es war nötig, eine bedeutende Truppenmacht in beiden Ländern zur Aufrechthaltung der Herrschaft zu belassen, und der rangälteste militärische Kommandant leitete als Landeschef die Provinzen. Ihm war ein hoher Verwaltungsbeamter als Ziviladlatus beigegeben. Der Landeschef hatte aber keineswegs die ausschließliche Führung, vielmehr unterstanden Bosnien und Herzegowina, um den Forderungen des Dualismus Rechnung zu tragen, dem gemeinsamen Finanzminister in Wien.

Während nun Benjamin von Kallay in dieser Stellung (1882—1903) es verstanden hatte, der Schwierigkeiten sowohl in bezug auf Verfassung und Verwaltung als auch im Streite der Nationalitäten einigermaßen Herr zu werden, erwies sich sein Nachfolger Stephan Freiherr von Burián (1903—12) als wenig geeignet für diese verantwortungsvolle Aufgabe und noch schlimmer wurde die Lage unter dem gemeinsamen Finanzminister Leon Bilinski (1912—15), der sich in offenem Gegensatz zu dem Landeschef, Feldzeugmeister Oskar Potiorek, befand. (Vgl. L. Bilinski. Erinnerungen [Polnisch], w. o. — Th. Sosnosky. Der letzte Akt vor dem Weltkrieg. Der Briefwechsel Bilinski-Potiorek. Wiener Zeitung v. 6., 14., 21. I. 1924. — E. v. Glaise-Horstenau. Feldzeugmeister Potiorek. Berl. Mh. XII. 1934. S. 144—48. — C. Baron Collas. Auf den bosnischen Wegspuren d. Kriegsschuldigen. Ebd. V. 1927. S. 11—27. — J. Brauner, Bosnien und Herzegowina. Berl. Mh. VII. 1929. S. 325 ff.)

Das Land hätte sich nur durch lebensvollen Zusammenhang mit den führenden Personen regieren und gewinnen lassen, nicht aber durch Anordnungen, die rein doktrinär von dem Wiener Ministerium ausgingen Der Zwiespalt in der obersten Leitung begünstigte die unglaubliche Lässigkeit der Behörden in der Überwachung des Schulwesens und der Vereine. Potiorek kannte wohl, wenn auch nicht in vollem Umfange, die nationalrevolutionäre Bewegung, die, von Serbien ausgehend, die Bevölkerung Bosniens für den Gedanken der südslavischen Einheit zu gewinnen suchte. Aber auch Potiorek unterschätzte die Gefahren, die diese hemmungslose Agitation mit sich führte. Es war bei der leidenschaftlichen Hingabe des Volkes an das nationale Einigungsideal damit zu rechnen, daß es bei einem so außerordentlichen Anlaß, wie es die Veranstaltung der Manöver und der Besuch des

Thronfolgers war, zu Ausschreitungen bedenklicher Art kommen würde. Als 1910 der Kaiser die beiden Provinzen besucht hatte, waren weitgehende Maßnahmen zur Sicherung seiner Person getroffen worden; man hatte ein Heer von Sicherheitsbeamten, Detektivs und Gendarmen neben dem Militär aufgeboten. Wenn man schon im Jahre 1914, als die Stimmung im Lande um so viel ungünstiger geworden war, auf dem Besuch des Thronfolgers bestand, so wären noch ausgedehntere Sicherheitsmaßnahmen nötig gewesen. Aber Potiorek und Bilinski schoben sich gegenseitig diese Aufgabe zu, sie arbeiteten gegeneinander und zu allem Überfluß mischte sich der Erzherzog noch mit widersprechenden Befehlen in die Angelegenheit ein, so daß keine wirksamen Anordnungen zu seinem Schutze getroffen wurden, obwohl an vielen Stellen in Wien, selbst bei der Leitung des Generalstabes Warnungen vor dem beabsichtigten Besuch Franz Ferdinands in Sarajevo eintrafen. Dieser Besuch sollte noch dazu am 28. Juni, dem Vidov-dan, stattfinden, dem höchsten nationalen Gedenktag der Serben zur Erinnerung an die Tat des Ritters Miloš Obilić, der 1389 den Sultan Murad I. getötet hatte. (Vgl. A. Urbánsky v. Ostrymiecz. Conrad v. Hötzendorf u. d. Reise d. Thronfolgers nach Sarajevo. Berl. Mh. VII. 1929. S. 463—471.)

Der Thronfolger weilte im Frühjahr 1914 in seinem Schlosse Konopischt in Böhmen, wo er am 12. Juni den Besuch Kaiser Wilhelms II. empfing, in dessen Begleitung sich der Chef der deutschen Flotte, Großadmiral von Tirpitz, befand. Dieser Umstand bot ebenso wie das Eintreffen des Außenministers Grafen Berchtold, der einige Tage später nach Konopischt kam, Anlaß zu phantastischen Gerüchten, die durch einen Artikel des englischen Journalisten Wickham Steed weite Verbreitung fanden, aber ganz haltlos waren. (Vgl. W. Steed. The Pact of Konopischt. In „The Ninteenth Century". 79. Bd. Februar 1916, und ihm folgend C. J. Diamandy. La Grande Guerre. I. Teil. Revue des deux mondes. 1927. 42. Bd. S. 790 ff. Vgl. dazu S. B. Fay. Ursprung des Weltkrieges, II. Bd. S. 24 f. Anm. 45. — Steed nahm an, daß beide Fürsten eine vollkommene Neuordnung Europas, die Schaffung zweier Ostreiche zur Versorgung der Söhne Franz Ferdinand vereinbart hätten. Vgl. dazu den Bericht des Baron Treutler, der den deutschen Kaiser begleitete, in: Große Politik. 39. Bd. Nr. 15.736. — Zu dem Berichte Conrads, Dienstzeit, IV. S. 36 ff. vgl. A. v. Morsey. Konopischt und Sarajevo w. o. S. 487. — Große Politik, 39. Bd. Nr. 15733 ff. — Gooß. Gutachten S. 165 ff. — Polzer-Hoditz. K. Karl. S. 200. Anm. 1. — Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica, S. 32 ff.)

Es wurden allerdings Fragen von großer politischer Bedeutung besprochen, vor allem gelangten beide Fürsten über das weitere Verhalten gegen Rumänien zu einer Einigung. Zehn Tage später sollte Großfürst Cyrill von Rußland einer Einladung Franz Ferdinands Folge leisten; dieser Besuch hätte wohl dazu gedient, ein besseres Verhältnis zu Rußland anzubahnen, doch erfolgte aus unbekannten Gründen eine Absage des Großfürsten.

Nun sollte der Erzherzog nach Bosnien reisen; durch die fortwährenden Streitigkeiten zwischen Potiorek, Bilinski und seiner eigenen Militärkanzlei verärgert, wollte er die Fahrt aufgeben. Aber nach einer Audienz bei dem Kaiser, über deren Verlauf wir keine zuverlässigen Nachrichten besitzen, entschloß er sich doch, an den Manövern teilzunehmen. Auf getrennten Reisewegen begaben sich der Erzherzog und seine Gemahlin nach Bosnien, wo sie nach gutem Verlauf des ersten Manövertages am 25. Juni in dem kleinen Badeort Ilidže bei Sarajevo zusammentrafen. Am Abend des 27., als die Manöver beendet waren, wurde noch

erwogen, ob man nicht von dem für den 28. Juni, einem Sonntag, angesetzten Besuch der Landeshauptstadt absehen sollte. Der Erzherzog hätte es vorgezogen, sofort abzureisen, aber als man ihn aufmerksam machte, daß er durch sein Fernbleiben die kroatisch-katholische Bevölkerung in ihren Erwartungen täuschen werde, ließ er sich zum Bleiben bewegen. So erfolgte programmgemäß am 28. Juni um 10 Uhr die Ankunft in Sarajevo. Es waren in der Stadt so gut wie keine Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden, nur wenige einheimische Polizisten und Detektivs standen an den Wegkreuzungen. Bei der Fahrt in das Rathaus wurde das erste Attentat auf den Erzherzog verübt, der Typograph Nedeljko Čabrinović schleuderte bei der Čumurjabrücke eine Bombe, die aber erst hinter dem Auto, in dem Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin und dem Landeschef Potiorek saß, explodierte. Als die zahlreichen Verwundeten versorgt waren, setzte der Erzherzog die Fahrt fort. Im Rathause angelangt, empfing er den Bürgermeister mit zornigem Vorwurf, hierauf wurden die offiziellen Begrüßungsreden gewechselt. Verhängnisvollerweise vertraten Potiorek und der Regierungskommissär die Ansicht, daß kein zweites Attentat erfolgen werde; die beantragte Räumung der Straßen lehnte Franz Ferdinand ab. Nur die Wegstrecke wurde geändert, doch versäumte man es, dem Chauffeur des Erzherzogs die Straßenzüge, die er nun wählen sollte, genügend einzuprägen. So folgte er dem vorausfahrenden Auto des Bürgermeisters und schlug bei der Lateinerbrücke einen falschen Weg ein; als Potiorek dies bemerkte und befahl umzukehren, mußte das Tempo der Fahrt verlangsamt werden. In diesem Augenblick fielen drei oder vier Schüsse. Die Herzogin von Hohenberg war durch eine Kugel des Attentäters Gavrilo Prinzip getroffen worden und starb nach wenigen Augenblicken. Der Erzherzog selbst schien anfangs nur leicht verletzt, doch verlor er bald das Bewußtsein; er hatte eine unbedingt tödliche Wunde im Halse empfangen, der er nach einer Viertelstunde erlag. (Vgl. neben den oben genannten Werken noch die Berichte über den Hergang der Attentate bei Morsey. Konopischt u. Sarajevo, w. o. S. 492 ff., dann den Brief des Obersten Bardolff an Conrad, Dienstzeit. IV. S. 19—22, ferner den Bericht Potioreks an d. Grafen Stürgkh, Außenpolitik. VIII. Beil. zu Nr. 9949, S. 215—218. — Wegerer. Anlaß zum Weltkrieg. S. 362 ff. — Der Reiseweg des Erzh. Franz Ferdinand nach Bosnien u. d. Wege der Attentäter von Belgrad nach Sarajevo. Berl. Mh. V. 1927. S. 226—230. — Über Čabrinović vgl. Gooß. Gutachten, S. 245, Anm. 3. — Gavrilo Prinzip. Ein geschichtlicher Beitrag z. Vorgesch. d. Attentates von Sarajevo. Wien 1926.)

Die Nachricht von dem furchtbaren Ende des Thronfolgerpaares rief in der ganzen westlichen Reichshälfte Entsetzen hervor; mit dumpfem Ahnen fühlte man, daß die Schüsse von Sarajevo den Auftakt zu schrecklichem Erleben bilden würden. Viel gleichgültiger blieb die Volksstimmung in Ungarn, die Abneigung gegen den Erzherzog machte sich sogar in unverhohlener Befriedigung geltend. Abstoßend war das Verhalten der höfischen Kreise, die ihren Unmut über den Erzherzog und seine Gemahlin selbst bei seinem letzten Wege durch die Reichshauptstadt nach der von ihm erbauten Ruhestätte in der Gruft in Artstätten bei Pöchlarn zum Ausdruck brachten. Kaiser Franz Josef bewahrte auch bei diesem schrecklichen Ereignisse seine gewohnte Ruhe und seine Äußerung, daß eine höhere Gewalt die Ordnung wieder hergestellt habe, die er nicht habe aufrechterhalten können (Margutti. Vom alten Kaiser, w. o. S. 148), läßt erkennen, daß er sich innerlich niemals mit der morganatischen Ehe des Thronfolgers abgefunden hatte und sie als unvereinbar mit den Pflichten gegen das Erzhaus empfand.

In Sarajevo war es gleich nach dem Attentat und am 29. Juni zu schweren Ausschreitungen der kroatischen und mohamedanischen Bevölkerung gegen die Serben gekommen, deren Geschäftsläden geplündert und deren Wohnungen verwüstet wurden. Potiorek sah sich genötigt, das Standrecht über die Stadt und bald darauf den Ausnahmszustand über die beiden Provinzen zu verhängen. Er trat nun für die Anwendung energischer Maßnahmen ein, es sollten der Landtag geschlossen, scharfe Verfügungen gegen die national-serbischen Studenten getroffen, alle Vereine aufgelöst, die gesamte Verwaltung in die Hände eines mit besonderen Vollmachten ausgestatteten Generals gelegt, also eine Militärdiktatur errichtet werden. Man kann angesichts der Begründung dieser Vorschläge Potioreks die Frage nicht unterdrücken, wieso er, der doch auch wenige Tage vorher die gefährliche Stimmung im Lande gekannt haben mußte, die verhängnisvolle Fahrt Franz Ferdinands nicht verhindert, sie vielmehr mit allem Eifer betrieben hat.

Die Forderungen Potioreks wurden von dem gemeinsamen Finanzminister Leon Bilinski entschieden zurückgewiesen. Bilinski sprach sich gegen eine Sistierung der verfassungmäßigen Einrichtungen Bosniens aus und erhob zugleich heftige Vorwürfe gegen die Amtsführung Potioreks, der die ganze Reise des Erzherzogs als eine militärische Angelegenheit behandelt und ihm keine Mitteilung von dem beabsichtigten Besuche in Sarajevo gemacht habe. (Vgl. d. Briefwechsel, Außenpolitik. VIII. Nr. 9947 ff. u. Berl. Mh. VI. 1928, S. 1928, S. 260—264.)

Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß die beiden Hauptattentäter Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Prinzip einer größeren Gruppe von Verschwörern angehörten, die sich die Ermordung des Thronfolgers zum Ziel gesetzt hatte. Nicht weniger als acht Teilnehmer der Verschwörung waren auf der Fahrtstrecke aufgestellt gewesen. Schon die ersten Verhöre ließen den Zusammenhang mit der südslavischen revolutionären Bewegung der Narodna Odbrana (vgl. S. 31) erkennen. Prinzip und Čabrinović, die zwar österreichisch-ungarische Staatsangehörige waren, sich aber in den Monaten vor der Tat in Belgrad aufgehalten hatten, bekannten, den Plan der Mordtat im Frühjahr 1914 gefaßt zu haben. Die Waffen und Bomben hatten sie sich mit Hilfe eines serbischen Eisenbahnbeamten Milan Ciganović und eines aktiven serbischen Offiziers, des Majors Vojin Tankosić verschafft. Nach kurzer Unterweisung in dem Gebrauch der Waffen hatten beide am 28. Mai 1914 Belgrad verlassen und waren über Šabać mit Hilfe der Grenzbeamten nach Ložnica und hier auf getrennten Wegen nach Bosnien gekommen. (Vgl. F. v. Wiesner, M. Ciganović. Berl. Mh. V. 1927. S. 1041—1048. — Gooß. Gutachten, S. 253. Anm 2, S. 254, Anm. 4. — Der Reiseweg d. Erzh. Franz Ferdinand, w. o. S. 226—30. — Gooß. Gutachten, S. 196 ff. Anm. 2. — L. Schnagl. War der Grenzübertritt d. Mörder d. Erzh. Franz Ferdinand auf eine Nachlässigkeit d. österr. Grenzbehörden zurückzuführen? Berl. Mh. XII. 1934. S. 957—65.)

Der gerichtliche Prozeß gegen die Attentäter begann am 12. Oktober 1914 in Sarajevo, drei der Verschworenen wurden zum Tode verurteilt und am 3. Februar 1915 hingerichtet, einige erhielten lebenslängliche Kerkerhaft, auch der Hauptattentäter Prinzip konnte wegen seiner Jugend nicht zum Tode verurteilt werden. Er wurde mit zwei Genossen in der Festung Theresienstadt eingekerkert, doch starben alle drei nach wenigen Jahren, als letzter Prinzip am 30. April 1918.

Bei der Untersuchung im Jahre 1914 gelang es jedoch nur, den äußeren Rahmen der Vorgänge aufzudecken, die Erkenntnis der weit zurückgehenden und die nationalen Kreise Serbiens umfassenden Zusammenhänge folgte erst einige Jahre später durch die Enthüllungen und gegenseitigen Beschuldigungen serbischer

Staatsmänner und durch die Ergebnisse des Prozesses von Salonichi im Jahre 1917. In Serbien waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Rußland ausgehend revolutionäre Ideen eingedrungen, die sich mit der auf eine Vereinigung der Südslaven gerichteten nationalen Bewegung verbanden. Das starke Vorwalten sozialer Gedanken war ebenso wie der hemmungslose Radikalismus ein besonderes Kennzeichen dieser Bewegung. Ihr politisches und nationales Ziel war nur durch die Zertrümmerung Österreich-Ungarns zu erreichen, eine Lösung auf dem Boden der Monarchie, wie sie der Illyrismus (vgl. II./1. Bd. S. 627 ff.) erstrebt hatte, war ausgeschlossen, da die Einigung von Altserbien, dem „Piemont" der südslavischen Völker, ausgehen sollte. Der nationale Gedanke ergriff, freilich mit verschieden starker revolutionärer Ausprägung die gesamte Bevölkerung Serbiens, mit besonderer Beamten und Lehrer. Der Bewegung gehörten auch die Mitglieder der Regierung an, wenngleich sie offene Beziehungen zu den radikalen Gruppen vermieden, so auch Nikola Pasić. Das offizielle Ministerium konnte sich aber dem Einfluß der revolutionär eingestellten Offiziersparteі, die eine Art Nebenregierung bildete, nicht entziehen.

Diese politisch-nationalen Ziele waren auch der wahre Zweck der angeblich kulturellen Vereine, die ihren Wirkungskreis auf die „unerlösten" Gebiete Österreich-Ungarns erstreckten, zuerst des „Slovenski jug" (Slavischer Süden), der auf Betreiben der österreichischen Regierung 1909 aufgelöst worden war. (Vgl. d. Statut, Berl. Mh. VIII. 1930. S. 1142—56.) Seine Aufgabe übernahm aber bald der viel besser organisierte radikal-nationale Verband „Narodna Odbrana", der 1908 seine Statuten empfangen hatte und der Vorbereitung einer gewaltsamen Erhebung der südslavischen Stämme Österreich-Ungarns dienen sollte. In das Programm der Narodna Odbrana war die Schulung von Freiwilligen in dem Gebrauch der Waffen, in der Herstellung und Anwendung von Explosivstoffen vorgesehen. Gemeinsam mit der Narodna Odbrana, nur noch mehr zur Anwendung gewaltsamer Mittel bereit, war die Geheimorganisation „Ujedinjenje ili smrt" (Vereinigung oder Tod), auch „Crna ruka", die „Schwarze Hand", genannt, die ihre Ziele in revolutionär-terroristischer Weise verfolgte und zahlreiche fanatische Anhänger in der serbischen Armee hatte. Die Zentralleitung beider Verbände befand sich in Belgrad, abhängig von ihnen war die Jugendorganisation „Mlada Bosna" (Jung-Bosnien). Die Narodna Odbrana und Crna ruka entfalteten eine intensive geheime Wühlarbeit in den südslavischen Provinzen Österreich-Ungarns und erstrebten unter Anwendung gewaltsamster Mittel die Zertrümmerung dieses Staates. 1910 bis 1914 wurden mehrere Attentate auf den Landeschef von Bosnien, Feldzeugmeister von Varešanin, auf den Banus von Kroatien, Cuvaj, und Baron Skerlecz verübt. (Vgl. über diese Organisationen vor allem Gooß. Gutachten, S. 171—195, daselbst auch die Literatur. — D. Lazarevitsch. Die schwarze Hand. Lausanne 1917. — M. Boghitschewitsch. Die serbische Gesellschaft „Vereinigung oder Tod", genannt die „Schwarze Hand". Berl. Mh. IV. 1926. S. 664—676, daselbst die Statuten des Verbandes. — N. Nenadowitsch. Die Geheimnisse der Belgrader Kamarilla. „La Fédération Balcanique" vom 1. XII. 1924. Dazu H. Lutz. Zum Mord in Sarajevo. Berl. Mh. III. 1925, S. 445—450. — O. Tartaglia. Veleizdajnik. (Der Hochverräter.) Agram-Spalato. 1928. — Die Narodna Odbrana. Berl. Mh. V. 1927. S. 192—225. — F. v. Wiesner. Die Schuld der serbischen Regierung am Mord von Sarajevo. Berl. Mh. VI. 1928. S. 307—395. — M. Boghitschewitsch. Les Procès de Salonique Juin 1917. Paris 1927. — Ders. Le Colonel Dragoutine Dimitriévich Apis. Paris 1928. — A.

Szanto. Apis, der Führer der „Schwarzen Hand". Berlin 1928. — C. A. Popović. Das Sarajevoer Attentat u. d. Organisation „Vereinigung oder Tod". In „Nova Europa" Agram. Juli 1932. Dazu vergleiche Berl. Mh. X. 1932. S. 1097—1121. — S. B. Fay. Blak hand plot that caused war. In „Current history". 1925. Oktober-November. — W. M. Petrovitsch. Die Gesellschaft d. schwarzen Hand u. d. Weltkrieg. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 597—627. — [H. Pozzi und W. M. Petrowitsch.] Black hand over Europe. London 1935. — H. M. Ehrmann. The Petrović Memoir. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 763—771. — St. Frh. v. Sarkotić. Der Hochverratsprozeß von Banjaluka. Berl. Mh. VII. 1929. S. 30—47.— H. Übersberger. Zum Ultimatum vom 23. Juli 1914. Ebd. VI. 1928. S. 634 ff. — J. Matl. Materialien zur Entstehungsgeschichte des Staates der Südslaven. Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. N. F. II./2. 1926. S. 53—80.)

Auch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin war, wie wir heute wissen, das Werk dieser Geheimorganisationen. Der Urheber war aber nicht der Attentäter Gavrilo Prinzip, sondern der damalige Leiter und Organisator der Crna ruka, Oberst Dragutin Dimitrijević, der auch schon bei der Verschwörung gegen König Alexander und Draga Maschin 1903 mitgewirkt hatte.

Nach den Ergebnissen der Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte, die also bei den Verhandlungen vor dem Ausbruch des Weltkrieges noch nicht herangezogen werden konnten, hat Oberst Dimitrijević schon im Herbst 1913, als nach dem ersten Besuche Kaiser Wilhelms II. in Konopischt am 23.—25. Oktober 1913 Gerüchte von einem bevorstehenden Überfall der Mittelmächte auf Serbien auftauchten, die gewaltsame Beseitigung des Erzherzogs Franz Ferdinand geplant. Er übertrug die Vorbereitung dem Major Vojin Tankosić, der sich an den in Lausanne weilenden Führer der revolutionären Bewegung in Bosnien Milan Čačinović wandte. Mitte Jänner 1914 fand eine Vorbesprechung in Toulouse statt. Prinzip wurde jetzt von dem Plane des Attentates verständigt, er begab sich nach Belgrad, wo er mit dem Typographen Čabrinović und anderen Verschwörern in Verbindung trat. Die Bomben, die sie von Tankosić erhielten, stammten aus den militärischen Beständen, während die Browningrevolver von Dimitrijević besorgt wurden. Ihre Fahrt nach Sarajevo war durch die Mitglieder der Narodna Odbrana sorgfältig vorbereitet worden.

Dimitrijević hatte in den letzten zwei Jahrzehnten mit leidenschaftlicher Hingabe seine nationalrevolutionären Ziele, die Einigung der Südslaven, verfolgt. So wie er bereit war, seine Person, sein Leben dem Wohle seiner Nation zu opfern, so war er auch entschlossen, jedes Hindernis, das sich ihm auf seinem Wege entgegenstellte, gewaltsam zu beseitigen. Er geriet mit seiner schroffen, bedingungslosen Einstellung oft genug in Gegensatz zu der offiziellen Regierung, die sich seiner zum Schlusse trotz seiner unleugbaren Verdienste um das serbische Volk gewaltsam zu entledigen suchte. Er wurde beschuldigt, im September 1916 Attentate auf den serbischen Kronprinzen Alexander und den Ministerpräsidenten Pasić vorbereitet zu haben, die Dynastie Karageorgiević stürzen und die Herrschaft der Militärpartei errichten zu wollen. Er wurde in dem Prozeß von Salonichi am 11. April 1917 schuldig gesprochen und mit zwei Gesinnungsgenossen am 13. Juni hingerichtet.

(Vgl. die Darstellung bei Wiesner. Die Schuld d. serb. Regierung an d. Mord v. Sarajevo, w. o., ihm folgend Gooß. Gutachten S. 198 ff. u. d. oben angeführten Werke. — Svetozar Pribicević vertritt gegen Stanojević die Ansicht, daß Dimitrijević mit Unrecht als Urheber des Attentates von Sarajevo

bezeichnet worden sei, die serbische Regierung hätte sich des unbequemen Mahners entledigen und durch diese Beschuldigung den Justizmord von Salonichi rechtfertigen wollen. Vgl Stanojević. Die Ermordung d. Erzh. Franz Ferdinand w. o. — Dragutin Dimitrijević u. d. Prozeß von Salonichi. Mitt. u. Dok. von Svetozar Pribičević. Berl. Mh. XI. 1933. S. 994—1004. — Über Svetozar Pribičević vgl. Gooß. Gutachten, S. 172 Anm. 3. — Das Testament Dimitrijević, vgl. Berl. Mh. III. 1925. S. 686—87.)

Von besonderem Interesse ist die Frage, in welchen Beziehungen die Verschworenen zu den Freimaurern standen. Sehr viele Mitglieder der Narodna Odbrana wie überhaupt der führenden Intelligenzschichten Serbiens haben der Belgrader Freimaurerloge angehört, deren Anteil an der Planung und Vorbereitung des Attentates ohne Zweifel ein sehr bedeutender war. (Vgl. darüber Pharos. Der Prozeß gegen d. Attentäter von Sarajevo. Berlin 1918. — O. Tartaglia in d. Berl. Mh. VII. 1929. S 91—94. — H. Lutz. Zum Mord von Sarajevo. Ebd. III. 1925. S. 488 ff. — St. Kekule von Stradonitz. Der Mord von Sarajevo. Leipzig 1931. — F. Hasselbacher. Entlarvte Freimaurerei. 2. Bd. Berlin 1936. — E. Wichtl. Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltpolitik. 13. Aufl. München 1938.)

2. Der Ausbruch des Weltkrieges. Die Kriegsschuldfrage.

Vgl. die Bibliographien: A. v. Wegerer, Vorgesch. d. Weltkrieges, w. o. — Weltkriegsbücherei, w. o. S. 22—28. — Vgl. ferner vor allem d. Zeitschrift: Berliner Monatshefte (Die Kriegsschuldfrage), w. o. — Beiträge zur Schuldfrage. Hrsg. v. d. Zentralstelle f. Erforsch. d. Kriegsursachen. 1—6. Berlin 1922—27.

Von den in Bd. II/2. und bei Wegerer angeführten Aktenreihen vgl.: Österreich-Ungarns Außenpolitik. VIII. Bd. — Große Politik, XXXVII.—XXXIX. Bd. — Schwertfeger, Wegweiser. VIII. Bd. — La Crise de juillet 1914. Documents saxons et wurttembergeois. Übersetzt v. Ch. Appuhn. Paris 1936, dazu vgl. Deutsche Gesandtschaftsberichte zum Kriegsausbruch 1914. Im Auftrag d. ausw. Amtes hrsg. v. A. Bach. Berlin 1937. — Die deutschen Dokumente z. Kriegsausbruch. Hrsg. im Auftrag des Auswärtigen Amtes v. Graf M. Montgelas u. W. Schücking. 4 Bde. N. Aufl. Berlin 1927. — Die österreichisch-ungar. Dokumente z. Kriegsausbruch. Hrsg. v. Staatsamt f. Äußeres in Wien. 3 Tle. Berlin 1923. — Bayrische Dokumente z. Kriegsausbruch u. zum Versailler Schuldspruch. Hrsg. v. P. Dirr. 2. Aufl. München-Berlin 1924. — Das zaristische Rußland im Weltkrieg. Neue Dokumente aus d. Russ. Staatsarchiven. Beiträge zur Schuldfrage. VI. H. Berlin 1927. — Pokrowski-Hoetzsch, Internationale Beziehungen, w. o. I. Abt. 4. u. 5. Bd., II. Abt. 6/1. u. 2. Bd. — Documents diplom. français. 1871—1914. III. Serie. 9.—11. Bd. — M. Boghitschewitsch. Die auswärtige Politik Serbiens. II. Bd.

Vgl. ferner die auf S. 8 ff. angeführten Memoiren: Conrad v. Hötzendorf. Dienstzeit, w. o. IV. u. V. Bd. — Polzer-Hoditz. Kaiser Karl, S. 215 ff. — Giesl. Zwei Jahrzehnte, S. 250 ff. — Musulin. Haus am Ballplatz, S. 213 ff. — Baernreither. Fragmente, w. o. — Jagow. Ursachen, S. 95 ff.

— Poincaré. Memoiren. Der Katastrophe entgegen. S. 299 ff., dazu vgl. G. v. Jagow. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 601—611; A. Bach, Poincaré und der Kriegsausbruch. Stuttgart-Berlin 1929; G. Dupin. M. Poincaré et la Guerre. Paris 1935. — E. Grey. Fünfundzwanzig Jahre Politik 1892—1916. I. Bd. S. 292 ff. II. Bd. S. 1 ff. Vgl. dazu: H. Lutz. Lord Grey u. d. Weltkrieg. Berlin 1927, u. H. Rothfels, Berl. Mh. V. 1927. S. 350—54, 457—68; M. Montgelas. Lord Grey als Staatsmann u. Geschichtsschreiber. Ebd. IV. 1926. 3. u. 4. Tl. S. 435—453. — G. v. Jagow. England und d. Kriegsausbruch. Berlin 1925. — Nicolson. Die Verschwörung der Diplomaten, w. o. — D. Lloyd George. Mein Anteil am Weltkriege. I. Bd. (War memoirs I. u. II. Bd.), w. o. — Sasonow. Sechs schwere Jahre, w. o. Vgl. dazu E. v. Steinitz. Rings um Sasonow, w. o. — W. A. Suchomlinow. Erinnerungen. Deutsche Ausgabe. Berlin 1924. Dazu vgl. A. Bach. Berl. Mh. IX. 1931. S. 257—83. — N. N. Schebeko. A Vienne, en juillet 1914. La Revue de France v. 15. V. 1933./3. Bd. S. 266—92. — N. N. Schebeko. Souvenirs. Essai historique sur les origines de la guerre de 1914 Paris 1936. Dazu vgl. J. Cambon. Les souvenirs de M. Schebeko. Revue des deux mondes, 15. Juni 1933. S. 847—863. — M. Frh. v. Taube. Der großen Katastrophe entgegen. 2. Aufl. Leipzig 1937. (Franz. Ausgabe, Paris 1928.) — A. A. Poliwanow. Memoiren (russisch). Moskau 1924. — S. Dobrorolski. Die Mobilmachung der russischen Armee 1914. Berlin 1922. — J. Danilow. Rußland im Weltkriege. Übersetzt v. R. v. Camphausen. Jena 1925. (Russische Ausgabe, Berlin 1924. Franz. Ausgabe, Paris 1927.) Vgl. dazu M. Montgelas. General Danilow und die russische Mobilmachung. Berl. Mh. II. 1924. S. 18—21. — G. Buchanan. My mission to Russia. I. Bd. London 1923. — Graf Pourtalès. Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg, Ende Juli 1914. (1. Aufl. Am Scheidewege zwischen Krieg u. Frieden. 1919.) 2. Aufl. Berlin 1927. — F. v. Hake. Am Brandherd des Weltkrieges. Die Julitage 1914 in Petersburg. Erfurt 1929. — M. Paléologue. La Russie des Tsars pendant la grande guerre. 3 Bde. Paris 1921/22. Deutsche Ausgabe: Am Zarenhof während des Weltkrieges. 2 Bde. 4. Aufl. München 1929. — M. Paléologue. Guilleaume II. et Nicolas II. Paris 1935. Vgl. dazu A. v. Wegerer. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 271—291, 434—453. — Journal intime de Nicolas II. Juillet 1914 — Juillet 1918. Aus d. Russ. übersetzt v. M. Béronville u. A. Kaznakov. Paris 1934. Vgl. dazu Berl. Mh. XII. 1934. S. 232—40. — Rußland auf dem Weg zur Katastrophe. Tagebücher des Großfürsten Andrej und des Kriegsministers Poliwanow. Briefe des Großfürsten an den Zaren. Hrsg. v. G. Frantz. Berlin 1926. — R. Rosen. Forty Years of Diplomacy. 2. Bd. London 1923. — K. Frh. v. Macchio. Momentbilder aus der Julikrise 1914. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 763—88. — Aldrovandi-Marescotti. Guerra diplomatica, S. 17 ff. — H. R. Madol. Gespräche mit Verantwortlichen. Berlin 1933. — Die Parlamentsreden bei Kriegsausbruch 1914. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 748—787. — Graf L. Berchtold. Russia, Austria and the World War. Contemporary Review. 133. Bd. April 1928. S. 422—432. — Ders. Habe ich den Weltkrieg gewollt? Pesti Hirlap v. 20. XII. 1928. Aus d. Ungarischen übersetzt i. Berl. Mh. VII. 1929. S. 620—626. — Vgl. d. Interview Berchtolds in d. Wiener Sonn- u. Montagszeit. v. 23. IV. 1935. Dazu A. v. Wegerer. Graf Berchtolds Interview über d. Kriegsausbruch. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 518—28. Ferner d. Beitrag Berchtolds i. d. Sammelwerke E. v. Steinitz. Rings um Sasonow. S. 41—55. —

Graf Stephan Tisza. Briefe. Deutsche Ausgabe v. O. v. Wertheimer. I. Bd., w. o. — D. Angyal. Stephan Tisza. Neue österr. Biographie. I. Bd. 1923. S. 55—69. — G. Gratz. Staatsmänner u. Diplomaten d. Vorkriegszeit. Graf Stephan Tisza. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 92—116. — F. Herczeg. Graf Stephan Tisza. Wien-Budapest. 1926. — G. Erény. Graf Stephan Tisza. Ein Staatsmann u. Märtyrer. Wien-Leipzig 1935. — A. v. Spitzmüller. Le comte Étienne Tisza et la Guerre. Nouvelle Revue de Hongrie. April 1933. — V. Rényei. L'opposition du comte Étienne Tisza à la guerre. Ebd. Juli 1932. — J. of Listoved. Graf Tisza and the War. Quarterly Review 1937./1. — R. v. Hegedüs. Die beiden Andrássy u. d. beiden Tisza, w. o.

J. E. Guéchoff. La genèse de la Guerre mondiale. Le Débâcle de l'Alliance Balcanique. Bern 1919. — V. Radoslawoff. Bulgarien und die Weltkrise. Berlin 1923. — Die Europäischen Mächte und die Türkei während des Weltkrieges. Hrsg. v. E. Adamow. Deutsche Ausgabe v. K. Kersten u. B. Mironow, w. o.

Die allgemeinen Darstellungen vgl. bei Wegerer. Bibliographie, Anhang S. 104 ff. — Davon besonders S. B. Fay. Ursprung des Weltkriegs, II. Bd. Dazu A. F. Pribram. Einige Bemerkungen zu Fay's „The origins of the World War." Berl. Mh. VII. 1929. S. 629—35. u. H. E. Barnes. Ebd. VI. 1928. S. 1023—52. — R. Gooß. Gutachten, w. o. S. 196 ff. Vgl. dazu L. Bittner. Österreich u. Serbien. Hist. Ztschr. 144. Bd. 1931. S. 78—104. — R. Gooß. Das Wiener Kabinett u. d. Entstehung d. Weltkrieges. Wien 1919. 2. Aufl. Berlin 1921. — H. Lutz. Die europäische Politik i. d. Julikrise 1914. Gutachten. Die Vorgeschichte d. Weltkrieges. Werk d. Untersuchungsausschusses. I. Reihe. 11. Bd. Berlin 1930. — E. Anrich. Die englische Politik im Juli 1914. Eine Gesamtdarstellung d. Julikrise. Berlin 1934. — W. Zimmermann. Die englische Presse z. Ausbruch d. Weltkrieges. Berlin 1928. — F. Stieve u. Graf M. Montgelas. Rußland u. d. Weltkonflikt. Berlin 1927. — G. Frantz. Rußlands Eintritt i. d. Weltkrieg. D. Ausbau d. russischen Wehrmacht u. ihr Einsatz beim Kriegsausbruch. Berlin 1934. — A. M. Sajontschkowski. Die Vorbereitung Rußlands zum Weltkrieg. Moskau 1926. Vgl. dazu G. Frantz. Berl. Mh. V. 1927. S. 92—94. — E. v. Horvath. So starb der Friede. Berlin 1930. — J. V. Bredt. Die russ. Mobilmachung 1914. Preuß. Jahrb. 211. Bd. 1928. S. 129—142. — E. Fischer. Die kritischen 39 Tage. Berlin 1928. — G. Ottmer. Rußland u. d. Kriegsausbruch. Heer u. Diplomatie i. Zarenreiche während d. Julikrise 1914. Diss. Bonn. Berlin 1937. — E. Anrich. Europas Diplomatie am Vorabend d. Weltkrieges. Berlin 1937. — P. Herre. Die kleinen Staaten und die Entstehung des Weltkrieges. München 1937. — R. Recouly. Les Heures tragiques d'Avant Guerre. Paris 1922.

Zur Kriegsschuldfrage vgl. besonders: G. Schwab. Die Kriegsschuldfrage. Ein Verzeichnis d. Literatur d. In- u. Auslandes. Leipzig 1925. — M. Graf Montgelas. Leitfaden z. Kriegsschuldfrage. Leipzig 1923. (Engl., amerik. u. franz. Ausgabe 1924—25.) Vgl. dazu die Polemik J. Pekař und Graf Montgelas. Berl. Mh. II. u. III. 1924—25. — H. Delbrück. Der Stand d. Kriegsschuldfrage. 2. Aufl. Berlin 1925. — H. E. Barnes. Der Stand der Kriegsschuldfrage. Berl. Mh. V. 1927. S. 715—754. Vgl. auch IV. 1926. S. 195—207. — A. v. Wegerer. Die Widerlegung d. Kriegsschuldthese. Berlin 1928. Engl. u. franz. Ausg. London-Paris 1930, 1932. — Ders. Die entscheidenden

Ergebnisse d. Kriegsschuldforschung. Berlin 1933. — Ders. Im Kampf gegen die Kriegsschuldlüge. Berlin 1936. — Ders. Wie es zum großen Kriege kam. 4. Aufl. Leipzig 1937. — E. Gottschalk. Der völkerrechtliche Gehalt der Kriegsschuldfrage. Berl. Mh. VII. 1929. S. 135—55, 224—242. — B. Schwertfeger. Der Weltkrieg der Dokumente. Berlin 1929. — P. Rassow. Die Kriegsschuldfrage in ihren Abwandlungen während d. Krieges. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 921—950. — E. Kabisch. Die feindliche Kriegsschuldpropaganda während d. Weltkrieges. Ebd. VI. 1928. S. 950—78, 1085—98, 1176—1205. — G. Demartial. Die Behandlung d. Kriegsschuldfrage in Frankreich. Ebd. IV. 1926. S. 131—141. — M. Morhardt. Les savants américains devant de probléme des origines de la guerre. Paris 1926. — N. Japikse. Betrachtungen über d. sogenannte Kriegsschuldfrage im neutralen Ausland. Breslau 1925. — N. Pokrowski. Aus den geöffneten russischen Archiven. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 1005—1023. — L. Bittner. Die Verantwortlichkeit Österreich-Ungarns f. d. Ausbruch d. Weltkrieges. In „Österreich", hrsg. v. J. Nadler u. H. v. Srbik. 3. Aufl. Salzburg-Leipzig 1936. S. 185—206.

M. Boghitschewitsch. Kriegsursachen. Zürich 1919. (Engl. Ausg. London 1920, franz. Ausg. Paris 1925.) — B. v. Bülow. Die Krisis. Die Grundlinien d. diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch. 3. Aufl. Deutsche Dokumente, w. o., Kommentar. Berlin 1922. — W. Naef. Kriegsursachen u. Kriegsschuldfrage. Berner Untersuch. z. allg. Gesch. VII. Bern-Leipzig 1932. — M. Morhardt. Die wahren Schuldigen. Aus d. Franz. übersetzt v. M. v. Verschuer. Leipzig 1925. — G. Demartial. La Mobilisation des Consciences. 2. Aufl. Paris 1927. — Ders. La Guerre de 1914. L'Evangile du Quai d'Orsay. Paris 1926. Deutsche Ausg. Berlin 1928. — Ders. Les responsabilités de la Guerre. Paris 1931. — Ders. La haine de la Verité. La chasse au mensonge historique. Paris 1939. — P. Renouvin. Les origines immédiates de la Guerre. 2. Aufl. Paris 1927. Engl. Ausgabe. New. Haven 1928. Dazu vgl. M. Montgelas. Das neue Buch Pierre Renouvins. Berl. Mh. III. 1925. S. 451—73; IV. 1926. S. 32—42 und V. 1927. S. 1083—39. — P. Renouvin. La crise européenne et la Grande Guerre (1914—1918). 1. Bd. Paris 1934. Vgl. dazu J. Hashagen. Berl. Mh. XII. 1934. S. 867—74. — P. Renouvin. Le gouvernement Austro-Hongrois et la crise de Juillet 1914. Revue d'histoire de la guerre mondiale. April 1930. — A. v. Wegerer. Drei Aufsätze Renouvins zur Kriegsschuldfrage. Berl. Mh. VII. 1929. S. 472—90. — C. Bloch. Les Causes de la Guerre Mondiale. Paris 1933. (Deutsche Ausg. Zürich 1935.) Vgl. dazu A. Torre u. A. Bach in Berl. Mh. XII. 1934. S. 210—233, 691—696. — E. Bourgeois u. G. Pagès. Die Ursachen u. Verantwortlichkeiten d. Großen Krieges. Hrsg. v. B. Schwertfeger. Berlin 1926. — J. Isaac. Un débat historique 1914. Le problème des origines de la guerre. Paris 1933. — R. Gerin. Comment fut provoquée la guerre de 1914. 2. Aufl. Paris 1933. — H. Pozzi. Les coupables. Documents inédits. Paris 1935. Vgl. dazu A. Bach. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 496—506.

J. D. Carter. The attitude of France in the austro-serbian conflict 1914. Toulouse-Paris 1927. — H. E. Barnes. The Genesis of the World War. 2. Aufl. New-York-London 1929. Deutsche Ausg. v. F. Arens. Stuttgart 1928. — C. R. Beazley. Die Verantwortlichkeit f. d. Weltkrieg. Berl. Mh. VII. u. VIII. 1929—30. — Ders. On some causes of the Great War. London 1932. — J. S. Ewart. The Roots and Causes of the War. New-York 1925. — B. E. Schmitt. The coming

of the war. 1914. 2 Bde. London-New-York 1930. (Franz. Ausg. Paris 1932.) Vgl. dazu M. Graf Montgelas. Berl. Mh. IX. 1931. S. 429—43, 656—72, 754—71, und „Amerikanische Kriegsschuldfrage-Diskussion". Ebd. IV. 1926. S. 293—312.

C. Barbagallo. Come si scatenò la guerra mondiale. Bibl. della Nuova Riv. stor. VII. Bd. Mailand 1923. Vgl. dazu Graf M. Montgelas. Ein italien. Historiker über d. Kriegsausbruch. Berl. Mh. I. 1923. S. 41—47. — A. Torre. Le origini della guerra mondiale. Mailand 1933. — A. Lumbroso. Le origini economiche e diplomatiche della guerra mondiale. Mailand 1927. —

N. P. Poletika. Vozniknovenie mirovoj vojny. (D. Entstehung d. Weltkrieges.) Moskau 1935. Vgl. dazu W. Leppmann. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 755—60. — C. Graur. Cu privire la Franz Ferdinand. Bukarest 1935. — N. Japikse. De Uitbarsting (Der Ausbruch). Utrecht 1936. —

A. v. Wegerer. Deutschlands Haltung im österreichisch-serbischen Konflikt. Berl. Mh. VI. 1928. S. 488—504. — H. E. Barnes. Did Germany incite Austria 1914? In „Current history". Juli 1928; dazu vgl. Berl. Mh. VI. 1928. S. 992—1004. — K. Jagow. Deutschland freigesprochen. Das Drama d. 13 Tage im Urteil d. Geschichte. Leipzig 1933. — F. Stieve. Die Schuld am Weltkriege. Berlin-Leipzig 1936. — G. Roloff. Englands Anteil an d. Kriegsschuld. Berl. Mh. VI. 1928. S. 917—950. —

W. Fraknoi. Die ungarische Regierung u. d. Entstehung d. Weltkrieges. Wien 1919. — E. Horváth. Ungarn u. d. Weltkrieg. Budapest 1931. — Ders. Responsability of Hungary for the war. Budapest 1933. — Ders. Die Kriegsschuldfrage i. d. ungarischen Politik. Berl. Mh. IV. 1926. S. 733—46. — J. Arató. Vádak es tények (Anklagen u. Tatsachen. Studien über die Verantwortlichkeit Ungarns f. d. Weltkrieg). Budapest 1934.

L. Magrini. Il Montenegro. La fine di un regno. Mailand 1922. — A. Rappaport. Montenegros Eintritt in den Weltkrieg. Berl. Mh. VII. 1929. S. 941—966. — A. Lončarević. Die Entstehung Jugoslaviens. Wien 1929. — H. Bauer. Sarajevo. Die Frage d. Verantwortlichkeit d. serbischen Regierung an dem Attentat von 1914. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. VII. Heft. Stuttgart 1930. — Bittner. Österreich und Serbien, w. o. S. 78 ff. — E. Anrich. Die jugoslavische Frage u. d. Julikrise 1914. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. XII. Heft. Stuttgart 1934. — J. M. Jovanović. Borba ja narodna ujedinjenje 1914—18. Srpski narod v XIX. veku. 8. Bd. (Der Kampf um d. völkische Einigung 1914—18. Das serbische Volk im XIX. Jahrh. 8. Bd.) Belgrad 1935. — Ders. Die Verantwortung f. d. Weltkrieg. In „Politika" 22, IV. — 10. V. und 29. VII. — 3. VIII. 1933. Vgl. Die vergeblichen Rechtfertigungsversuche des ehemal. serbischen Unterrichtsministers Ljuba Jovanowitsch. Berl. Mh. III. 1925. S. 269—287. — A. Heyrowsky. Neue Wege zur Klärung d. Kriegsschuld. Berlin 1932. Dazu vgl. E. Anrich. J. M. Jovanović gegen Heyrowsky. Berl. Mh. XI. 1933. S. 701—708. — Sarajevo u. d. Mitwisserschaft d. Serbischen Regierung (Nach den Aussagen d. serb. Geschäftsträgers in Paris Dragomir Stefanović an den franz. Journalisten Henri Pozzi.) Berl. Mh. XII. 1934. S. 67—69. — Der ehemal. serb. Kriegsminister über d. Ausbruch d. Weltkrieges. (Übersetzung d. Erinnerungen d. Ministers D. Stefanović in „Politika" v. 13. VIII. 1931.) Berl. Mh. IX. 1931. S. 990—98. — Slavko Gruić. Persönl. Erinnerungen aus der Julikrise 1914. Ebd. XIII. 1935. S. 576—97.

Auf irgend eine Weise mußte das Attentat von Sarajevo der Ausgangspunkt eines entschiedenen Vorgehens Österreich-Ungarns gegen Serbien werden, sei es, daß man das Solidaritätsgefühl der Monarchen Europas gegen eine terroristische Bewegung, wie es die serbische war, wachrief und einen allerdings mehr diplomatischen Angriff einleitete, oder daß man sich entschloß, gewaltsam durch ein kriegerisches Unternehmen den feindlichen Nachbarstaat zur Aufgabe seiner national-revolutionären Ziele zu zwingen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß man den ersten Weg unter günstigen Vorbedingungen hätte beschreiten können, da schon im eigensten Interesse kein Monarch es gewagt hätte, sich offen auf die Seite der Attentäter von Sarajevo zu stellen und die Mittel gutzuheißen, deren sich die südslavische Bewegung zur Erreichung ihrer Ziele bediente.

In der Tat war Graf Berchtold unmittelbar nach der Katastrophe von Sarajevo für die Anwendung diplomatischer Mittel gewesen, vor allem weil er bei dem Ausbruch eines Krieges innenpolitische Schwierigkeiten fürchtete. Doch änderte er sehr bald seine Ansicht. Der Einfluß Conrads von Hötzendorf auf Berchtold dürfte allerdings in diesen Tagen geringer gewesen sein, als man gewöhnlich annimmt. Vielmehr kam damals den Berichten des bosnischen Landeschefs Potiorek, der trotz der schweren Verantwortung für das Attentat von Sarajevo (vgl. S. 28) auf seinem Posten belassen worden war, entscheidende Bedeutung zu. Er vertrat mit aller Schärfe die Ansicht, daß die südslavische Bewegung überhaupt nur durch ein gewaltsames Vorgehen gegen Serbien einzudämmen sei, und fand eifrige Unterstützung durch einzelne Diplomaten, durch den Sektionschef Grafen Johann Forgách, der 1907—11 Gesandter in Belgrad gewesen war, den Legationsrat Alexander Grafen Hoyos, den bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Gesandten Alexander Freiherrn von Musulin, den Botschafter in Rom, Herrn von Mérey sowie den Gesandten in Belgrad Wladimir Freiherrn von Giesl. Sie alle kannten die österreichfeindliche Stimmung der Südslaven aus eigener Erfahrung und bestärkten Berchtold in der Auffassung, daß jetzt die Gelegenheit zu einer Abrechnung mit Serbien gekommen sei.

Gemeinsam mit seinen Ratgebern und Mitarbeitern verfiel nun Berchtold einem folgenschweren Irrtum, indem er seine ganze Politik und alle diplomatischen Vorbereitungen auf der trügerischen Annahme aufbaute, an der er bis zum Schlusse festgehalten hat, daß nämlich der kommende Krieg auf Serbien allein beschränkt bleiben und daß Rußland nicht eingreifen werde; insofern entsprechen seine späteren Rechtfertigungsversuche den Tatsachen, wenn er betont, daß er niemals einen „Weltkrieg" im Sinne gehabt habe. (Vgl. auf S. 34 f. die Interviews Berchtolds und den Beitrag in dem von Steinitz herausgegebenen Werke „Rings um Sasanow.) Er glaubte, daß Rußland, das seine Rüstungen noch nicht vollendet hatte, ebenso wie in den Krisen von 1909 und 1913 zurückweichen und Serbien seinem Schicksal überlassen werde. Mit Sicherheit rechnete Berchtold auf die Hilfe Deutschlands, durch die er Rußland und Rumänien in Schranken zu halten hoffte. England gedachte er propagandistisch zu gewinnen. Weiter gingen seine ersten Berechnungen nicht. Über die im Dreibundvertrag zugesicherten Rechte Italiens glaubte er ebenso wie über jene Rumäniens hinweggehen zu können, Frankreich und England wurden nicht in den Kreis der Kombinationen gezogen. Der Krieg sollte — wie Forgách meinte — nur „eine Extratour mit Serbien sein". (Vgl. das Gespräch Conrads mit Berchtold und Forgách am 6. Juli in Conrad „Dienstzeit" IV. Bd. S. 39 f. — P.

Kluke. Entscheidungsreiche Tage deutsch-englischer Beziehungen. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 728 ff.)

Es kam somit für Berchtold und seine Mitarbeiter alles darauf an, eine feste Zusage Deutschlands bezüglich Rußlands und Rumäniens zu erhalten. Man hatte in dem Ministerium in Wien schon im Frühjahr 1914 eine Denkschrift ausgearbeitet, in der man die Berliner Regierung über die von Serbien drohenden Gefahren aufzuklären und für die Einbeziehung Bulgariens in das Dreibundsystem zu gewinnen suchte. Diese Denkschrift wurde nun mit einem kurzen Schlußwort Berchtolds versehen und gleichzeitig mit einem Handschreiben Kaiser Franz Josephs vom 2. Juli 1914 an Kaiser Wilhelm durch einen Spezialgesandten, den Grafen Alexander Hoyos, nach Berlin gebracht. Das Handschreiben enthielt die eigentlichen Forderungen Berchtolds, den Wunsch, gemeinsam Rumänien zu einer Änderung seiner Politik zu zwingen, und die Erklärung, daß an eine Versöhnung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nicht mehr gedacht werden könne. Kaiser Wilhelm erkannte sofort, daß er jetzt vor den folgenschwersten Entscheidungen stand und erteilte nach längeren Beratungen mit dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg am 6. Juli seine Antwort. (Über diese Berliner Verhandlungen wurde in mehreren Telegrammen nach Wien berichtet, die sich inhaltlich nicht vollkommen decken. Vgl. Außenpolitik, VIII. Nr. 10058 u. 10076. — Deutsche Dokumente, Nr. 13—15. — Graf M. Montgelas. Botschafter v. Tschirschky im Juli 1914. Berl. Mh. VI, 1928. S. 725—34. — H. Lutz. Gutachten, w. o. S. 48 ff.)

Wenn auch diese Antwort Kaiser Wilhelms und Bethmann-Hollwegs auf dem Wege über den k. u. k. Botschafter in Berlin Grafen Szögyeny eine gewisse Ausgestaltung erfuhr, indem er über die Erklärung der Bündnistreue hinausgehend davon sprach, daß die deutsche Regierung ein sofortiges Einschreiten gegen Serbien befürworte, — eine Erweiterung, die für die spätere Entwicklung von großer Bedeutung werden sollte, — entscheidend war, daß man in Berlin den „Casus foederis" in dem Konflikte Österreichs mit Serbien gegeben sah und dem Verbündeten vollkommene Freiheit des Handelns gewährte. Durch diese „Blankovollmacht" hatte Berchtold sein erstes Verhandlungsziel, die Bindung Deutschlands, erreicht; nun galt es, den Widerstand des Grafen Tisza zu überwinden und Kaiser Franz Joseph für den Gedanken eines Krieges zu gewinnen.

Graf Tisza hatte sogleich, als ihm Berchtold in den ersten Julitagen von seinem Plane einer gewaltsamen Lösung des Konfliktes mit Serbien sprach, energisch dagegen Stellung genommen und auch den Kaiser vor allem in Hinblick auf die rumänische Gefahr vor einem solchen Schritt gewarnt. Allein Berchtold stellte ihn in dem Ministerrat vom 7. Juli vor die vollendete Tatsache, daß zwischen Wien und Berlin schon Vereinbarungen über das Vorgehen gegen Serbien getroffen worden seien. Österreich müsse rasch seinen Gegnern zuvorkommen und seine Abrechnung mit Serbien vornehmen; Rußlands Rüstungen seien nicht vollendet. Die Worte Berchtolds bezeugen mit aller Klarheit, daß er nun den so oft von Conrad vertretenen Gedanken eines Präventivkrieges aufgenommen hatte und daß er sich bezüglich der Haltung der Ententemächte, besonders Rußlands, einer verhängnisvollen Täuschung hingab. Graf Tisza lehnte abermals die Vorschläge Berchtolds ab und erklärte, einem überraschenden Angriff auf Serbien niemals zustimmen zu können. Er verlangte, daß man harte, aber erfüllbare Forderungen an Serbien stelle, erst wenn diese abgelehnt würden, sollte man ein Ultimatum überreichen. Die Krise in Bosnien müsse nicht unbedingt

durch einen Krieg gelöst werden, viel besser wäre eine energische Verwaltungsreform. Der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh aber wandte sich ebenso wie Berchtold gegen die Meinung Tiszas und stützte sich dabei auf die Berichte Potioreks. (Vgl. das Protokoll des Ministerrates: Außenpolitik, VIII. No. 10118; Gooß. Gutachten, S. 207 ff. und Conrad, Dienstzeit, IV. S. 43—56.)

Am 9. Juli begab sich Graf Berchtold nach Ischl zu Kaiser Franz Joseph, um ihm seine Ansichten vorzutragen; aber auch Tisza wandte sich in einem Memorandum an den Kaiser, in dem er sich entschieden dagegen aussprach, daß man einen Krieg gegen Serbien herbeizuführen suche, man müsse vielmehr der serbischen Regierung die Möglichkeit bieten, einen bewaffneten Konflikt, wenn auch um den Preis einer schweren diplomatischen Niederlage, zu vermeiden.

Trotz dieser sehr begründeten Einwände Tiszas und dem so oft geäußerten Wunsch des Kaisers, seine Regierung friedlich zu beschließen, verfolgte Berchtold mit dem ihm eigenen starren Festhalten an einem einmal gefaßten Gedanken seinen Plan, durch ein gewaltsames Vorgehen die von Serbien drohenden Gefahren zu beseitigen. Noch fehlten ihm aber die nötigen Belege für die Verantwortlichkeit der serbischen Regierung an dem Attentat von Sarajevo. Zu diesem Zwecke sandte Berchtold seinen Mitarbeiter, den Legationsrat Dr. Friedrich von Wiesner, am 9. Juli nach Sarajevo, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen. Die Attentäter waren gleich nach Verübung der Anschläge gefangen genommen und eingehenden Verhören unterzogen worden. Wiesner berichtete nun über die vorläufigen Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung: Das Attentat war auf serbischem Boden und unter Mitwirkung von serbischen Offizieren und Beamten vorbereitet worden. (Vgl. S. 30 f.) Darüber hinaus konnte Wiesner nichts Wesentliches vorbringen, vielmehr lautete seine weitere Meldung, die juridische Grundlagen für ein Vorgehen gegen Serbien bringen sollte, sehr vorsichtig: Die großserbische Propaganda in Bosnien sei mit Duldung der serbischen Regierung betrieben worden, aber für eine Förderung lägen keine Beweise vor. Ebenso sei die Mitwisserschaft der serbischen Regierung an dem Attentat durch nichts erwiesen. „Es bestünden vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen." (Vgl. das „Dokument Wiesner", das in der Literatur über die Kriegsschuldfrage eine sehr erhebliche Rolle spielt und bei den Verhandlungen in Versailles von den amerikanischen Delegierten Lansing und Scott als Beweis für die Kriegsschuld der Mittelmächte vorgebracht wurde, in: Österr. Außenpolitik, VIII. No. 10252/53. — Gooß, Gutachten, S. 215 ff. — F. v. Wiesner. Der Sarajevoer Mord u. d. Kriegsschuldfrage. In „Das neue Reich" No. 44 v. 2. VIII. 1924. — Ders, Der verfälschte und echte Text des „Dokument Wiesner". Berl. Mh. III. 1925. S. 641—648. — Ders. Die unwiderlegt gebliebene Begründung für das Ultimatum Österreichs an Serbien im Juli 1914. Berl. Mh. V. 1927. S. 492—543. — Ders. Die Schuld der serbischen Regierung am Mord von Sarajevo. Ebd. VI. 1928. S. 307—395. — Ders. Das serbische Memorandum v. Jahre 1919 über die Kriegsschuld der Mittelmächte. Ebd. S. 1125—1135. — Ferner Fr. v. Wiesner in Steinitz, Sasonow, Anhang: Meine Depesche vom 13. Juli 1914. S. 167—186. — D. Jánossy. The immediate Background of the Austrian Ultimatum of July 1914. Berl. Mh. XII. 1934. S. 35 ff. — H. E. Barnes. The Genesis of the World War, w. o. S. 187 ff.)

Gegen die Auffassung Wiesners wandte sich sofort der Landeschef von Bosnien, General Potiorek, der in einem Schreiben an Conrad von Hötzendorf

(Dienstzeit, IV. S. 82 ff.) seiner Überzeugung von der Mitschuld der serbischen Regierung an dem Attentate von Sarajevo Ausdruck gab. Die ein Jahrzehnt später erfolgten Veröffentlichungen (vgl. S. 32) haben dann den Beweis erbracht, daß die Verbindungen der Attentäter bis in die Kreise der Belgrader Regierung reichten, aber weder Potiorek noch die mit der Untersuchung betrauten Beamten vermochten damals entscheidende Belege vorzubringen. Dennoch hat Berchtold von dem einmal gefaßten Gedanken nicht abgelassen; vielmehr gelang es ihm in diesen Tagen, durch geschickt verwertete Argumente, durch den Hinweis auf militärische Notwendigkeiten, auf die von Serbien betriebene Pressehetze und auf die einem energischen Vorgehen geneigte Haltung der deutschen Regierung, den Widerstand des Grafen Tisza zu überwinden und dessen Zustimmung zur Überreichung eines kurzfristigen Ultimatums in Belgrad zu erlangen.

Die serbische Regierung hatte in den ersten Tagen nach dem Attentat eine äußerlich korrekte Haltung bewahrt; als aber in Belgrad die Nachrichten von den Verfolgungen der Serben in Sarajevo und in ganz Bosnien eintrafen und in der Wiener Presse die serbische Regierung unverhohlen als der schuldige Urheber des Attentats bezeichnet wurde, trat eine außerordentliche Verschärfung der Lage ein. Die serbischen Zeitungen und einzelne Mitglieder der Regierung, so Spalajković und Pasić, wiesen die von Wien ausgehenden Angriffe in heftiger Weise zurück. Die Erregung des Volkes nahm noch zu, als der russische Gesandte Hartwig, der sich großer Beliebtheit erfreute und als der eigentliche Leiter der serbischen Außenpolitik galt, bei einem Besuche, den er am 10. Juli abends seinem österreichischen Kollegen Baron Wladimir Giesl abstattete, mitten im Gespräch einem Herzschlag erlag. Sofort wurde der Verdacht rege, daß Hartwig einem Mordanschlage in der österreichischen Gesandtschaft zum Opfer gefallen sei. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer großen Kundgebung für den Zusammenschluß Serbiens mit Rußland. (Vgl. Giesl. Zwei Jahrzehnte. S. 257 ff. — Außenpolitik, VIII. No. 1070, 10193, 10256. — Russ. Dokumente. I. R. 4. Bd. Nr. 233. — Marco. Nicolaus Hartwig. Serbiens Außenpolitik vor dem Weltkrieg. In „Nova Europa" v. 26. IV. 1926. Deutsche Übersetzung in d. Berl. Mh. VI. 1928. S. 745—769.)

Die außerordentlich erregte Stimmung in Belgrad verfehlte ihre Wirkung auf Tisza nicht und machte ihn dem Gedanken einer kriegerischen Lösung geneigter. Doch bestand er darauf, daß gleichzeitig mit dem Beschluß des Ultimatums die Erklärung erfolge, daß die österreichische Regierung durch einen Krieg gegen Serbien keinen Landerwerb anstrebe. Dadurch glaubte Tisza die besonderen Interessen Ungarns wahren, ferner Kompensationsforderungen Italiens und Interventionsversuche der Mächte hintanhalten zu können; über die letzten Gründe, die diesen Wandel in der Haltung Tiszas hervorgerufen haben, sind wir allerdings auch heute noch nicht vollständig im klaren. (Vgl. A. Weber. Graf Tisza und die Kriegserklärung an Serbien. Berl. Mh. III. 1925. S. 818—826. — H. Marczali. Wie es zum großen Kriege kam. Budapest 1923. — H. Lutz. Gutachten. S. 480 f. — G. Gratz, Stefan Tisza, w. o. S. 104 ff. — O. v. Wertheimer i. d. Einleitung zu d. Briefen Tiszas. S. 28 ff.)

Nun wäre, da Berchtold dieses Hindernis genommen hatte, raschestes Vorgehen gegen Serbien geboten gewesen. Man hätte die Österreich günstige Stimmung, die sogar in der englischen Presse deutlich zutage trat, ausnützen und energische Forderungen an Serbien stellen müssen, freilich ohne von vornherein

einen friedlichen Ausgleich abzulehnen. Aber Berchtold beschloß, von einem raschen Vorgehen gegen Serbien, wie man es auch in Berlin gewünscht hätte, Abstand zu nehmen; die Überreichung der österreichischen Forderungen wurde um zehn Tage verschoben und sollte erst am 23. Juli um 5 Uhr nachmittags in Belgrad erfolgen. Er wollte nämlich vermeiden, daß die Nachricht davon in Petersburg eintreffe, solange dort der Präsident der französischen Republik Raymond Poincaré in Begleitung des Außenministers René Viviani und des russischen Botschafters in Paris Alexander Iswolski zum Besuch des Zarenpaares weilten, und dadurch die Möglichkeit einer persönlichen Aussprache über die Belgrader Vorgänge zwischen den französischen und russischen Staatsmännern gegeben war. Aus diesem Grunde nahm Berchtold selbst eine durchaus entgegenkommende Haltung ein und auch die Vertreter Österreich-Ungarns erhielten die Weisung, beruhigende Versicherungen zu geben. Dennoch erkannten die französischen und russischen Staatsminister sehr bald, daß man in Wien einen energischen Schritt gegen Serbien vorbereite, und so wurde in den Besprechungen Poincarés mit Sasonow in Petersburg das französisch-russische Einvernehmen gefestigt; man war in dem Entschlusse einig, keinen Angriff auf die Souveränität Serbiens zu dulden. (Vgl. die Empfänge des französischen Botschafters Dumaine und des russischen Botschafters Schebeko durch Berchtold. N. Schebeko. A Vienne en Juillet 1914, w. o. S. 217 ff. — H. Lutz. Gutachten, S. 88 ff. — A. Bach. Die Petersburger Festtage. 20.—23. VII. 1914. Berl. Mh. VII. 1929. S. 268—275. — M. Paléologue. Am Zarenhofe, w. o. I. Bd. S. 1 ff. — R. Poincaré. Memoiren, w. o. S. 333 ff. — Fay. Ursachen des Weltkrieges, II. S. 196.)

Am 19. Juli wurden in einer geheimen Ministerberatung die endgültigen Beschlüsse gefaßt. Berchtold teilte den Text der österreichischen Forderungen an Serbien mit, die am 23. Juli abends mit einer Frist von 48 Stunden zur Beantwortung der serbischen Regierung übergeben werden sollten, so daß im Falle einer Ablehnung oder bedingten Annahme schon in der Nacht vom 25. zum 26. die ersten Vorbereitungen zum Kriege getroffen und die Mobilisierungsbefehle hinausgegeben werden konnten. Graf Tisza verlangte daraufhin die einstimmige Annahme seines Antrages, die österreichisch-ungarische Regierung solle gleichzeitig die ausdrückliche Erklärung abgeben, daß sie bei ihrem Vorgehen gegen Serbien keine territorialen Erwerbungen anstrebe. Es gehört zu den vielen Unaufrichtigkeiten dieser Tage, daß diese einstimmige Annahme zwar erfolgte, der Beschluß aber dann von Berchtold keineswegs in der von Tisza gewünschten Form ausgeführt wurde. (Außenpolitik. VIII. No. 10393. — Conrad, Dienstzeit. IV. S. 87 ff. — Lutz. Gutachten, S. 298 ff.)

Wie bei der Verkündigung der Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1908 (vgl. Bd. II/2) wurden auch jetzt alle Vorbereitungen für die Überreichung des Ultimatums so getroffen, daß der Schritt der österreichischen Regierung überraschend erfolgen konnte. Durch eigene Kuriere wurde die österreichische Note nach Berlin, Rom, Paris, London, Petersburg und in die anderen Hauptstädte mit dem Befehl gebracht, sie am 24. Juli morgens den Regierungen zu überreichen. Diese österreichische Note wurde als „befristete Demarche", nicht als Ultimatum bezeichnet. Mit ihrer Abfassung war der außerordentliche Gesandte Baron Musulin betraut worden; er hatte die Aufgabe, die von Berchtold, Forgách und Hoyos aufgestellten Forderungen in die entsprechende Form zu bringen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Berchtold und seine Mitarbeiter von Beginn an

entschlossen waren, solche Forderungen zu erheben, „daß mit der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung gerechnet werden müsse". (Außenpolitik, VIII. No. 10272.) Der Kaiser wurde übrigens von dem Inhalt der Note nicht weiter in Kenntnis gesetzt, er wurde bei diesen so wichtigen Verhandlungen und Beratungen ganz ausgeschaltet. Selbst von den entscheidenden Besprechungen des Ministerrates vom 19. Juli wurde er erst zwei Tage später benachrichtigt. Er befand sich in begreiflicher Unruhe in Ischl und erst auf sein dringendes Telegramm vom 20. Juli erschien Berchtold und legte ihm die Note an Serbien vor. Der Minister verlangte somit die Genehmigung des Kaisers zu einem Zeitpunkt, als diese Note schon an die Botschafter abgesandt worden war. Er tat so, als ob noch Änderungen möglich wären, und wir können aus dieser Tatsache den Schluß ziehen, daß der Kaiser nicht bedingungslos mit der Fassung der Note einverstanden war. (Vgl. das Telegramm an Macchio Außenpolitik. VIII. No. 10771. Dazu Fay. Ursprung des Weltkriegs. II. S. 178. — Margutti. Vom alten Kaiser. S. 391 ff. — Deutsche Dokumente, No. 29, 49; Außenpolitik, VIII. No. 10118. S. 349. — Vgl. zur Stellungnahme Berchtolds: Gooß. Gutachten. S. 222 ff. Anm. 7. und über die Entstehung der Note: Musulin, Haus am Ballplatz, S. 219 ff.)

Auch über den Wunsch der Deutschen Regierung und des Botschafters Tschirschky, von den Forderungen an Serbien Nachricht zu erhalten, war Berchtold hinweggegangen. Vielmehr hatte der österreichische Botschafter Szögyeny-Marich in Berlin die Weisung bekommen, die Note der deutschen Regierung erst am 24. mitzuteilen, so daß der Bundesgenosse, dessen unbedingter Unterstützung sich Berchtold versichert hatte, gleichzeitig mit allen anderen Mächten von dem in Belgrad am 23. Juli erfolgten Schritt Kunde erhalten hätte. Szögyeny fand aber ein solches Vorgehen doch als unzulässig und erhielt auf sein Drängen die Erlaubnis, die Note in Berlin am 22. bekanntzugeben. Staatssekretär Jagow verhehlte seine Bedenken nicht, er fand die Note zu scharf und beschwerte sich, daß er erst in letzter Stunde verständigt wurde. Noch wäre es Zeit gewesen, in Wien Einsprache zu erheben, aber merkwürdigerweise unterließ es Jagow, in unmittelbare Verbindung mit Berchtold zu treten und ihn von dem geplanten Vorgehen zuückzuhalten.

So erfolgte nach den Weisungen Berchtolds die „befristete Demarche" in Belgrad am 23. Juli um 6 Uhr abends. Baron Giesl überreichte, da sich Ministerpräsident Pasić auf einer Wahlreise im Innern Serbiens befand, die Note dem Finanzminister Paču; ihre vorbehaltlose Annahme war bis zum 25. um 6 Uhr abends vorgesehen und für den Fall keiner oder ungenügender Beantwortung wurde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen angekündigt. (A. v. Wegerer. Der entscheidende Schritt im Weltkrieg. Berlin 1931. Vgl. auch Berl. Mh. IX. 1931. S. 619—655). Die Forderungen des österreichischen Ministeriums des Äußeren waren in einzelne Punkte zusammengefaßt. Es wurde verlangt, daß die serbische Regierung sich feierlich von der südslavischen Bewegung lossage, eine diesbezügliche Erklärung mit vorgeschriebenem Text im Amtsblatt veröffentliche und daß der König einen Armeebefehl gleichen Inhaltes erlasse. Ferner wurde die Unterdrückung der österreichfeindlichen Presse, die Auflösung der Narodna Odbrana, die Reinigung des gesamten Schulwesens, die Entfernung aller Beamten, die an der großserbischen Bewegung beteiligt waren, endlich die Mitwirkung österreichisch-ungarischer Organe bei der Untersuchung des Sarajevoer Attentates gefordert. Von allen diesen Punkten sind der erste, der den Text des Regierungs-

erlasses und des Armeebefehles vorschreibt, und der letzte, der eine Teilnahme österreichischer Delegierter bei der gerichtlichen Untersuchung auf serbischem Staatsgebiet zum Inhalte hat, am meisten umstritten und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß beide Forderungen äußerst demütigend für Serbien waren und einen Eingriff in die Hoheitsrechte des Staates bedeuteten. (Vgl. den Text der Note: Außenpolitik, VIII. No. 10395. — Conrad, Dienstzeit. IV. S. 95 ff. — Gooß. Gutachten. S. 226 ff. — J. Verseput. Voorgeschiedenis van de Oostenrijk-Hongaarsche nota aan Servie van Juli 1914. Utrecht 1935. — Bezüglich des letzten Punktes berief sich Berchtold auf die gerichtliche Untersuchung nach der Ermordung des Fürsten Milosch Obrenović 1868. Vgl. dazu J. Horváth. Serbische Behörden in Ungarn 1868. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 690—698. — Gooß. Gutachten. S. 229 ff. Anm. 2. — Ferner J. Jovanović und J. Horváth i. d. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 876—885.)

Die österreichische Note versetzte die verantwortlichen Staatsmänner Serbiens in eine sehr schwierige Lage. Die Minister, die eilends in die Hauptstadt berufen worden waren, berieten ununterbrochen über den Text der Antwortnote. Kronprinz Alexander, der seit kurzer Zeit für den erkrankten König Peter die Regierungsgeschäfte führte, wandte sich am 24. Juli in einem langen Telegramm an den Zaren um Hilfe. Die militärische Lage Serbiens war verzweifelt, die Armee durch die Balkankriege erschöpft, ohne nötige Ausrüstung und Munition (vgl. S. 79). So hatte man in schwerer Unruhe den österreichischen Forderungen entgegengesehen und der Ministerrat glaubte anfangs, dieselben bedingungslos annehmen zu müssen. Aber im Laufe des 25. Juli scheint durch Nachrichten aus Petersburg, wahrscheinlich durch Stimmungsberichte des Gesandten Spalajković, nicht aber durch ein Telegramm des Zaren oder Sasonows ein Umschwung eingetreten zu sein; auch dürfte die serbische Regierung am 25. Juli Kenntnis von dem in der Nacht vom 24. auf den 25. veröffentlichten Beschluß des Ministerrates in Petersburg erhalten haben, daß Rußland Serbien in einem Konflikt mit Österreich beistehen werde. Nun wurde in aller Eile der Text der Antwortnote verfaßt, die in sehr geschickter Weise den Forderungen Österreichs entgegenkam, aber doch die Selbständigkeit Serbiens wahrte. (Vgl. den Text der Antwortnote: Außenpolitik, VIII. No. 10648 u. Beilage; Gooß. Gutachten, S. 266 ff. — Lutz. Gutachten, S. 80 ff. — Das Telegramm des Kronprinzen an den Zaren vgl. Serb. Dokumente, I. No. 410; Intern. Bezieh. I. R. 5. Bd. No. 37. — Die russischen Dokumente enthalten kein Telegramm der russischen Regierung vom 25. Juli nach Belgrad, auch Spalajković leugnet, durch sein Eingreifen die Haltung des serbischen Ministeriums beeinflußt zu haben. Das Antworttelegramm des Zaren ist vom 27. Juli datiert. Vgl. zu dieser Frage: O. Hoetsch i. d. Vorrede zu d. russ. Dokumenten, S. IX. — M. Spalajković. Une journée du Ministre du Serbie à Petrograd. Le 24. juillet 1914. Revue d'histoire dipl. April—Juni 1934. Dazu vgl. A. v. Wegerer. Eine „Fabel" deutscher Historiker? Erklärungen des Dr. Spalajković zur Kriegsschuldfrage. Berl. Mh. XII. 1934. S. 409—415; „Aus den Erinnerungen des Dr. Spalajković". Ebd. S. 700—706; „Die neuen russischen Dokumente zum Kriegsausbruch". Ebd. S. 183—210. — W. v. Giesl. Konnte die Annahme der serbischen Antwortnote den Ausbruch des Weltkrieges verhindern? Berl. Mh. XI. 1933. S. 454—69. — Frh. v. Griesinger. Die kritischen Tage in Serbien. Ebd. VIII. 1930. S. 838—55. — W. M. Petrowitsch. Die Geschichte d. Schwarzen Hand in d. Weltkrieg. Ebd. XIII. 1935. S. 619 ff.)

In der Einleitung lehnte die serbische Regierung den Vorwurf einer Mitschuld an dem Attentate von Sarajevo ab. Sie erklärte sich bereit, im Amtsblatt zwei Erklärungen des von Österreich geforderten Inhaltes über die Verurteilung der großserbischen Propaganda und der Mitwirkung serbischer Funktionäre an derselben zu veröffentlichen, ferner alle serbischen Staatsangehörigen ohne Rücksicht auf Rang und Stand, deren Teilnahme an dem Attentat erwiesen werde, auszuliefern, auf Grund einer Verfassungsänderung — in Serbien bestand Pressefreiheit — ein Pressegesetz zu beantragen, die Narodna Odbrana aufzulösen, die Offiziere und Beamten, deren Teilnahme an der antiösterreichischen Propaganda gerichtlich bewiesen werde, zu entlassen und an den Schulen, für die Belege durch die österreichische Regierung geliefert würden, die Propaganda zu unterdrücken. Bezüglich des letzten Punktes des österreichischen Ultimatums, der eine Mitwirkung österreichisch-ungarischer Organe bei der polizeilichen Untersuchung verlangte, erklärte die serbische Regierung, daß sie nach den Grundsätzen des Völkerrechtes vorgehen werde.

Ohne Zweifel hatte es die serbische Regierung verstanden, durch kleine stilistische Änderungen und scheinbar geringfügige Vorbehalte sich alle möglichen Auswege offen zu halten; Berchtold und seine Ratgeber hatten sich hingegen einerseits in Verfolgung ihres zu Beginn der Krise gefaßten Entschlusses, den Streit mit Serbien einer endgültigen Entscheidung zuzuführen, andererseits wohl auch auf Grund ihrer früheren Erfahrungen im Kampfe gegen die panslavistische Bewegung auf die bedingungslose Annahme ihres Ultimatums festgelegt und Baron Giesl hatte, ihren Weisungen entsprechend, alles für den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien vorbereitet. Am 25. Juli, kurz vor 6 Uhr abends wurde ihm die Antwortnote der serbischen Regierung überreicht, und als er nach rascher Durchsicht erkannte, daß die österreichischen Forderungen nicht vorbehaltlos angenommen worden waren, verließ er sofort mit den Beamten der Gesandtschaft Belgrad und begab sich nach Wien. Noch am späten Abend des 25. Juli unterzeichnete Kaiser Franz Joseph den Mobilisierungsbefehl für die im Falle „B" = Balkan von dem Generalstab vorgesehenen acht Armeekorps. (Vgl. E. Ratzenhofer. Die Festsetzung der ersten Mobilisierungstage in Österreich-Ungarn im Sommer 1914. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 801—805.) Die Ententemächte erblickten in dem Vorgehen Berchtolds gegen die Belgrader Regierung den Beweis dafür, daß man in Wien entschlossen war, den Kampf mit Serbien aufzunehmen. Für sie ging jetzt das unglückliche Spiel gleichsam mit vertauschten Rollen weiter; nicht Serbien, sondern Österreich-Ungarn erschien ihnen als schonungsloser Angreifer, das kleine Serbien aber als der Verfolgte, dessen Untergang der mächtige Nachbar herbeiführen wollte.

Erst mit der Überreichung des österreichischen Ultimatums hatte die unmittelbare Kriegsgefahr eingesetzt und plötzlich wurden sich die Staatsmänner Europas des Abgrundes bewußt, bis zu dessen Rande man in Leichtsinn und Blindheit getaumelt war. In Petersburg hatte das Attentat von Sarajevo zwar anfangs in höfischen Kreisen Bestürzung hervorgerufen, da man darin doch eine Gefährdung des monarchischen Prinzipes erblickte, bald aber hatte man mit wachsender Unruhe die Steigerung der serbenfeindlichen Stimmung in Österreich-Ungarn verfolgt und war entschlossen, eine Demütigung des verbündeten Staates nicht tatenlos hinzunehmen. Während der Anwesenheit Poincarés in Petersburg (vgl. S. 42) hatten die diplomatischen Vorbereitungen für ein gemeinsames Vor-

gehen zugunsten Serbiens eingesetzt, für das Rußland die bedingungslose Unterstützung Frankreichs gewann, während England Zurückhaltung bewahrte. Am Vormittag des 24. Juli überreichte der österreichische Botschafter Graf Friedrich Szápáry dem russischen Minister Sasonow die an Serbien gerichtete Note. Tief erbittert erhob Sasonow gegen die österreichische Regierung den Vorwurf, daß sie den Krieg herbeiführen wolle und dadurch Europa in Brand setzen werde. Dieser Eindruck war auch in London vorherrschend und es zeigte sich sofort, wie notwendig es gewesen wäre, daß die österreichische Regierung gleichzeitig mit dem Ultimatum die Dokumente überreicht hätte, die einen unzweifelhaften Beweis für die Mitschuld Serbiens an der österreichfeindlichen Propaganda in Bosnien erbracht hätten. Aber dieses „Dossier" war noch immer nicht fertiggestellt, es wurde erst nach einigen Tagen, als die Entscheidung schon gefallen war, überreicht und zwar ohne Übersetzung, so daß es wirkungslos blieb. (Vgl. das Dossier in Außenpolitik VIII. Nr. 10654. S. 665—704.) Sasonow bemühte sich zunächst, eine Fristverlängerung für die Beantwortung des Ultimatums zu erreichen, und wies den russischen Botschafter Schebeko in Wien an, entsprechende Schritte bei Berchtold zu unternehmen. In Petersburg fand dann am Nachmittag des 24. Juli ein Ministerrat statt, in dem grundsätzlich beschlossen wurde, daß Rußland in dem Konflikt Österreich-Ungarns mit Serbien nicht unbeteiligt bleiben könne. Man war sich auch schon über die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Ausdehnung des Krieges im klaren, schon traten die Militärs für ein Gesamtmobilmachung ein. Doch wurde der Beschluß gefaßt, vorläufig nur für die Teilmobilisierung der Militärbezirke Kiew, Kasan, Odessa und Moskau die Genehmigung des Zaren einzuholen und gewisse Vorbereitungen wirtschaftlicher und finanzieller Art zu treffen. (Vgl. Intern. Beziehungen I./5. No. 18 ff.) Am 25. wurden die Ministerbesprechungen in Petersburg fortgesetzt und schon die Geheimbefehle für die am 26. beginnende „Kriegsvorbereitungsperiode" herausgegeben. Inzwischen verhandelte der russische Geschäftsträger in Wien Kudaschew mit Berchtold; dieser erklärte, daß Österreich die großserbische Propaganda vollkommen ausrotten müsse, es sei dies eine für die Großmachtstellung Österreichs entscheidende Angelegenheit. Er betonte die Gemeinsamkeit des monarchischen Prinzipes und Kudaschew glaubte zu bemerken, daß neben allen nationalen und politischen Gründen auch der Gegensatz des katholisch-feudalen Österreich gegen die Regierungsweise Serbiens bei Berchtold maßgebend sei. (Inter. Beziehungen I./5. No. 102.)

Am nächsten Tage, dem 26. Juli, teilte Berchtold den Regierungen der Großmächte den Abbruch der Beziehungen zu Serbien mit. Die Folge war eine fieberhaft gesteigerte Tätigkeit der Diplomaten, eine ununterbrochene Kette von Versuchen, zu vermitteln und eine friedliche Lösung des Streites zu finden, den man immer klarer als wahrscheinlichen Anlaß einer gewaltigen europäischen Krise erkannte. Die Mittelpunkte der politischen Ereignisse waren Wien und Petersburg, in zweiter Linie standen Berlin, London und Paris. In Wien war es verhängnisvoll, daß Berchtold bei seiner Ansicht, den südslavischen Konflikt durch eine kriegerische Auseinandersetzung zu lösen, verharrte, alle Vermittlungsvorschläge zurückwies und die von Rußland drohende Gefahr nicht sehen wollte, in Petersburg aber stand Sasonow auf verlorenem Posten, da er nicht nur mit Berchtold um einen Ausgleich ringen, sondern auch gegen den Ansturm der übermächtigen russischen Kriegs- und Militärpartei ankämpfen mußte, den er nur dann hätte zurückdrängen können, wenn es ihm gelungen wäre, mit Berchtold zu einer Einigung zu gelangen. Sasonow war durchaus kein begeisterter Vertreter der Interessen Serbiens, seine

Bemühungen waren darauf gerichtet, einen Weg zu finden, auf dem man das Prestige Rußlands und die Souveränität Serbiens wahren und doch diesem Staat die „verdiente Lektion" erteilen konnte. Er fand einen sehr geeigneten Verhandlungspartner in dem österreichischen Botschafter Grafen Szápáry, der aber in seinem ehrlichen Streben, den Frieden zu erhalten, dadurch gehindert wurde, daß er in den entscheidenden Tagen der nötigen Informationen durch das Wiener Ministerium entbehrte. (Vgl. L. Bittner. Graf Friedrich Szápáry. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 958—962.) Vor allem fehlte noch immer das Dossier, das alle unanfechtbaren Beweise für die Teilnahme der serbischen Regierung an der österreichfeindlichen Propaganda und mithin die rechtlichen Grundlagen für die in dem österreichischen Ultimatum erhobenen Beschuldigungen hätte bringen sollen. Ferner hatte Berchtold seine dem Grafen Tisza gegebene Zusage außeracht gelassen und den Botschafter nicht ermächtigt, die entschiedene und jeden Zweifel ausschließende Erklärung abzugeben, daß Österreich-Ungarn bei seinem Kriege gegen Serbien keine Gebietserwerbungen anstrebe. So blieben die vertrauensvollen Unterredungen Szápárys mit Sasonow am 26. und 27. Juli ohne greifbares Ergebnis. Sasonow gab sich dennoch weitgehenden Hoffnungen hin, er erstattete in diesen Tagen mehrere Vermittlungsvorschläge und beauftragte den russischen Botschafter Schebeko, in Wien in gleicher Weise mit Berchtold zu verhandeln und vorzuschlagen, daß Szápáry bevollmächtigt werde, mit ihm eine Vereinbarung über das Ultimatum zu treffen. (Intern. Bezieh. I./5. No. 86.) Dieser Gedanke direkter Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg war schon bei Beginn der Krise von Grey vorgebracht worden und dann in Vergessenheit geraten. Jetzt war Sasonow einer Anregung des deutschen Botschafters Grafen Pourtalès gefolgt und hatte die unmittelbare Auseinandersetzung mit der österreichischen Regierung durch ihren Vertreter in Petersburg gesucht.

Auch diese Annäherungsversuche haben zu keinem Ergebnis geführt. Botschafter Schebeko hatte am 27. und 28. Juli längere Unterredungen mit Berchtold selbst und dem Sektionschef Baron Macchio; er ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß Rußland diesmal nicht wie im Jahre 1909 zurückweichen und daß der Konflikt zwischen Österreich und Serbien nicht lokalisiert bleiben werde. Allein Berchtold glaubte auch jetzt nicht an den Ernst dieser Mitteilungen. Die von Schebeko übermittelten Vorschläge Sasonows wies er am 28. Juli unter Berufung auf die im Volke herrschende Erregung und die an diesem Tage erfolgte Kriegserklärung an Serbien zurück.

In Berlin war wohl der Abbruch der diplomatischen Beziehungen am 26. bekannt geworden, nicht aber der Text der serbischen Antwortnote, die Bethmann-Hollweg erst am 27. durch den serbischen Geschäftsträger erhielt. Am 28., als die Würfel in Wien schon gefallen waren, gelangte die Note zur Kenntnis Kaiser Wilhelms II. Seine bekannten Randbemerkungen, daß die Antwortnote eine „brillante" Leistung sei und jeder Kriegsgrund für Wien wegfalle, ebenso der vormittags an Jagow ergangene Auftrag, in diesem Sinne an den Botschafter in Wien zu berichten, lassen deutlich das Gefühl der Erleichterung erkennen, das ihn beseelte, als er nun die Gefahr eines Krieges gebannt und den Weg zu einer Vermittlung eröffnet glaubte. Schon in dieser Weisung an Jagow, die leider nicht mit der gebotenen Raschheit befolgt wurde, schlug der Kaiser vor, daß Österreich einen Teil Serbiens militärisch besetzen solle, bis seine Forderungen erfüllt seien. Er begegnete sich in diesem Plane mit Sir Edward Grey, der ebenfalls seit dem

25. bemüht war, eine friedliche Lösung herbeizuführen. Die englischen Vorschläge, die freilich manche Unklarheit enthielten, wurden zuerst in Berlin vorgebracht, und wenn auch eine sachliche Übereinstimmung bestand, so zögerten Bethmann-Hollweg und Jagow doch, sie mit dem erforderlichen Nachdruck nach Wien zu übermitteln, da man an der Ansicht festhielt, der serbische Konflikt sei eine rein österreichische Angelegenheit, und befürchtete, in Wien könne der Verdacht rege werden, die deutsche Regierung wolle sich ihren Pflichten als Bundesgenosse entziehen. Es zeigte sich schon jetzt, wie verhängnisvoll die am 5. Juli Berchtold gewährte Freiheit des Handelns in dem serbischen Konflikt sich auswirkte. Weder in London noch in Petersburg verstand man das Zaudern und Zögern der deutschen Staatsmänner, da man keine Ahnung davon hatte, in welche Abhängigkeit diese sich von dem Wiener Ministerium des Äußern begeben hatten. Auch wurde die Vermittlertätigkeit Berlins dadurch erschwert, daß die deutsche Regierung keine oder nur spärliche Nachrichten von ihrem Bundesgenossen erhielt und der österreichische Botschafter Herr von Szögyeny-Marich physisch und geistig den Anstrengungen dieser Tage nicht gewachsen war, so daß man in den entscheidenden Stunden keine Klarheit über die eigentlichen Absichten Berchtolds besaß. (Vgl. R. Gooß. Gutachten. S. 293 f., Anm. 4. — H. Lutz. Gutachten, S. 140 ff.)

Am wichtigsten war der englische Vorschlag, die vier unbeteiligten Großmächte, England, Deutschland, Frankreich und Italien, sollten die Vermittlung übernehmen; inzwischen sollte eine Art Waffenstillstand herrschen. Aus diesem Vorschlag entwickelte sich die Idee, eine Konferenz der Großmächte zu berufen und ihr die Streitfrage vorzulegen; diesem Gedanken war man aber in Berlin abgeneigt, einerseits, weil man es vermeiden wollte, den Bundesgenossen vor ein Gericht zu ziehen, andererseits weil man gerade damals die größten Hoffnungen auf die von Pourtalès eingeleiteten direkten Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg setzte.

So ging kostbare Zeit verloren und erst am Nachmittage des 27. Juli sah sich Bethmann-Hollweg angesichts des Drängens der englischen Regierung genötigt, deren letzten Vermittlungsvorschlag mit energischen Mahnungen nach Wien zu melden. Nun wurden Telegramme und Erlässe noch in der Nacht vom 27. auf den 28. an den Botschafter von Tschirschky nach Wien gejagt, er solle Berchtold entschieden zur Annahme der englischen Vorschläge raten; man könne in Berlin die Rolle des Vermittlers nicht zurückweisen, ohne sich ins Unrecht zu setzen. Aber als Tschirschky am 28 Juli bei Berchtold erschien und die Aufträge seiner Regierung überbrachte, erhielt er einen ähnlichen Bescheid wie der russische Botschafter Schebeko auf die Anfragen Sasonows: Nach der inzwischen erfolgten Kriegserklärung der Monarchie an Serbien seien alle diese Schritte als zu spät anzusehen!

Nach der Zurückweisung der serbischen Antwortnote, dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und der Ausgabe des Mobilisierungsbefehles für die 8 Korps des Kriegsfalles „B" war man in Wien über das weitere Verhalten nicht einig gewesen. Conrad hatte die Kriegserklärung bis zum 12. August hinausschieben wollen. Er hatte gewünscht, vor Beginn der kriegerischen Operationen die Mobilisierung zu vollenden und überdies noch Klarheit über die Haltung Rußlands zu gewinnen, von dessen militärischen Vorbereitungen man in Wien sichere Nachrichten erhalten hatte. Aber Berchtold hatte sich am 27. Juli nach Ischl zu Kaiser Franz Joseph zu einem Vortrag begeben und hatte ihm den Text der Kriegs-

erklärung an Serbien vorgelegt. Er hatte die Notwendigkeit dieser schweren Entscheidung damit begründet, daß die serbischen Truppen schon den Kampf aufgenommen hätten und ein Gefecht bei Temes-Kubin stattgefunden habe. Schweren Herzens hatte sich der Kaiser auf Grund dieser Mitteilungen entschlossen, die Kriegserklärung zu unterzeichnen.

Mit Recht hat dieses Vorgehen Berchtolds die schärfste Verurteilung erfahren. Wenn man zugeben wird, daß Berchtold guten Glaubens war, als er dem Kaiser von dem Gefechte bei Temes-Kubin berichtete, so muß man doch bekennen, daß der Minister in dieser Zeit schwerster Verantwortung mit unglaublicher Leichtfertigkeit vorgegangen war. Er hatte es nicht für nötig befunden, sich genaue Kenntnis über jenes Gefecht zu verschaffen, bevor er den Kaiser zur Unterzeichnung der Kriegserklärung bewog. In der Tat stellte sich schon nach wenigen Stunden heraus, daß dieses Gefecht von Temes-Kubin überhaupt nicht stattgefunden habe. Dennoch veröffentlichte Berchtold am 28. Juli die Kriegserklärung und versuchte am 29. in einem Schreiben an den Kaiser, die Weglassung der auf jenes Gefecht sich beziehenden Stelle zu rechtfertigen. Bei einem so entscheidenden Schritte wäre es die erste Pflicht des Ministers gewesen, sich von der Unantastbarkeit seiner Meldungen zu versichern. Wenn aber schon ein Irrtum vorlag, so hätte er vor der Veröffentlichung der Kriegserklärung den Kaiser benachrichtigen und seine neuerliche Genehmigung einholen müssen. Zu einer nachträglichen Änderung des Textes war Berchtold in keiner Weise befugt und er hat dadurch schwere Schuld auf sich geladen. (Vgl. Außenpolitik. VIII. Nr. 10855, 10862, 11015. — Gooß. Gutachten, S. 296 ff. — Gooß. Wiener Kabinett, S. 216 ff. — Margutti. Vom alten Kaiser, S. 410. — Über die Übermittlung der Kriegserklärung vgl. H. F. Armstrong in „Current history" Oktober 1927. S. 95. — R. Kiszling. Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 1130—1141. Obgleich Kiszling die Haltung Berchtolds zu rechtfertigen sucht, so muß er doch zugeben, daß die voreilige Kriegserklärung verhängnisvoll gewesen sei und daß Berchtold es unterlassen habe, die Richtigkeit der Meldung eines Gefechtes festzustellen.)

Erst die österreichische Kriegserklärung zerriß in Berlin den Schleier, der über die Pläne und Absichten der Wiener Regierung gebreitet worden war. Noch am Abend des 28. Juli um 22 Uhr erging ein telegraphischer Erlaß an Tschirschky nach Wien, der in Verfolgung des am Vormittag von Kaiser Wilhelm nach der Durchsicht der serbischen Antwortnote in einem Schreiben an Jagow (Deutsche Dok. No. 293) geäußerten Gedankens den Auftrag enthielt, er möge der österreichischen Regierung vorschlagen, die bestimmte Erklärung zu wiederholen, daß sie in Serbien keine territorialen Erwerbungen machen wolle und daß ihre militärischen Maßnahmen nur die vorübergehende Besetzung Belgrads und anderer Punkte des serbischen Gebietes bis zur Erfüllung ihrer Forderungen zum Ziele hätten (w. o. No. 323). Allein auch jetzt war die Sprache Bethmanns nicht energisch genug und wurde wohl durch die Vermittlung Tschirschkys noch abgeschwächt. Erst am 29. Juli gab Bethmann in einem Telegramme an Tschirschky seinem tiefen Unmut über die Haltung Berchtolds Ausdruck; zunächst freilich sollten seine Mitteilungen nur zur persönlichen Information des Botschafters dienen (No. 361).

Vergeblich wartete Bethmann-Hollweg am 29. und 30. Juli auf eine Antwort auf den deutschen Vermittlungsvorschlag. Tschirschky erhielt trotz der Dringlich-

keit der Sache keine bestimmte Auskunft von Berchtold. Inzwischen war jener Vorschlag von der englischen Regierung aufgenommen worden; Sir Edward Grey, den Sasonow um Vermittlung ersucht hatte, erblickte darin eine geeignete Grundlage für weitere Verhandlungen. In einer sehr ernsten Aussprache am Nachmittag des 29. Juli mit dem deutschen Botschafter Fürsten Lichnowsky hatte Grey die drohenden Gefahren angedeutet und erkennen lassen, daß England bei einem Übergreifen des Krieges auf Deutschland und Frankreich nicht neutral bleiben könne. Er erklärte, daß, wenn Österreich die Vermittlung annehme, es alle mögliche Genugtuung erhalten und daß Serbien gezüchtigt und mit Zustimmung Rußlands gezwungen werde, sich den österreichischen Wünschen zu fügen. (Deutsche Dok. No. 368). Diese Meldung Lichnowskys übermittelte Bethmann dem Botschafter in Wien und beauftragte ihn, dringend zur Annahme zu raten. Noch entschiedener lautete das Telegramm, das er wenige Minuten später um 3 Uhr nachts am 30. Juli an Tschirschky nach Wien abgehen ließ. Er berief sich auf die Nachricht des Grafen Pourtalès aus Petersburg, daß Berchtold direkte Verhandlungen mit Sasonow abgelehnt habe, und beauftragte Tschirschky, im österreichischen Ministerium des Äußern sofort „mit allem Nachdruck und großem Ernste" zu erklären, daß die deutsche Regierung gern bereit sei, ihre Bündnispflicht zu erfüllen, daß sie es aber ablehnen müsse, sich „von Wien leichtfertig und ohne Beachtung ihrer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen". (Vgl. Deutsche Dok. No. 365, 396. — Vgl. über die Frage der Besetzung Belgrads: A. v. Wegerer. Der Halt in Belgrad. Berl. Mh. I. 1923. S. 130—134. — R. Kiszling. Die praktische Undurchführbarkeit eines Handstreiches auf Belgrad. Ebd. V. 1927. S. 231—238, dagegen vgl. Lutz. Das Entscheidende über den „Halt in Belgrad". Ebd. S. 679—88. u. Gutachten, IX. Kap. S. 242 f. — Sehr wichtig sind auch die Deutschen Gesandtschaftsberichte, hrsg. v. A. Bach w. o. S. 23 ff., 101 ff.)

Aber alle diese Bemühungen blieben erfolglos; von Stunde zu Stunde wurde die Lage gefahrdrohender und auch die persönlichen Versuche Kaiser Wilhelms II. und des Zaren Nikolaus II., die miteinander in ununterbrochenem Telegrammwechsel standen, vermochten das Netz nicht mehr zu zerreißen, dessen erste Fäden in längst vergangenen Zeiten gesponnen worden waren und sich nun zu einem unheilvollen Knoten schürzten. Immer mehr verschob sich das Schwergewicht der Entscheidung, ob der serbische Konflikt zu dem Ausbruch eines Weltkrieges führen würde, nach Petersburg, wo die hohen Militärs die Macht an sich rissen und den Widerstand Sasonows und des Zaren brachen. Schon zu Beginn der militärischen Maßnahmen hatten die Befehlshaber der russischen Armee auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die aus einer Teilmobilisierung gegen Österreich-Ungarn für den Fall einer weiteren Ausdehnung des Kriegszustandes erwachsen würden. Vor allem drängten der Chef des Generalstabes Nikolai Januschkewitsch und der Chef der Mobilmachungsabteilung Sergei Dobrorolski zur Gesamtmobilisierung der russischen Armee, um für jede Wendung gerüstet zu sein. Der Generalquartiermeister Danilow wurde eilends nach Petersburg berufen und durch ihn der Widerstand gegen Sasonow, der von militärischen Maßnahmen eine Zuspitzung des Verhältnisses zu Deutschland befürchtete, verstärkt. Am 28. Juli fand eine Beratung der Generäle statt, in der beschlossen wurde, den Zaren zu bewegen, der Gesamtmobilisierung zuzustimmen. In der Tat erhielt Januschkewitsch die Unterschrift des Zaren auf dem Mobilisierungsukas. Schon war er im Begriffe, die telegraphi-

schen Befehle in alle Teile des Reiches auszusenden, als der Widerruf des Zaren erfolgte. Ein dringendes Telegramm Kaiser Wilhelms (Deutsche Dok. No. 359), das am Abend eingetroffen war, hatte Nikolaus II. bewogen, vor diesem verhängnisvollen Schritte zurückzuweichen und statt der Gesamtmobilisierung wurde jetzt nur die Teilmobilisierung angeordnet. Vielleicht war auch die ernste Mahnung für diesen Entschluß maßgebend, die Pourtalès im Auftrag der deutschen Reichsregierung am Nachmittage an Sasonow gerichtet hatte, daß Deutschland mobilisieren werde und der allgemeine Krieg dann nicht aufzuhalten sei, wenn Rußland weitere militärische Maßnahmen ergreife. Sasonow, der immer mehr unter den Einfluß der Kriegspartei geriet und unter dem Eindruck der ablehnenden Haltung Berchtolds den Friedensbestrebungen der deutschen Staatsmänner keinen Glauben schenkte, faßte diese Mitteilung des Botschafters als ein Ultimatum auf und versicherte sich nun der bedingungslosen Unterstützung Frankreichs. Jetzt gab auch er die Hoffnung auf die Erhaltung des Weltfriedens auf, und als Pourtalès am 30. Juli noch einmal bei ihm zu einer Aussprache erschien und ihn beschwor, man müsse einen Weg finden, um der furchtbaren Gefahr eines Weltkrieges zu entgehen, stellte Sasonow als letzten Versuch folgende Formel auf: „Wenn Österreich anerkennt, daß sein Streit mit Serbien den Charakter einer Frage von europäischem Interesse angenommen hat, und sich bereit erklärt, aus seinem Ultimatum die Punkte auszuscheiden, die die Souveränitätsrechte Serbiens antasten, so verpflichtet sich Rußland, alle militärischen Maßnahmen einzustellen". (Vgl. die Sasonowsche Formel in Pourtalès, Scheideweg, S. 50ff. — Deutsche Dok. No. 421. — Intern. Bezieh. I./5. No. 278.)

In diesen entscheidenden Stunden höchster Spannung, als die Diplomaten hastig und besonders in Petersburg unter dem scharfen Druck der zum Äußersten entschlossenen Militärs handelten, denen jeder verlorene Augenblick den Erfolg der Waffen zu gefährden schien, fand niemand mehr Kraft und Mut, die nötige Zeit zu fordern, um einen der Friedensvorschläge gründlich durchzuberaten und auf die gesamte Lage auswirken zu lassen. Eine Art diplomatischen Waffenstillstands für einige Tage wäre das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens gewesen. So aber drängten alle in nervöser Hast und Überreizung dem Kriege zu, niemand wollte dem Gegner einen Vorsprung gönnen, jeder dem andern in seinen militärischen Maßnahmen den Rang ablaufen. Dabei scheuten doch alle vor der ungeheuren Verantwortung zurück, den gewaltigen Brand zu entfesseln, und suchten ihre mahnenden Gewissen durch immer wechselnde und sich erneuernde Vorschläge zu beruhigen.

Inzwischen war der Zar dem vereinten Ansturm der Militärs und Sasonows doch erlegen. Noch am Vormittag des 30. Juli hatte er ihr Drängen, die Gesamtmobilisierung anzuordnen, zurückgewiesen, aber um 2 Uhr nachmittags war in einer Audienz Sasonows die Entscheidung gefallen. Am Abend des 30. eilte die Nachricht von der Gesamtmobilisierung in die entferntesten Provinzen des russischen Reiches. (Vgl. die Tagesaufzeichnung des russischen Außenministeriums, Intern. Bezieh. I./5. No. 284. — G. Frantz. War 1914 Mobilmachung gleichbedeutend mit Krieg? Berl. Mh. VIII. 1930. S. 632—44. — A. v. Wegerer. Die systematische Verfälschung d. russ. allg. Mobilmachung. Ebd. S. 645—665. — Vgl. d. Bericht d. Generals Fischer, daß der Mobilisierungsbefehl schon am 30. in den Morgenstunden in den russischen Grenzorten eingetroffen sei, in Seeliger. Abendsonne über Habsburgs Reich, w. o. S. 279ff.)

Kaiser Franz Joseph war an diesem Tage in schwerer Sorge von Ischl nach Wien zurückgekehrt und hatte sogleich Berchtold und Conrad in gemeinsamer Audienz empfangen. Es wurde beschlossen, den Kampf gegen Serbien weiterzuführen, den Vorschlag Greys und Kaiser Wilhelms höflich zu beantworten, ohne auf den Inhalt näher einzugehen, und die allgemeine Mobilisierung am folgenden Tag anzuordnen. Merkwürdig war, daß die von Kaiser Wilhelm vorgeschlagene Besetzung Belgrads mangels genügender militärischer Kräfte nicht durchgeführt werden konnte.

In der Tat gelangte am 31. Juli zu Mittag der Befehl des Kaisers zur Gesamtmobilisierung von seiner Militärkanzlei an das Kriegsministerium. (Vgl. A. Frh. v. Krobatin. Aus m. Erinn. an d. Kaiser. In „Erinnerungen an K. Franz Joseph" v. Steinitz w. o. S. 324.) Aus Berlin waren am Morgen widersprechende Nachrichten, einerseits auf dem Wege über die Reichskanzlei, andererseits von dem Chef des deutschen Generalstabes von Moltke und österreichischen Militärvertretern an Berchtold, beziehungsweise an Conrad eingetroffen. Es zeigten sich dabei die großen Nachteile der telegraphischen Verständigung, die den diplomatischen Verkehr in diesen Tagen beherrschte. Die Telegramme benötigten verhältnismäßig lange Zeit, bis sie an ihren Bestimmungsort gelangten, und ihre Beförderungsdauer war ungleich, so daß oft zeitlich ältere Botschaften später an ihren Adressaten gelangten als die jüngeren und so vielfach Mißverständnisse erzeugt wurden, die oft auch in der knappen Ausdrucksweise begründet waren. Die Irrungen gingen auf beiden Seiten so weit, daß man sowohl in Wien als in Berlin glaubte, von seinem Bundesgenossen im Stich gelassen zu werden. (Gegen die Darstellung Conrads, Dienstzeit, IV. S. 151 ff. vgl. Th. v. Schäfer. Generaloberst von Moltke in den Tagen vor der Mobilmachung und seine Einwirkung auf Österreich-Ungarn. Berl. Mh. IV. 1926. S. 514—549. — v. Kuhl. Der Telegrammwechsel zwischen Moltke und Conrad von Hötzendorf am 30. u. 31. Juli 1914. Ebd. II. 1924. S. 43—47.)

In der Hauptsache handelte es sich am 31. Juli in Wien, da ein Ministerrat trotz Bedenken Tiszas den englischen Vermittlungsvorschlag abgelehnt hatte, nur mehr darum, ob die Sasonowsche Formel die Grundlage für weitere Verhandlungen bilden konnte oder nicht. Diese Formel hatte durch die Verbindung mit dem Grey'schen Konferenzvorschlag eine Umwandlung erfahren. Die Großmächte sollten prüfen, welche Genugtuung Serbien ohne Beeinträchtigung seiner Souveränität Österreich-Ungarn gewähren könne. Noch einmal fand an diesem Tage in Petersburg eine Unterredung des Grafen Szápáry mit Sasonow statt, die aber keine Klärung brachte.

Mit dem Entschluß zur Gesamtmobilisierung der russischen Armee, den Sasonow am 30. dem Zaren abgerungen hatte, war die Spannung zwischen Deutschland und Rußland aufs äußerste gesteigert worden. Sasonow und die Generäle waren allerdings bemüht, die Mobilisierung Rußlands in ihrer Bedeutung für die Sicherheit Deutschlands abzuschwächen, auch der Zar vertrat in seinen Telegrammen an Kaiser Wilhelm die Ansicht, daß diese Maßnahme keineswegs den Krieg bedeute, und gab das Versprechen, daß seine Truppen keine herausfordernde Haltung einnehmen würden. Aber in Wahrheit bedeutete die Mobilisierung den entscheidenden Schritt zum Kriege, schon aus dem Grunde, weil Deutschland Gegenmaßnahmen ergreifen mußte und die oberste Leitung in beiden Staaten nunmehr in die Hände der militärischen Befehlshaber geriet, die sich notwendigerweise aus-

schließlich von kriegerischen Interessen leiten ließen. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August übergab Pourtalès Sasonow ein deutsches Ultimatum, das bis 12 Uhr mittags befristet war. Um 5 Uhr nachmittags wurde in Berlin der Befehl der Mobilisierung ausgegeben, aber noch einmal unternahmen Kaiser und Kanzler den Versuch, den Frieden zu erhalten. Es war zu spät; um 7 Uhr 10 abends hatte Pourtalès in tiefer Erschütterung die Kriegserklärung der deutschen Reichsregierung, die ihm am Nachmittag für den Fall einer Ablehnung des Ultimatums gesandt worden war, Sasonow überreicht. (Vgl. Intern. Bezieh. I./5. Tagesaufzeichn. d. russ. Außenministerium vom 1. August. No. 392 u. 396. — Deutsche Dok. No. 542. — H. Lutz. Gutachten S. 312 ff.)

Am gleichen Tage um 5 Uhr nachmittags hatte die französische Regierung die allgemeine Mobilisierung verfügt, auch hier drängte der Generalstab zu raschen Maßnahmen. Die Antwort des französischen Ministers Viviani auf die Anfrage des deutschen Botschafters Herrn von Schoen, ob Frankreich in einem deutsch-russischen Kriege neutral bleiben werde, hatte erkennen lassen, daß Deutschland der übermächtigen Aufgabe des Zweifrontenkrieges nicht werde ausweichen können; Viviani hatte erklärt, Frankreich „werde das tun, was seine Interessen geböten". Obgleich Moltke zu einer Kriegserklärung nicht drängte, ließ Bethmann-Hollweg die entscheidende Note am 3. August der französischen Regierung überreichen. Damit war der Weltkrieg eingeleitet, in den nach dem Vormarsch der deutschen Heere nach Belgien am 4. August auch England eintrat.

Obwohl der Kriegszustand zwischen Deutschland und den Ententemächten begonnen hatte, zögerte man jetzt in Wien mit dem Abbruch der Beziehungen zu Rußland und Frankreich. Das geschah hauptsächlich auf Wunsch Conrads, der den Beginn der Kriegshandlungen in Galizien mit Rücksicht auf das Vorgehen gegen Serbien möglichst hinausschieben wollte. Erst am 6. August erfolgte die österreichisch-ungarische Kriegserklärung an Rußland und am 10. der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Frankreich. (Vgl. die Berichte Szápárys und Schebekos in Intern. Bezieh. I./5. No. 418, 421, 485, 495, 496, und die Berichte Tschirschkys in Deutsche Dok. III. u. IV. Bd. No. 627, 704, 814, 870. — Lutz. Gutachten, S. 446 ff. — E. Hemmer. Die deutschen Kriegserklärungen von 1914. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. 25. H. Stuttgart 1935. — H. Hallmann. Die Datierung der Telegramme des Grafen Szápáry. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 977—982. — Th. v. Schäfer. Die deutsche Mobilmachung von 1914. Ebd. XIV. 1936. S. 597—639.)

Ganz eigenartig war in der Julikrise die Stellung Montenegros gewesen. Die Bevölkerung war von der südslavischen Bewegung so stark ergriffen, daß schon während der Balkankriege das Vordringen Serbiens, vor allem die Besetzung des Sandschak eine Gefahr für die Selbständigkeit des Landes und den Bestand der Dynastie bildete. War doch das Ziel der nationalen Partei die Bildung eines Großserbien unter der Dynastie Karageorgević, in dem für ein selbständiges Königreich Montenegro kein Raum sein konnte. In der Julikrise 1914 war daher König Nikita eher geneigt gewesen, sich Österreich-Ungarn anzuschließen, aber seine Gefolgschaft war so gering, daß er diesen Schritt, der ihn sogleich in scharfem Gegensatz zu der Bevölkerung des Landes gebracht hätte, nicht wagen konnte. Vielmehr mußte er dem Drängen seiner Minister und der Petersburger Regierung nachgeben; am 29. Juli wurde die Mobilisierung angeordnet, am 31. Juli nahm die Skupschtina den Antrag, an der Seite Serbiens in den Krieg zu treten, an. Die

Kriegserklärung Montenegros an Österreich-Ungarn erfolgte am 5. August 1914. (Vgl. A. Rappaport. Montenegros Eintritt in d. Weltkrieg. w. o. S. 941—966. Literaturangaben vgl. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 668.)

Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte im Weltkrieg ist bei den Friedensverhandlungen zu Versailles, St. Germain und Trianon der Begriff der „Kriegsschuld" in dem Sinne einer verbrecherischen Absicht der unterlegenen Staaten und ihrer Regierungen geprägt worden. Erst in späterer Zeit wird man das gewaltige Werk der Erforschung der Kriegsursachen ganz würdigen können, das die deutsche Geschichtswissenschaft in den zwei Jahrzehnten seit jenem Verdammungsurteil geleistet hat. Kein einsichtiger und verantwortungsbewußter Historiker wird es dank dieser Aufklärungsarbeit heute wagen, die Mittelmächte mit der ausschließlichen Verantwortung für den Ausbruch des Weltkrieges zu belasten.

Daß der Panslavismus Rußlands und die von ihm genährte südslavische revolutionäre Bewegung an erster Stelle den Ausbruch des Krieges verursacht haben, kann wohl niemand leugnen, denn ihre politischen Ziele waren nur durch eine Vernichtung Österreich-Ungarns und diese wieder nur durch einen Krieg zu erreichen. (Vgl. Bittner, Verantwortlichkeit Österreich-Ungarns, S. 199 ff.)

Die südslavische Bewegung hatte schon seit vielen Jahrzehnten ihre Angriffe gegen den Bestand der Donaumonarchie gerichtet. Es ist charakteristisch, daß ihr Gedankengut zuerst auf einen kleinen Kreis von Literaten und Politikern beschränkt gewesen war, dann allmählich die dünne Schichte des Mittelstandes erfaßte und in Serbien selbst seine leidenschaftlichsten Verfechter unter den Offizieren des Heeres fand. Die Masse des Volkes ist hingegen in den „unerlösten" Provinzen Bosnien und Herzegowina größtenteils unberührt geblieben. Den besten Beweis dafür erbrachten die aus Bosnien und Herzegowina stammenden Truppen, die sich während des Weltkrieges durch besondere Tapferkeit auszeichneten. Die historische Entwicklung des großserbischen Gedankens führt zurück in religiös-nationaler Beziehung auf die Gründung des Patriarchates von Ipek 1557 im osmanischen Staat, das während der Türkenkriege im 17. Jahrhundert mit Österreich in Verbindung getreten war und 1689/90 unter Arsen Czernowitz seinen Sitz in Karlowitz aufgeschlagen hatte (vgl. I. Bd. S. 289). Die literarische Begründung der nationalen Idee in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist schon dargestellt worden. (Vgl. II./1. S. 627 ff.) Zum erstenmal erfuhr der nationale Gedanke eine politische Formgebung in der 1844 von dem serbischen Staatsmann Ilja Garašanin verfaßten Denkschrift „Die Politik Serbiens", in der er den Weg zeichnet, den Serbien nach dem zu erwartenden Zerfall der europäischen Türkei einzuschlagen hat, um sein nationales Ziel, die Bildung eines großen christlichen slavischen Staates auf der Balkanhalbinsel, zu erreichen. Garašanin sah die Gegnerschaft Österreich-Ungarns voraus und gab die Richtlinien für die großserbische Propaganda. (Vgl. R. Gooß. Gutachten, S. 20 ff.)

Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis die Gedanken Garašanins in vollem Ausmaße politisch wirksam wurden. Ihr leidenschaftlicher Vertreter und Ausgestalter wurde Miroslav Spalajković, der unter dem Eindrucke der Besetzung der beiden türkischen, zum großen Teile von Serben bewohnten Provinzen Bosnien und Herzegowina durch Österreich-Ungarn 1899 eine Streitschrift in Paris veröffentlichte, die eine offene Kampfansage an die Donaumonarchie bedeutete und Frankreich zum Schutze der großserbischen Bewegung aufrief. (M. J. Spalaikovitsch. La Bosnie et l'Herzégovine. Paris 1899.) Er war bemüht, diesen

Kampf in Zusammenhang mit der gegen Deutschland gerichteten Rachepolitik Frankreichs zu bringen. An die Seite Spalajković, der als Politiker und Diplomat in Belgrad selbst, dann aber vor allem in St. Petersburg eifrig für die Verwirklichung seiner Ideen tätig war, trat zur Zeit der Annexionskrise 1908/09 der Belgrader Universitätsprofessor Dr. Jovan Cvijić, der in seiner Schrift „L'Annexion de la Bosnie et la question Serbe" (Paris 1909, auch serbisch, Belgrad 1908) eine gewaltsame Lösung der großserbischen Frage forderte.

Für das Aufblühen der nationalen Bewegung war der 1903 durch die Ermordung des Königs Alexander herbeigeführte Dynastiewechsel von größter Bedeutung. Nicht nur König Peter selbst, auch der leitende Staatsmann der Vorkriegsjahre Nicola Pašić war, wenngleich er oft genug in Gegensatz zu der radikalen Richtung geriet, Anhänger der nationalen Bewegung und erfuhr die wertvollste Unterstützung durch Rußland. (Vgl. H. Sasse. Nicola Pašić. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 23—42. — C. Sforza. Gestalten, w. o., S. 158—175. — Ders. Nicola Pašić i ujedinjenje Jugoslovena. [P. u. die südslavische Einigung.] Belgrad 1937. — A. Rappaport. Spalaković. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 555—576.)

Es ist schon früher dargestellt worden, in welchem Zusammenhang die großserbische nationale Bewegung mit dem Attentate von Sarajevo stand, dessen Urheber Oberst Dragutin Dimitrijević, eine der leitenden Persönlichkeiten der Geheimorganisation Crna ruka war (vgl. 31 ff.). Hier soll noch erwogen werden, ob und in welchem Maße eine Mitwisserschaft und somit eine Mitschuld der serbischen Regierung an dem Attentate, also an dem Ereignisse, das unmittelbar den Ausbruch des Weltkrieges herbeigeführt hat, nachzuweisen ist. Freilich handelt es sich hier um eine jener Fragen der Geschichtsschreibung, die sich mit voller Sicherheit niemals werden beantworten lassen; denn der Mund vieler Mitwisser ist verstummt und oft steht Aussage gegen Aussage, so daß eine Entscheidung schwer zu fällen ist.

So weit aber reicht heute unsere sichere Erkenntnis, daß die serbische Regierung von der Vorbereitung eines Mordanschlages gegen Erzherzog Franz Ferdinand, der am Vidovdan, dem serbischen Nationalfeiertag, erfolgen sollte, Kenntnis besaß. Das bezeugt nicht allein die Aussage, die Oberst Dimitrijević kurz vor seiner Hinrichtung 1917 in Salonichi (vgl. S. 32) machte, sondern auch eine Mitteilung des damaligen Unterrichtsministers Ljuba Jovanović. (Vgl. Nach dem Veitstage 1914 w. o.) Nach ihm hat Ende Mai oder Anfang Juni Ministerpräsident Pašić in einem Ministerrat seine Kollegen benachrichtigt, daß einige junge Leute aus Serbien über die Grenze nach Bosnien gehen wollten, um ein Attentat auf Franz Ferdinand zu verüben. Der Innenminister Stephan Protić, der ein erbitterter Gegner der Geheimorganisation Crna ruka und der Offizierspartei war, übernahm es, Weisungen an die Grenzbehörden zu erlassen, um den Übertritt der Verschworenen nach Bosnien zu verhindern. Aber seine Bemühungen blieben vergeblich, der Einfluß der Crna ruka erwies sich als wirksamer als die Befehle des Ministers.

Wir sehen also, daß unzweifelhaft eine Mitwisserschaft der serbischen Regierung bestanden hat, die freilich bei den einzelnen Mitgliedern nicht gleich weit gereicht hat. Dimitrijević belastet in seinen vor seiner Hinrichtung gemachten Aussagen den Ministerpräsidenten Pašić sehr stark, ebenso den russischen Gesandten Hartwig, sowie dessen Militärattaché Artamanow und er beschuldigt sogar

den damaligen Kronprinzen Alexander, von dem geplanten Attentat unterrichtet gewesen zu sein. Pašić hat es vermieden, auf die an ihn gerichteten Anfragen eine klare Antwort zu geben; wenn er auch ziemlich eingeweiht war, so war er doch viel zu schlau und vorsichtig, so plumpe Informationen einzuholen, daß er in die Vorbereitung des Attentates verwickelt erscheinen konnte. Auch Kronprinz Alexander, der der Narodna Odbrana nahestand, hatte ohne Zweifel Kenntnis von der in serbisch-nationalen Kreisen herrschenden Erregung, doch ist er keineswegs mit den Attentätern in Verbindung gestanden. (Vgl. König Alexander von Jugoslavien und die Attentäter von Sarajevo. Berl. Mh. IV. 1926. S. 485—489, dazu auch F. v. Wiesner, ebd. S. 639—661. — M. Boghitschewitsch. Weitere Einzelheiten über das Attentat von Sarajevo. Ebd. III. 1925. S. 437—444. — Fr. v. Wiesner. Schuld d. serb. Regierung, w. o. S. 367 ff. — Über die Mitwisserschaft der russischen Gesandtschaft, vor allem des Militärattachés Artamanow vgl. V. Serge. La Vérité sur l'Attentat de Sarajevo. La Complicité de l'Etat Major Russe. In „Clarté". Mai 1925. Artamanow selbst leugnet jede Unterstützung der serbischen Revolutionäre durch die russische Regierung. Vgl. V. A. Artamanow. Erinnerungen aus meiner Militärattachézeit in Belgrad. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 583—602.)

Niemals wird aber die serbische Regierung den Vorwurf entkräften können, daß sie nicht mit genügender Energie und Entschiedenheit die notwendigen Maßregeln ergriffen hat, um die Ausführung des Attentats unmöglich zu machen. Sie hat es auch unterlassen, nach dem 28. Juni mitzuhelfen, die Spuren der Verschwörer in Serbien aufzudecken und aus eigenem Antrieb gegen die an der Vorbereitung des Attentates beteiligten Personen vorzugehen; vielmehr verhalf sie dem Eisenbahnbeamten Ciganović zur Flucht, um ihn vor der Gefahr der Auslieferung zu bewahren.

In ihren Versuchen einer Rechtfertigung der serbischen Regierung erheben die den Mittelmächten feindlich gesinnten Schriftsteller zwei schwerwiegende Beschuldigungen gegen Österreich-Ungarn. Die eine besagt, daß man bei dem Besuche des Erzherzogs in Sarajevo die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen außeracht gelassen habe, die andere bezieht sich darauf, daß die serbische Regierung eine Warnung nach Wien habe gelangen lassen, die aber von dem Wiener Ministerium des Äußern nicht beachtet worden sei.

Es muß leider zugegeben werden, daß sowohl die Zivil- wie auch die Militärbehörden in Bosnien bei dem Besuch des Erzherzog-Thronfolgers versagt haben. Die Hauptschuld trifft dabei ohne Zweifel den Landeschef Feldzeugmeister Oskar von Potiorek, der den Sicherheitsdienst vollkommen vernachlässigt hat. Auch später im serbischen Feldzug hat sich der Mangel an Organisationstalent bei Potiorek in verhängnisvoller Weise geltend gemacht. Die Untätigkeit der Zivilbehörden suchte ihr Chef, der gemeinsame Finanzminister Leon Bilinski, damit zu rechtfertigen, daß er von Potiorek, mit dem er sich in schwerem Zwiespalt befand, von dem bevorstehenden Besuch des Erzherzogs nicht benachrichtigt worden sei; dieser Besuch habe nur militärischen Charakter gehabt, er habe überhaupt nicht auf amtlichem Wege davon erfahren.

Eine gleiche Schuld der Unterlassung trifft die leitenden Persönlichkeiten auch in bezug auf die „Warnung" der serbischen Regierung. Es handelte sich dabei allerdings nicht um einen feierlichen offiziellen Schritt, der doch wohl der ganzen Sachlage nach unmöglich war, sondern um eine vertrauliche Mitteilung des serbi-

schen Gesandten in Wien Jovan Jovanović. Dieser hatte von den Attentatsplänen gehört und begab sich aus eigenem Antrieb, wie er behauptet, zu dem Finanzminister Bilinski, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Er wandte sich nicht an Berchtold, weil infolge der gespannten Beziehungen Österreichs zu Serbien eine persönlicher Verkehr mit dem Minister unterbrochen war. Seine an Bilinski gerichtete Warnung sei jedoch nicht ernst genommen und nicht beachtet worden. Da sich diese Unterredung zeugenlos abgespielt hat, ist es sehr schwer, ein Urteil zu fällen. Bilinski gleitet in seinen Memoiren über die ganze Angelegenheit hinweg und sein Pressechef Flandrak leugnet, daß überhaupt eine wirkliche „Warnung" stattgefunden hat, vielmehr habe Jovanović nur im allgemeinen von der in Serbien herrschenden Verstimmung über die geplante Reise des Thronfolgers gesprochen. Auch Gooß vertritt in seinem Gutachten (S. 248, Anm. 2) die Ansicht, daß dieser Schritt des serbischen Gesandten nicht den Charakter einer „amtlichen Demarche" gehabt habe, und daher keine wirkliche „Warnung" erfolgt sei.

Man kann sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß irgend eine Mitteilung des serbischen Gesandten tatsächlich erfolgt ist. Jedenfalls war es dann ein schweres Verschulden Bilinskis, der übrigens zu Erzherzog Franz Ferdinand in einem sehr schlechten persönlichen Verhältnis stand, daß er diese Mitteilung, gleichviel in welcher Form sie erfolgte, nicht in ihrer Bedeutung erkannt und weitergeleitet hat. Man sollte glauben, daß auch die leiseste Andeutung einer dem Thronfolger drohenden Gefahr von Seite einer offiziellen Persönlichkeit genügt hätte, um die österreichische Regierung zu veranlassen, die weitestgehenden Maßnahmen zum Schutze des Erzherzogs zu treffen oder von seiner Reise überhaupt abzuraten. In der österreichischen Aktensammlung finden sich zahlreiche Berichte über die Wühlarbeit der serbisch-nationalen Propaganda in Kroatien, Bosnien und der Herzegowina (vgl. No. 9963, 9882, 9893 u. a.) und man hat in der Julikrise immer wieder betont, daß die Zustände in beiden Provinzen unerträglich geworden seien; wenn dies nun wirklich der Fall war, so muß man es aufs härteste verurteilen, daß man den Thronfolger schutzlos so großer Gefahr preisgegeben und daß man alle Warnungen, so auch die des serbischen Gesandten, mag sie auch nicht in entsprechender Form und an entsprechender Stelle erfolgt sein, nicht beachtet hat.

(Vgl. über die serbische „Warnung": L. Jovanović. Nach dem Veitstage des Jahres 1914. Aus „1914—1924. Krv Slovenstva". (Blut des Slaventums.) Belgrad 1924. Deutsche Übersetz. in Berl. Mh. III. 1925. S. 68—82. — E. Durham. Fresh light on the Sarajevo crime. In „The Contemporary Review". 1925 Jänner. No. 709. — A. v. Wegerer. Die Enthüllungen des Herrn Ljuba Jovanović. Berl. Mh. IV. 1926. S. 767—785. — J. M. Jovanović in der „Politika" v. 22. III. 1925 u. 4. XII. 1926. Vgl. die deutsche Übersetz. „Das Attentat von Sarajevo u. d. Belgrader Außenpolitik". Berl. Mh. III. 1925. S. 213—220 u. V. 1927. S. 84—85. — Bilinski. Wspomnienia i Dokumenty 1846—1922. II. Bd., w. o. — Flandrak. Die falsche Deutung der Bilinskischen Warnung durch Senator de Jouvenel. Berl. Mh. VI. 1928. S. 1152—54. — J. Jovanović. Meine Warnung an den Erzh. Franz Ferdinand. „Neues Wiener Tagblatt" v. 28. Juni 1924. No. 177, und N. Freie Presse v. 28. Juni 1924. No. 21479. — P. Flandrak. Bilinskis Eingreifen in die auswärtige Politik. „Neues Wiener Journal" v. 26. IV. 1925. — A. v. Wegerer. Die serbische Warnung. Berl. Mh. VIII. 1930. S. 539—546. — Ders. Herr Jovan M. Jovanović über die Verantwortung für d. Weltkrieg. Ebd. VIII. 1930. S. 869—875. — M. Boghitschewitsch. Die „Warnung" vor

dem Attentate in Sarajevo. Ebd. II. 1924. S. 231—38. Vgl. auch die franz. Übersetz. in „Le Procès de Salonique" w. o. Anh. II. S. 11—125. — L. Mandl. Zur Warnung Serbiens an Österreich. Berl. Mh. II. 1924. S. 108—111, vgl. auch S. 28—30. — A. v. Wegerer. Die Erinnerungen d. Dr. Velizar Janković. Berl. Mh. IX. 1931. S. 851—869. — A. Polzer-Hoditz, Kaiser Karl, S. 232 ff. — F. v. Wiesner. Schuld d. serb. Regierung, w. o. S. 355 ff. — A. v. Wegerer. Anlaß z. Weltkrieg, w. o. S. 398 ff. — O. Tartaglia in Berl. Mh. VII. 1929. S. 91—94. — H. Lutz. Zum Mord von Sarajevo. Ebd. III. 1925. S. 448 ff. — E. Seeliger, Pallavicini, w. o. S. 227 f.)

Am schwersten wiegen die Vorwürfe, die von den Gegnern der Mittelmächte im Hinblick auf die Haltung Österreich-Ungarns in der Julikrise erhoben werden. Sie richten sich in erster Linie gegen den Minister des Äußern, Grafen Leopold Berchtold, und den engeren Kreis seiner Mitarbeiter; so wenig man ihr Vorgehen billigen kann, so muß man doch immer wieder darauf hinweisen, wie sehr diese Männer unter dem Eindruck der seit Jahren auf eine Zertrümmerung Österreich-Ungarns gerichteten Angriffe des Panslavismus gestanden sind. Sie glaubten, der drohenden Gefahr nur durch eine kriegerische Auseinandersetzung mit Serbien begegnen zu können. (Vgl. Bittner, Verantwortlichkeit Österreich-Ungarns, S. 202 f.) Berchtolds Fehler war die grenzenlose Kurzsichtigkeit, die kaum faßbare Unkenntnis der in Europa herrschenden politischen Verhältnisse, der verhängnisvolle Starrsinn, mit dem er an der einmal eingeschlagenen Richtung festgehalten hat, selbst als es ihm klar werden mußte, daß er den Staat in die Gefahr des Unterganges führte. Sein Fehler war endlich, daß er sich vor Beginn der Krise nicht an die Bestimmungen des Dreibundvertrages hielt und dadurch Italien wie Rumänien den Weg in die Neutralität erleichtert hat. Auch sein Verhalten gegen die Berliner Regierung muß zu den schwersten Bedenken Anlaß geben.

Wie in der Behandlung der Schuldfrage Deutschlands, so ist auch in bezug auf Österreich-Ungarn in dem letzten Jahrzehnt ein bedeutender Wandel eingetreten. Freilich gibt es noch immer Historiker und Schriftsteller wie C. Bloch, die ganz einseitig urteilen, aber dem unermüdlichen Bemühen der deutschen Gelehrten, vor allem Alfred von Wegerers, die Frage der Kriegsursachen einer gerechteren Betrachtung zuzuführen, sind doch große und nachhaltige Erfolge beschieden gewesen; es genügt hier auf die Werke von Pierre Renouvin, John Ewart, Robert L. Owen, auf Morel, Morhardt, Barnes, Beazley und auf Fay zu verweisen, die alle eine gerechtere Würdigung der so schwierigen Stellung Österreich-Ungarns gegenüber dem von Rußland seit langem geförderten Ansturm der südslavischen Bewegung anstreben und den ausgesprochenen Kriegswillen der militärischen Hofkreise in St. Petersburg als eine jener Kräfte erkennen, die am meisten zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen haben. Man wird sagen dürfen, daß diese Kräfte seit Jahrzehnten eine aktive Rolle gespielt haben, während die „Schuld" Österreich-Ungarns und zwar viel weniger eine Schuld des Gesamtstaates, der Völker, als eine Schuld einzelner Personen, eine negative gewesen ist; seine Lenker haben es nicht vermocht, innenpolitisch die Grundlagen für eine kraftvolle Außenpolitik des Staates zu schaffen, sie sind zu keiner befriedigenden Lösung des Nationalitätenproblems gelangt, sie haben es versäumt, den Thronfolger vor den Anschlägen der revolutionären Bewegung zu schützen, sie haben den Weg nicht gefunden, nach dem Attentat von Sarajevo im Einvernehmen mit dem deutschen Bundesgenossen und ohne die Gefahr eines Krieges heraufzubeschwören, die

serbische Regierung zur Rechenschaft zu ziehen, sie haben nicht erkennen wollen, daß sie durch ihr isoliertes Vorgehen gegen Serbien und ihre unselige Geheimdiplomatie sich aller Vorteile beraubten, daß sie in die Rolle eines Angreifers und Verfolgers gerieten, daß sie auf diese Weise Rußland zum Schutze Serbiens aufgerufen haben. Nicht Absicht und Willen, den Weltkrieg zu entflammen, sondern Mangel an Kraft und Entschlossenheit, ihn zu verhindern, darin wird man die „Schuld" der Staatsmänner Österreich-Ungarns erblicken müssen.

3. Die Wehrmacht Österreich-Ungarns. Die militärischen Vereinbarungen der Mittelmächte.

Vgl. die allgemeinen Darstellungen auf S. 9 ff. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. I. Bd. S. 26—91 u. d. Ergänzungshefte 4 u. 9: H. Kerchnawe. Die unzureichende Kriegsrüstung der Mittelmächte. Wien 1932, vgl. Militärwiss. Mitt. 63. Bd. 1932. S. 151—208, und M. Ehnl. Die österr.-ungar. Landmacht nach Aufbau, Gliederung, Friedensgarnisonen, Einteilung und nationaler Zusammensetzung im Sommer 1914. Wien 1934. — M. Hoen. Österreich-Ungarns Wehrmacht u. Mobilmachung. In „Der Große Krieg", hrsg. v. M. Schwarte, w. o. V. Bd. S. 1—22. — Geschäftsordnung für das k. u. k. Heer. II. Wien 1905. — Handbuch d. neuzeitlichen Wehrwissenschaften. Hrsg. v. H. Franke. Bd. I. Wehrpolitik u. Kriegführung. Berlin-Leipzig 1936. — Conrad v Hötzendorf, Dienstzeit. Bd. I—IV. Vgl. besonders IV./2. Bd. S. 222 f. — Auffenberg-Komarów. Aus Österreichs Höhe, w. o. — E. v. Glaise-Horstenau. Franz Josephs Weggefährte. Das Leben des Generalstabschefs Grafen Beck. Zürich-Wien 1930. S. 271 ff., S. 409 ff. — E. v. Woinovich u. A. Veltzé. Aus der Werkstatt d. Krieges. Wien 1915. — A. v. Wittich. Die Rüstungen Österreich-Ungarns von 1866—1914. Berl. Mh. X. 1932. S. 861—879. — R. Kiszling. Die Entwicklung d. österr.-ungar. Wehrmacht seit d. Annexionskrise 1908. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 789—802 und Berl. Mh. XII. 1934. S. 735—49. — A. v. Dragoni. Die Organisation d. österr.-ungar. Wehrmacht in den letzten Friedensjahren. Militärwiss. Mitt. 63. Bd. 1932. S. 481—486.

O. Gallian. Der österr. Soldat im Weltkriege. Graz 1933. — Ders. Der österr. Deutsche im Weltkrieg. Berlin 1938. — G. Nitsche. Österreichs Soldatentum im Rahmen deutscher Geschichte. Leipzig 1937. — A. Graf Bossi Fedrigotti. Österreichs Blutweg. Berlin 1939. — E. Glaise-Horstenau. Österreichs Heer in der deutschen Geschichte. In „K. Linnebach. Deutsche Heeresgeschichte". Hamburg 1936. Vgl. auch: Österreichs Wehrmacht im Deutschen Schicksal. In „Österreich"", hrsg. v. Nadler u. Srbik. Salzburg 1936. S. 207—222. — C. v. Bardolff. Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg. Jena 1937. — Ders. Soldat im alten Österreich, w. o. — A. Pitreich. Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Sperrfeuer. Klagenfurt 1930. — B. Kaltenboek. Armee im Schatten. Innsbruck-Wien 1932. — K. Inzinger. Fünf Jahre unter Waffen 1914—1919. Wien 1936. — F. Weber. Das Ende einer Armee. Leipzig-Wien 1931. — W. Czermak. In Deinem Lager war Österreich. Die österr.-ungar. Armee, wie man sie nicht kennt, Breslau 1938. — E. v. Frauenholz. Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte. München-Berlin 1927. S. 283 ff. — E. Ottenschläger. Österreichs Artillerie im Weltkriege. 1914—1918. 8 Hefte. Stockerau 1925—1927. — H. Kerchnawe u. E. Ottenschläger. Das Ehrenbuch unserer Artillerie. 2 Bde. Wien 1935—36. — E. Eimannsberger. Die

österr.-ungar. Artillerie im Weltkriege. Militärwiss. Mitt. 52. Bd. 1921. — A. Bernhard. Die österr.-ungar. Kavallerie. Wien 1931. — Th. Brosch v. Aarenau. Die österr.-ungar. technischen Truppen und Stäbe. Militärwiss. Mitt. 68. Bd. 1937. S. 81—97. — L. Madarász. Die k. u. k. Luftfahrttruppen im Weltkriege. Ebd. 59. Bd. 1928. S. 543—557. — Rückblick auf d. Geschichte d. Generalstabes. Ebd. 65. Bd. 1934. S. 469—508. — A. v. Urbánski. Das Evidenzbureau d. k. u. k. Generalstabes. Ebd. 61. Bd. 1930. S. 886—901. — Th. v. Zeynek. Über den österr.-ungarischen Generalstab. Ebd. 70. Bd. 1939. S. 179—193. — E. v. Glaise-Horstenau. Der österreichische Generalstab. Ein Rückblick. Militärwiss. Rundschau. Berlin 1938. 6. H. — E. Klepsch-Kirchner. 85 Jahre Kriegsschule. Ebd. 69. Bd. 1938. S. 85—96.

Algya-Pap, Gottl u. Mojzer. Hadserezünk ellátása a világháborúban. (Die Versorgung unseres Heeres im Weltkrieg.) 3. Bde. Budapest 1928—29. — W. Winkler. Der Anteil der nichtdeutschen Volksstämme an der österr.-ungar. Wehrmacht. Wien 1919. — Ders. Die Totenverluste der österr.-ungar. Monarchie nach Nationalitäten. Wien 1919. — E. Ratzenhofer. Die Deutschen im sterbenden k. u. k. Heer. Militärwiss. Mitt. 60 Bd. 1929. S. 622—627. — Das österr. Sanitätswesen. Ztschr. d. k. u. k. Obersten Sanitätsrates. Hrsg. im k. k. Minist. d. Innern. 26.—30. Jahrg. Wien 1914—18. — E. Woinovich u. A. Veltzé. Helden des Roten Kreuzes. Wien 1915. — In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen. Hrsg. v. H. Weiland. 2 Bde. Wien 1931. — H. Kerchnawe. Die Militärverwaltung in d. v. d. österr.-ungarischen Truppen besetzten Gebieten. Carnegiestiftung, w. o. Wien 1928. — E. v. Ratzenhofer. Eisenbahn und Schiffahrtswesen im Weltkrieg. Carnegiestiftung, w. o. Wien 1931.

Die Bibliographie zur Gesch. d. einzelnen Truppenkörper vgl. Frauenholz-Rüling. Weltkriegsliteratur, w. o. S. 49 ff. — Vgl. besonders Hoen-Waldstätten—Zipperer—Seifert. Die Deutschmeister. Wien 1928. — L. Frh. v. Vogelsang. Das steirische Infanterieregiment No. 47 im Weltkrieg. 2 Bde. Graz 1932. — M. Hoen. Gesch. d. k. u. k. Infanterie-Regimentes Erzh. Rainer No. 59. für d. Zeitraum d. Weltkrieges 1914—18. Salzburg 1931. — H. Fröhlich. Gesch. d. steirischen k. u. k. Infanteriereg. Nr. 27. 1914—18. 2 Bde. Graz 1937. — E. Zanantoni. Geschichte d. 29. Inf.-Division im Weltkrieg. Reichenberg 1929. — A. v. Urbanski. Mit meinen Sudetendeutschen und Schlesiern im Weltkriege. Berlin 1939. — A. Rost. Geschichte d. k. u. k. Feldjägerbataillons Kopal Nr. 10. 1914—1918. Wien 1938. — Der Heldenweg des Zweier-Landsturmes 1914—1918. Linz 1937. — G. Jakoncig. Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg. Innsbruck 1931. — V. Schemfil. Das k. u. k. 3. Regiment der Tiroler Kaiserjäger im Weltkriege. Bregenz 1926. — Heldenkämpfe der Kaiserschützen 1914—18. Wien 1918. — E. Wißhaupt. Die 52. Landwehr-Infanteriebrigade im Weltkrieg. Reichenberg 1928—31. — R. Huchler. Das Standschützenbataillon Dornbirn im Weltkriege. Dornbirn 1927. — A. Mörl. Die Tiroler Standschützen im Weltkrieg. Innsbruck-Wien 1934. — H. v. Rainer-Harbach. Geschichte der Kärntner freiwilligen Schützen im Weltkriege. Klagenfurt 1930. —

R. Fried. Von Theresienrittern. 1914—1918. Bücher der Heimat. 12. Heft. Wien 1935. — G. Frh. Köveß v. Köveßháza. Die Militär-Maria-Theresien-

Ordens-Ritter des Weltkriegs. Jahrb. d. Vereinig. kathol. Edelleute in Österreich. 1937. —

Vgl. die Biographien einzelner Heerführer (Auffenberg-Komarów, Boroević, Haus, Köveß) i. d. Neuen Österr. Bibliographie, und „Heerführer des Weltkrieges". Hrsg. v. d. deutschen Gesellsch. f. Wehrpolitik u. Wehrwissenschaften. Berlin 1939. — H. Kerchnawe. Feldmarschall Alexander Frh. v. Krobatin. Berl. Mh. XII. 1934. S. 313—316. — E. v. Glaise-Horstenau. Feldzeugmeister Potiorek. Ebd. XII. 1934. S. 144—148. — K. Leppa. General d. Inf. Alfred Krauß. München 1932.

Über Conrad von Hötzendorf vgl. die Literatur i. d. Bibliographie d. Weltkriegsbücherei, w. o., S. 15 f. — Weltkrieg. XI. S. 496 ff. — Margutti. Vom alten Kaiser, w. o., S. 292 ff. — Auffenberg-Komarów. Österr. Höhe, w. o., S. 172 ff. — A. Krauß. Ursachen, w. o., S. 96 ff. — Bardolff. Soldat im alten Österreich, w. o., S. 89 ff. — Tisza. Briefe. Hrsg. O. Wertheimer, w. o. — Fay. Ursprung. II. S. 7, Anm. 12. — M. Frh. v. Auffenberg. Franz Conrad v. Hötzendorf i. d. Neuen österr. Biographie. III., S. 34—42. — R. Kiszling in „Heerführer d. Weltkrieges, w. o. S. 102—120. — L. Pastor. Conrad v. Hötzendorf. Wien 1916. — K. F. Nowak. Hötzendorfs Lager. Berlin. 1916. — Ders. Weg zur Katastrophe, w. o. — G. Conrad v. Hötzendorf. Mein Leben mit Conrad v. Hötzendorf. Sein geistiges Vermächtnis. Leipzig 1935. — A. v. Urbánski v. Ostrymiecz. Conrad von Hötzendorf. Soldat und Mensch. Graz-Leipzig 1938. — P. Fleck. Conrad v. Hötzendorf. Preuß. Jahrb. 203. Bd. 1926. S. 214—220. — W. Schüßler. Conrad v. Hötzendorf. Arch. f. Politik u. Geschichte. V. Bd. 1925. S. 524—534. — F. v. Cochenhausen. Conrad v. Hötzendorf. Berlin 1934. Schriften d. kriegsgesch. Abt. i. hist. Seminar d. Univ. Berlin 9. H. — A. v. Wittich. Conrad v. Hötzendorf. Colemanns kl. Biographien. 58. Bd. Lübeck 1934. — Ders. Feldmarschall Conrad. Schweizer Monatsschr. f. Offiziere. 1930/31. — E. Glaise-Horstenau. Feldmarschall Franz Graf Conrad v. Hötzendorf. Zur 85. Wiederholung seines Geburtstages. Militärwiss. Mitt. 68. Bd. 1937. S. 707—726. — Ders. Conrad v. Hötzendorf. In „Die Großen Deutschen." Hrsg. v. W, Andreas u. W. v. Scholz. V. Bd. Ergsb. Berlin 1937. S. 504—521. — G. Wetzell. Conrad von Hötzendorf. Soldat u. Mensch. Mil. Wochenblatt. Berlin 1938. No. 50. — B. Schaposchnikow. Mosg armii. (Das Hirn d. Armee.) Moskau-Leningrad 1927—29. — K. Leppa. Das Hirn des Heeres. F.M. Conrad u. d. k. u. k. Generalstab im Urteil d. räteruss. Generalstabschefs. Militärwiss. Mitt. 60. Bd. 1929. S. 753—772. — C. Feyler. Le commandement militaire austro-hongrois à l'heure de la Guerre européenne. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. V. Jhrg. 1927. — A. v. Pribram. Der Konflikt Conrad—Aehrenthal. Österr. Rundschau. 64. Bd. 1920. S. 93—118. — F. Kern. Conrad und Berchtold. Europäische Gespräche. 1924. S. 97—109. — F. Kern u. L. Herz. Conrad v. Hötzendorf u. d. Weltkrieg. Ztschr. f. Politik. XIV. Bd. 1924. S. 50—67. — F. Kern. Die südslavische Frage u. d. Wiener Kriegspartei 1913/14. Schmollers Jahrb. f. Gesetzgebung. 48. Jahrg. 1924. S. 242—263. — E. v. Steinitz. Conrad v. Hötzendorf, Aehrenthal u. Berchtold. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 234—244. — A. v. Wittich. Feldmarschall Conrad u. d. Außenpolitik Österreich-Ungarns. Berl. Mh. X. 1932. S. 116—136. — Ders. Feldmarschall Conrad in d. Kriegsvorbereitung. In „Wissen und Wehr". 1936. —

L. Eisenmann. Conrad v. Hötzendorf et Tisza. In „Mélanges publiées au l'honneur de M. Paul Boyer". Paris 1925. S. 61—74. — K. Lehmann. Conrad v. Hötzendorf u. d. Deutsche Oberste Heeresleitung im ersten Kriegshalbjahre. Arch. f. Politik u. Gesch. VII. Bd. 1926. S. 521—556. — K. Leppa. Moltke und Conrad. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. 26. H. Stuttgart 1935. — Dettmer. Moltke u. Conrad. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 983—86. — A. v. Cramon. Österr.-ung. Bundesgenosse, w. o. S. 100 ff. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund, w. o. S. 23 ff., 49 ff., 138 ff. —

Über die Militärischen Vereinbarungen vgl. Weltkriegsbücherei, w. o. S. 29 f. — Ferner das ausführliche Literaturverzeichnis in G. Seyfert. Die militärischen Beziehungen u. Vereinbarungen zwischen d. deutschen u. d. österreichischen Generalstabe vor u. bei Beginn d. Weltkrieges. Diss. Leipzig 1934. S. 131—138. — Österreich-Ungarns letzter Krieg, w. o. I. S. 3 ff. — Weltkrieg, II. S. 3 ff. — Außenpolitik. Bd. I—VIII. — Große Politik. III. Bd. ff. — Conrad. Dienstzeit. II—IV. — Glaise-Horstenau. Beck. S. 286 ff. — Krauß. Ursachen. S. 113 ff. — H. v. Moltke. Die deutschen Aufmarschpläne 1871—1890. Berlin 1929. — H. O. Meisner. Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee. 2 Bde. Stuttgart 1922—23. — H. Schäfer. Die militärischen Abmachungen des Dreibundes vor d. Weltkrieg. Preuß. Jahrb. 188. Bd. 1922. S. 203—214. — R. Kiszling. Die militärischen Beziehungen u. Bindungen zwischen Österreich-Ungarn u. d. Deutschen Reich. Berl. Mh. IV. 1926. S. 820—835. — Graf Waldersee. Über d. Beziehungen d. deutschen z. österr.-ung. Generalstab vor d. Weltkrieg. Ebd. VIII. 1930. S. 103—142. — Th. v. Schäfer. Der Casus foederis zwischen Deutschland u. Österreich. Deutscher Offiziersbund 1930. — R. Kiszling. G.F.M. Graf Schlieffen u. d. Kriegsvorbereitung Österreich-Ungarns. Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 153—159. — W. Foerster. Graf Schlieffen u. d. Weltkrieg. 2. Aufl. II. Bd. Berlin 1925. — P. Rassow. Der Plan d. Feldmarschalls Grafen Moltke f. d. Zweifrontenkrieg (1871—1890). Breslauer histor. Forsch. 1. H. 2. Aufl. Breslau 1938. —

V. Bredt. Bündnisverträge im Weltkriege. Berl. Mh. VI. 1928. S. 473—487. — V. Bredt und M. Montgelas. Bündnisse u. Militärabkommen 1914. Ebd. S. 670—75. — Graf Waldersee. Conrad und Pollio. Deutscher Offiziersbund. 1928. — W. Foerster. Die deutsch-italienischen Militärkonventionen. Berl. Mh. V. 1927. S. 395—416. — Graf Waldersee. Von Deutschlands militärpolitischen Beziehungen zu Italien. Ebd. VII. 1929. S. 636—664. — G. Wetzell. Der Bündniskrieg. Eine militärpol.-operative Studie. Berlin 1937. Vgl. dazu W. Foerster. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 281—287. — Th. v. Schäfer. Betrachtungen zum Bündniskrieg. Wissen u. Wehr. 1938./6. H. S. 373—392. — G. Wetzell. Die gegensätzlichen Auffassungen zum Problem des Bündniskrieges. Bismarck, Moltke und ihre Nachfolger. In „Wissen und Wehr" 1938, S. 762—786. —

A. Bach. Die Entstehung d. englisch-franz. Militärkonvention. Berl. Mh. III. 1925. S. 231—248. — E Kabisch. Die Militär- und Marinekonventionen der Triple-Entente vor Ausbruch d. Weltkrieges. Ebd. V. 1927. S. 282—309.

Über Aufmarschpläne und Mobilmachung vgl. W. Elze. Aufbau des Weltkrieges, w. o. — H. v. Freytag-Loringhoven. Heerführung im Weltkriege.

2 Bde. Berlin 1920—21. — A. Krauß. Theorie u. Praxis in der Kriegskunst. München 1936. — E. Ratzenhofer. Der österr.-ungar. Aufmarsch- u. Operationsplan gegen Balkan u. Rußland. In „Österr. Wehrzeitung" 1927. — E. Ratzenhofer. Die österr.-ungar. Aufmarschpläne: Friedensplan — Durchführung. Schweizer Monatsschrift f. Offiziere. 1931. H. 1—3. — A. v. Dragoni. Studie über d. österr.-ung. Aufmarsch u. Kriegsbeginn. Militärwiss. Mitt. 34. Bd. 1933. S. 2—8. — L. Goiginger. Betrachtungen über d. anfänglichen Operationspläne d. Mittelmächte. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927. S. 171—181. — M. Frh. v. Pitreich. 1914. Die militärischen Probleme unseres Kriegsbeginnes. Wien 1934. Vgl. dazu E. v. Horsetzky, Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 920—26. — R. Krieger. Die Entwicklung des Conradschen Offensivgedankens. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. N. F. 1. H. Stuttgart 1934.

R. Kiszling. Die österr.-ung. Kriegsvorbereitungen u. d. Mobilisierungsmaßnahmen gegen Rußland. Berl. Mh. IV. 1926. S. 365—377. — E. Steinitz. Die Aufbietung d. Wehrmacht Österreich-Ungarns Juli 1914. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 629—639. — Die Mobilmachung d. europ. Mächte im Sommer 1914: E. Czegka. Serbien und Montenegro; R. Kiszling. Österreich-Ungarn. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 3—23, 189—224. — G. Frantz. Wie Rußland 1914 mobil machte. Ebd. XIV. 1936. S. 277—319. — Vgl. auch die Schriften von G. Frantz über Rußland auf S. 35. — X. Saurau u. J. Meister-Kentnersheim. Unsere Eisenbahnen im Weltkriege. Wien 1924. — E. Ratzenhofer. Truppentransporte bei Kriegsbeginn. Militärwiss. Mitt. 61. Bd. 1930. S. 231—244. — Ders. Die Festsetzung d. ersten Mobilisierungstage in Österreich-Ungarn im Sommer 1914. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 801—805. — Ders. Österreich-Ungarns u. Rußlands Aufmarschkraft, ein Prüfstein d. Willens z. Angriffskrieg. Ebd. VI. 1928. S. 441—452. — S. Dobrorolski. Die Kriegsbereitschaft d. russ. Armee im Jahre 1914. Ebd. III. 1925. S. 27—38. — G. Frantz. Das strategische Eisenbahnnetz Rußlands 1914. Ebd. VIII. 1930. S. 259—280. — A. Pelipenko. Die politische Propaganda d. russ. Heiligen Synod in Galizien vor d. Kriege. Ebd. XII. 1934. S. 825—838.

Die großen militärischen Reformen, die nach dem unglücklichen Kriege von 1866 und dem Abschluß des Ausgleiches von 1867 (vgl. II./2 Bd.) eingesetzt hatten. brachten der österreichisch-ungarischen Armee unter der Leitung des Erzherzogs Albrecht, der Kriegsminister John und Kuhn sowie der Obersten Horst und Beck drei Jahrzehnte aufsteigender Entwicklung. Allein mit der Wende des Jahrhunderts war unverkennbar nach einigen Jahren der Ruhe auch die Armee von dem krisenhaften Zustand ergriffen worden, der sich auf allen Gebieten des Staatslebens fühlbar machte. Die Ursache lag ohne Zweifel in der langen Dauer der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs, in dessen letzten zwei Jahrzehnten sich das Beharrungsstreben des Alters, die Abneigung gegen Veränderungen, gegen neue Einführungen immer mehr geltend machten. Der Kaiser, der nach manchen Irrungen seiner Jugendzeit auf der Höhe seines Lebens den Weg zu einer Neugestaltung seines Reiches gefunden hatte, hielt mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens an den erprobten Einrichtungen fest; allein er übersah, daß jede Form des staatlichen Lebens eine Weiterentwicklung fordert und daß im Verlaufe einer Generation, also ungefähr nach drei Jahrzehnten, jede Einrichtung erstarrt und überaltert, wenn sie nicht den geänderten Lebensbedingungen der neuen Zeit angepaßt wird. Dieses Überaltern war bei der dualistischen Staatsform deutlich erkennbar; die

Staatsmänner Déak und Andrássy, die mit dem Kaiser das Ausgleichswerk geschaffen hatten, waren längst dahingegangen und in der auf sie folgenden jungen Generation waren die Ideale der 48er Revolution wieder lebendig geworden, der Wunsch nach einem selbständigen Ungarn, das nur durch die Person des Monarchen mit Österreich verbunden sein sollte. Die erste Vorbedingung für die Verwirklichung dieses Wunsches schien ihnen die Schaffung einer selbständigen Armee, die nur den Interessen des ungarischen Volkes, nicht des Gesamtstaates dienen sollte. Es setzten die zermürbenden Kämpfe der ungarischen Opposition, der Unabhängigkeitspartei gegen das gemeinsame k. u. k. Heer ein. Wenn auch der Kaiser mit seltener Entschiedenheit alle gegen seine Armee gerichteten Anschläge abwehrte, so konnte er es doch nicht hindern, daß diese Kämpfe eine lähmende Wirkung ausübten und eine gedeihliche Entwicklung schon deshalb hintanhielten, weil die Magyaren einer Ausgestaltung des Heeres ablehnend gegenüberstanden und sich kaum zur Bewilligung der notwendigsten Geldmittel bewegen ließen. So sparsam sie im Hinblick auf das k. u. k. gemeinsame Heer waren, so freigebig bedachten sie die eigene Landesarmee, die Honvéd; das hatte schon seit 1890 bewirkt, daß auch das österreichische Parlament die Landwehr reichlich ausstattete, so daß diese beiden Truppenkörper, die ursprünglich als zweite Linie gedacht waren, bald dem gemeinsamen Heere gleichkamen, ja es sogar in mancher Hinsicht übertrafen und in die erste Linie aufrückten. (M. Frh. v. Pitreich. Meine Beziehungen z. d. Armeeforderungen Ungarns. Wien 1911.)

Allein nicht nur durch den politischen Kampf mit Ungarn wurde der Bestand der Armee erschüttert, es machten sich zu gleicher Zeit auch in steigendem Maße die Wirkungen des Nationalitätenstreites und der allgemeinen Verfallserscheinungen des öffentlichen Lebens geltend. Trotz der vortrefflichen Eigenschaften des österreichischen Offizierskorps und des Vorwiegens seiner Mitglieder deutscher Abstammung mehrten sich die Fälle, bei denen das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl stärker hervortrat, als es bei einem Offizier des kaiserlichen Heeres zulässig war. Bei den Mannschaften der tschechischen Regimenter fanden schon in Friedenszeiten politische Agenten der Jungtschechen und der Sozialisten Eingang, die antiösterreichische und antimilitaristische Propaganda trieben, so daß es bei der Teilmobilisierung 1912/13 zur Zeit der Balkankrisen (vgl. II./2 Bd.) zu Meutereien kam. Ein bedenkliches Zeichen war ferner nicht nur das Vorkommen schwerer Verfehlungen moralischer und sittlicher Art in der Armee, sondern auch die bekannte Spionageaffäre des Obersten Redl (1913), die dem Ansehen des österreichischen Offizierskorps mehr geschadet hat als eine verlorene Schlacht. Redl hatte als Offizier des Generalstabes in Wien und als Generalstabschef des VIII. Korps in Prag wichtige militärische Verfügungen für den Kriegsfall an Rußland verraten. Auf Betreiben seiner Vorgesetzten, die durch eine öffentliche Gerichtsverhandlung eine Herabwürdigung der Armee befürchteten, war Redl der Selbstmord ermöglicht worden. Aber man hatte nicht hindern können, daß diese Angelegenheit allgemein bekannt wurde; der Kaiser und Erzherzog Franz Ferdinand waren durch die Tatsache, daß ein hoher Offizier ein so schweres Verbrechen begangen hatte, tief erschüttert. (Nach persönlicher Mitteilung des Feldmarschalleutnants v. Urbánski betraf der Verrat Redls die allgemeinen Mobilisierungsvorschriften. — J. Rosenbauer. Eine Welt zerbrach. Der Weg n. Sarajevo. Berlin 1936. S. 66 ff. — M. Ronge. 12 Jahre Kundschaftsdienst. Kriegs- und Industriespionage. Neue Aufl. Wien 1933. Italien. Ausgabe. Neapel 1933. — Vgl. auch Ders. Die Geheimgeschichte des Falles Redl. N. Fr. Presse No. 23536

v. 23. III. 1930. — A. v. Urbánski. In „Die Weltkriegsspionage". München 1930. — M. Ronge. Meister der Spionage. Leipzig 1935. — Von Seite der Kommunisten wurde der Fall Redl stark ausgebeutet. Vgl. E. E. Kisch. Der Fall des Generalstabsoberst Redl. Berlin 1925.)

Zu allen diesen Einwirkungen kam noch der scharfe Gegensatz, der gerade in der Auffassung militärischer Fragen zwischen dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dem Kaiser bestand. (Vgl. S. 26.) Der Thronfoger führte seit 1900 einen immer heftiger werdenden Kampf gegen die militärische Umgebung des Kaisers ebenso wie gegen den Außenminister Grafen Goluchowski und es gelang ihm, 1906 nicht nur den Wechsel in der Leitung des Ministeriums des Äußern zu erzwingen, sondern nach den mißglückten Manövern in Teschen den Kaiser zu bewegen, sich von seinem langjährigen militärischen Berater, dem Grafen Friedrich Beck, zu trennen. (Glaise-Horstenau, Beck, w. o. S. 421 ff.) An die Stelle Becks als Chef des Generalstabes wurde der Vertrauensmann des Erzherzogs, Feldmarschalleutnant Franz Conrad von Hötzendorf, berufen. Aber der Kaiser konnte nur schwer seine Abneigung gegen den neuen Leiter der Armee bezwingen; die nervöse, sprunghafte Art Conrads in der Durchführung von Neuerungen und sein Streben, Einfluß auf die Führung der Außenpolitik zu gewinnen, verletzten den Kaiser, der überhaupt allen Günstlingen des Thronfolgers Mißtrauen entgegenbrachte. Die peinliche Rivalität zwischen den Militärkanzleien des Kaisers und des Thronfolgers mußte die einheitliche Führung der Armee gefährden und den niedrigen Wettbewerb um Gunst der einen oder andern Stelle fördern.

Diese Spaltung in der obersten Leitung war um so bedenklicher, als die Gesamtheit der österreichisch-ungarischen Armee infolge der eigenartigen Verfassung des dualistischen Staates schon an eine Vielfältigkeit der führenden Behörden gewiesen war, wie sie in keinem anderen Lande zu finden war. Drei Minister, der k. u. k. gemeinsame Kriegsminister, der k. k. österreichische Minister für Landesverteidigung, der k. ungarische Honvédminister besorgten die militärischen Angelegenheiten, die Beschaffung der notwendigen Geldmittel war von den drei Finanzministern und den drei Kammern der Volksvertretung, den Delegationen, dem österreichischen Parlament und dem ungarischen Reichstag abhängig. Ferner gab es den Generalinspektor der bewaffneten Macht, den Chef des Generalstabes, den Marinekommandanten und die beiden eben angeführten Militärkanzleien. Der Kaiser war zu alt, um diese oft einander widerstrebenden Einflüsse durch die Kraft seines Willens zu einigen, es war eigentlich eine Art Scheinregiment, das er in militärischen Angelegenheiten führte und dessen Nichtigkeit er selbst in seinen letzten Lebensjahren mit Bitterkeit erkannte.

Alle diese Umstände hatten zusammengewirkt, um eine gedeihliche Entwicklung der Armee seit der Wende des Jahrhunderts hintanzuhalten. Gerade zur Zeit der Annexionskrise war ein Tiefstand in der Ausrüstung und Ausbildung der Armee eingetreten, der bei außenpolitisch ernsteren Verwicklungen trotz der Mängel des russischen Heeres hätte verhängnisvoll werden können. Das Wehrgesetz von 1912 hatte einige Besserung gebracht, aber dafür war statt der dreijährigen die zweijährige Dienstzeit eingeführt und dadurch der Mannschaftsstand herabgesetzt worden. In keiner Weise konnte in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege von einer moralischen Kriegsrüstung, einer militärischen Durchdringung des ganzen Volkes die Rede sein. Der Ausbau der Wehrmacht hatte mit dem Wachstum der Bevölkerung keineswegs gleichen Schritt gehalten und Österreich-Ungarn ging

1914 in den Weltkrieg mit einer Armee, die nicht viel bedeutender war als jene, die ihm 1866 zur Verfügung gestanden war.

Das Aufgebot an ausgebildeter Mannschaft betrug zu Beginn des Weltkrieges im August 1914 in Österreich-Ungarn 1½ Millionen. In der Gliederung der Armee bildete die Kompagnie, die normal 60—100 Mann zählte, den untersten Truppenkörper; 4, später 3 Kompagnien waren zu einem Bataillon, 3—4 Bataillone zu einem Regiment zusammengefaßt. Die nächsthöhere Einheit war die Brigade, die aus mehreren Regimentern verschiedener Truppengattungen, also aus 13—14.000 Mann, 7—8 Batterien zu 6 leichten Geschützen und 2⅔ Batterien schwerer Geschütze bestand. Darüber stand die aus 2—5 Brigaden bestehende Division, endlich als oberste Einheit die aus 2—5 Divisionen, meist aus 2 Heeres- und einer Landwehrdivision zusammengesetzten sechzehn Korps. Nur die Honvéds in Ungarn standen außerhalb des Korpsverbandes. Im ganzen wurden 48 Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen aufgestellt. Während des Krieges, im Oktober 1917 wurde ein Umbau des Heeres vorgenommen, es wurden 150 Infanterieregimenter zu je 3 Bataillonen in 60 Infanterie-Divisionen und 12 Kavallerie-Divisionen zusammengefaßt.

Neben den Truppen erster Linie, die zu einem Viertel, manchmal auch nur zu einem Fünftel aus präsent dienenden Soldaten, sonst aber aus Reservisten bestanden, wurde sogleich die Ersatzreserve, das waren jene Leute, die bei der Musterung zurückgestellt worden waren und nur eine dürftige, oft durch die Unkenntnis der deutschen Sprache erschwerte, 8—10 Wochen dauernde Ausbildung genossen hatten, und der Landsturm, das waren zwei Millionen in der Reserve ausgediente, 32—42jährige Männer, herangezogen, so daß das gesamte Aufgebot in der ersten Kriegszeit ungefähr 3.8 Millionen Mann betrug. Gleich die ersten Wochen des Krieges brachten aber in dem Kampf gegen Rußland die schwersten Verluste und rissen in die Armee bedenkliche Lücken, die ausgefüllt werden mußten. Es fehlte an Reservedivisionen, wie sie Rußland und Deutschland besaßen und die kriegsmäßig ausgestattet waren. Als Ersatz dienten die Marschbataillone, die in dem Standort der einzelnen Regimenter aus deren Ergänzungsbezirk durch Neuaushebungen, Nachmusterung und Wiedereinstellung Geheilter gebildet wurden. In den ersten zwei Jahren gingen allmonatlich je ein Marschbataillon, also bis August 1916, 23 Marschbataillone zu jedem Regiment ab, die überschüssigen Mannschaften wurden zu Marschbrigaden, die weder Artillerie noch Maschinengewehre hatten, zusammengefaßt und an gefährdeten Stellen eingesetzt, so daß allmählich die Truppenkörper durcheinandergewürfelt wurden und nicht in ihren alten Formationen blieben. Auf diese Weise wurden in den ersten zwei Kriegsjahren ungefähr 129.000 Offiziere und über 5 Millionen Mann nachgeschoben, so daß das Gesamtaufgebot 7 Millionen Mann betrug. (Vgl. F. Franek. Die Entwickl. d. österr.-ung. Wehrmacht in d. ersten zwei Kriegsjahren. Ergsh. 5. zu Österreich-Ungarns letzter Krieg u. Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 15—31, S. 98—111.)

Der Verbrauch an Menschenkraft und Leben war ungeheuer, er betrug am Ende des Krieges 7,481.600 Mann. Die Tagesverluste wechselten, sie waren im Anfang infolge der Unerfahrenheit der Truppen am höchsten, nämlich 8976 Mann, sie sanken 1915 auf 5803, 1916 auf 4976 Mann. Nur in der Zeit der Brussilowoffensive stiegen die Verluste wieder auf 7510 Mann; der Karpathenwinter hatte die relativ stärksten Tagesverluste mit 230 Mann auf je 100.000 gebracht. Auch die

Zahl der Toten war im ersten Kriegsjahre am höchsten, 271.839 Mann, sie sank im 4. Kriegsjahre auf 69.539 Mann. Hingegen nahm die Zahl der Erkrankungen infolge der Erschöpfung und des Mangels an Lebensmitteln und Kleidung zu, sie stieg im letzten Kriegsjahr auf 1 Million. Von den Truppengattungen hatte die Infanterie die schwersten Verluste, 97 % der Gesamtsumme zu tragen. Nach der nationalen Zusammensetzung erreichten die Deutschen Mährens den höchsten Prozentsatz der Verluste, 44 %, dann folgten die Deutschen Böhmens, Nieder- und Oberösterreichs sowie der Alpenländer mit 30—40 %, die Ungarn mit 28 %, und erst im weiten Abstand die übrigen Volksstämme.

Bezüglich der Bewaffnung der Armee und ihrer Ausrüstung traten gleich in den ersten Kriegswochen bedenkliche Erscheinungen zutage. Während Munition für die Infanterie reichlich vorhanden war, fehlte es an den nötigen Gewehren, ebenso an Monturen und die Landstürmer konnten oft nur ältere Gewehrtypen und schwarzgelbe Armbinden erhalten. Überhaupt war die Bewaffnung der Infanterie veraltert; Conrad von Hötzendorf hatte vergeblich die Ausrüstung mit neuen Gewehren durchzusetzen versucht. Auch die Ausstattung mit Maschinengewehren war so dürftig wie nur möglich; zuerst hatte die Landwehr diese Waffe erhalten, erst kurz vor dem Weltkrieg folgte darin das gemeinsame Heer, doch entfielen in der Regel nur zwei, höchstens vier Maschinengewehre auf ein Regiment. Man hatte weder die Lehren des Burenkrieges noch des russisch-japanischen Krieges beherzigt, obwohl diese Kämpfe schon die Bedeutung neuer Waffenarten, des Maschinengewehres ebenso wie des Minenwerfers hatten erkennen lassen. (A. Knebel v. Treuenschwert. Der Infanterieangriff im Lichte d. russ.-jap. Krieges. Das Zusammenwirken mit d. anderen Waffen, Maschinengewehren etc. Wien 1906.)

Die Schulung der Infanterie war, was Schießen und Taktik betraf, ausgezeichnet, auch disziplinär war die Truppe vortrefflich, sie war von echt soldatischem Geiste erfüllt. Man hatte in dem letzten Jahrzehnt besonderes Gewicht auf individuelle, kriegsmäßige Schulung gelegt und vielleicht war man unter dem Einfluß Conrads in dieser Beziehung etwas zu weit gegangen. Leider hatte man aber noch immer an der alten Stoßtaktik festgehalten und dabei von einer wirksamen Vorbereitung des offensiven Vorgehens durch die Artillerie abgesehen, so daß die ersten Schlachten in Galizien durch das ungedeckte Vorstürmen der Infanterie große Opfer forderten. Überhaupt war das Fehlen einer geeigneten Zusammenarbeit aller Truppengattungen einer der schwersten Mängel zu Beginn des Krieges, der sich besonders in der Verwendung der Kavallerie geltend machte. Bald mußte man die Kampfesweise der Truppen ändern und bei der neuen Heeresordnung 1917 wurde die Infanterie eine Truppe gemischter Waffen; jedem Infanterieregiment wurden eine Telephonabteilung, eine technische Abteilung, Infanteriegeschützzüge und eine Maschingewehrkompagnie beigegeben. Besonders während der Kämpfe 1916/17 wurde eine sprunghafte Vermehrung der Ausrüstung mit Maschingewehren notwendig. In jedem Regiment wurden die besten Mannschaften zu Sturmkompagnien zusammengefaßt, die für besondere Unternehmen eingesetzt wurden.

Die österreichische Artillerie hatte noch 1866 bei Königsgrätz ihren alten Ruhm bewahrt, aber in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Weltkrieg war ihre frühere Überlegenheit in das Gegenteil verkehrt worden. Infolge der Sparsamkeit der Volksvertreter war das Geschützmaterial zum größten Teil veraltert

und die Ausstattung der einzelnen Heereskörper viel zu gering. Sowohl Deutschland als Rußland waren bei Kriegsbeginn der österreichisch-ungarischen Armee an Zahl und Gefechtswert der Geschütze um 100 % überlegen. Während die österreichische Division 13.—14.000 Gewehre und 42—48 Geschütze zählte, kamen in Rußland auf eine Division 16.000 Gewehre und 54—62 Geschütze. Seit 1908 besaß die Armee zwar moderne Feldkanonen, doch war ihre Tragweite noch immer geringer als jene der russischen Geschütze. Die Haubitzen der österreichischen Artillerie waren vollkommen veraltert (1899), sie hatten weder Rohrrücklauf noch Schutzschilder. Kriegsminister Auffenberg hatte allerdings während der Balkankrise 1912/13, ohne die Bewilligung der Parlamente einzuholen, eine 20prozentige Verstärkung der Artillerie durchgeführt und bei 28 Regimentern je eine fünfte Batterie moderner Geschütze aufgestellt, er hatte auch die großen 30.5 cm-Mörser in Bau gegeben, die bei Kriegsbeginn die einzige Waffe bildeten, die eine Überraschung bedeutete und in der wir unseren Gegner wirklich überlegen waren. (Auffenberg-Komarów. Aus Österreichs Höhe, w. o. S. 154 ff. u. Beil. III. S. 506. — A. Reutter, F.M. Conrad v. Hötzendorf als besonderer Förderer der k. u. k. österr.-ung. Artillerie. Schweizerische Monatsschr. f. Offiziere 1935. S. 337—342. — Gratz u. Schüller. Wirtschaftl. Zusammenbruch, w. o. Carnegiestiftung. S. 109 ff.) Allein durch diese Anordnungen war nur dem ärgsten Mangel abgeholfen, eine durchgreifende Erneuerung aber nicht erzielt worden. Man hatte auch in Friedenszeiten mit der Übungsmunition zu sehr gespart; während die Russen 600 Schuß für die Übungen im Scharfschießen bestimmt hatten, waren bei uns nur 240 bewilligt worden. Die Folge war, daß die österreichisch-ungarische Mannschaft zu geringe Übung besaß; auch hatte man den ungeheuren Verbrauch an Munition nicht vorausgesehen und bald machte sich darin ein so empfindlicher Mangel geltend, daß nur kleine Tagesrationen, 5—30 Schuß, für jedes Geschütz bewilligt werden konnten, während die Russen die österreichischen Truppen mit einem Hagel von Geschoßen überschütteten. Die Armee hatte bei Kriegsbeginn einen Gesamtstand von 2154 leichten, zum Teil modernen und 112 mittleren Feldgeschützen, von 296 leichten Gebirgsgeschützen, 206 mittleren und 72 schweren Festungsgeschützen. Die starken Verluste der ersten Kämpfe und die Notwendigkeit einer energischen Artillerievorbereitung jeder Kampfhandlung der Infanterie zwang zur Neuanschaffung moderner Geschütze während des Krieges. Hinderlich waren dabei die geringe Leistungsfähigkeit der Industrie und sehr bald auch der Mangel an Rohstoffen. Trotz aller Schwierigkeiten wurde jedoch 1917 der Neuaufbau der Artillerie durchgeführt und dadurch der Kampfwert dieser Waffe sehr gehoben. Die Gebirgsartillerie wurde mit modernen Geschützen ausgestattet und stark vermehrt. Mit Ausnahme der 30.5 cm Mörser und der 8 cm Feldkanonen wurden allmählich alle beim Kriegsbeginn verwendeten Geschützarten durch moderne Typen ersetzt. Im ganzen wurden während des Weltkrieges 11.561 Geschütze hergestellt und an der Front eingesetzt; auch die Motorisierung der Artillerie gewann immer größere Bedeutung. Unter den neuen Waffen erwiesen sich die Minenwerfer als besonders wirksam, die in rasch ansteigender Zahl Verwendung fanden.

Vortrefflich waren Schulung und Ausstattung der Pioniertruppen, die ebenso wie die Gebirgstruppen von keiner der kriegführenden Mächte übertroffen wurden. Die Kavallerie besaß vorzügliches Material, war aber ganz unmodern ausgerüstet und nach alter Art im Sinne eines offensiven Vorgehens geschult. Im Verlaufe

des Weltkrieges verlor die Kavallerie ihren Charakter als berittene Truppe, sie wurde zur Fußtruppe; bald trat empfindlicher Pferdemangel ein, da alle verfügbaren Tiere für die Bespannung der Artillerie und den Transport von Kriegsmaterial eingesetzt werden mußten. Schlecht war die Organisation des Verpflegswesens, das allerdings an die leitenden Behörden sehr große Anforderungen stellte. Erst während des Krieges trat eine stärkere Motorisierung der Verpflegstruppen ein. Das Verpflegswesen litt ebenso wie der gesamte Truppentransport durch die unzureichende Ausgestaltung des Bahnnetzes, besonders in Galizien und im Südosten der Monarchie. Man hatte bei dem Bahnbau zu wenig auf strategische Erfordernisse geachtet, und während 54 Bahnanschlüsse in das Deutsche Reich und in die Schweiz führten, waren die voraussichtlichen Kriegsgebiete an der russischen und serbischen Grenze nur durch je 4 Linien mit dem Hinterland verbunden. Die Flugwaffe befand sich bei Kriegsbeginn erst in den Anfängen, es fehlte weniger an Flugzeugen als an geschulten Piloten; allein sehr bald gewann die Fliegertruppe immer größere Bedeutung und es setzte eine sprungartige Vermehrung der Flugwaffe ein. Obgleich der Tankwagen eine Erfindung des österreichischen Oberleutnants Günter Burstyn gewesen war, hatte man seine Verwertung in der österreichisch-ungarischen Armee nicht vorgesehen und damit auf eine sehr wichtige Angriffswaffe, die vollkommen überraschend gewirkt hätte, verzichtet. Besonders nachteilig wirkte sich zu Beginn des Krieges der Mangel einer ausreichenden Grenzbefestigung, wie sie gegen Italien durchgeführt worden war, in Galizien aus. (E. v. Steinitz u. Th. Brosch v. Aarenau. Die Reichsbefestigung Österreich-Ungarns zur Zeit Conrads v. Hötzendorf. Militärwiss. Mitt. 68. Bd. 1937. S. 1—21.) Man hatte 1854 und 1885 an der San- und Dnjestrlinie einzelne befestigte Brückenköpfe eingerichtet, die aber meist nur durch einfache Erdwälle gesichert waren. An der Grenze befanden sich vereinzelte Wachthäuser mit kleiner Besatzung. Die Befestigungen Lembergs bestanden nur aus einem Gürtel von Erdwerken, die 1887 angelegt und 1912 verbessert worden waren. Hingegen hatte man mit sehr bescheidenen Mitteln Przemysl und Krakau vorzüglich befestigt. Beide Orte waren Lagerfestungen und für die Aufnahme großer Truppenmassen bestimmt. Przemysl hatte 45 km Umfang, 17 Haupt- und 19 Vorwerke, darunter 12 Panzerwerke, deren sinnreiche Anordnung das Eindringen des Feindes nahezu unmöglich machte. Viel besser als in Galizien war die Grenze im Südosten gegen Serbien und Montenegro durch ein System von Grenzbefestigungen und Wachthäusern geschützt, Mostar und Sarajevo waren zu starken Festungen ausgebaut worden.

Eine besondere Aufgabe und zwar voraussichtlich in Verbindung mit den Landstreitkräften und als Verteidigungswaffe mußte im Kriegsfalle der k. u. k. Marine zuteil werden. Sie zerfiel in die Seestreitkräfte und in die Donauflotille. So jung die österreichisch-ungarische Kriegsmarine war, so konnte sie doch seit den Tagen Tegetthoffs (gest. 1871) auf eine ruhmvolle Vergangenheit und auf eine vielversprechende Entwicklung zurückblicken. Sie war von den Nachfolgern Tegetthoffs, den Marinekommandanten Daublebsky von Sterneck, Spaun, Montecuccoli und zuletzt von Admiral Anton Haus vortrefflich geleitet worden und mit der allgemeinen Steigerung des Seeverkehres seit 1900 hatte auch die Kriegsmarine an Bedeutung gewonnen. So sparsam die Delegationen in bezug auf die Ausstattung des gemeinsamen Heeres waren, für die Ausgestaltung der Seestreitkräfte wurden ohne größere Schwierigkeiten immer steigende Summen bewilligt. 1871 hatte das jährliche Marinebudget noch 11 Mill. fl. betragen, für 1912 waren rund 180 Mill. Kronen bewilligt worden und dazu kamen noch außerordentliche

Zuwendungen für Schiffsbauten und Küstenschutz, die 1912 schon 312 Mill. Kronen, für 1914/15 aber 427 Mill. Kronen erreichten. Seit 1908 waren unter Förderung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand, der infolge seiner gegen Italien gerichteten Politik der Kriegsmarine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, Großkampfschiffe gebaut worden und zwar zuerst drei Schlachtschiffe der „Radetzkyklasse" zu 14500 t, dann seit 1911 die „Viribus unitis"-Klasse mit 20000 t. Bei Kriegsbeginn verfügte die Marine über 6 dieser Schiffe, ein siebentes, der „Szent István" wurde 1914 vollendet, dazu kamen noch 9 allerdings ziemlich veralterte, kleinere Schlachtschiffe. Den Bau kleinerer Schiffe, der schnellen Kreuzer, Torpedoboote, Torpedobootzerstörer und der Unterseeboote hatte man hingegen zurückgestellt, so daß die Kriegsmarine nur über 14 zum Teil sehr alte Kreuzer, über 26 Torpedofahrzeuge und 90 Torpedoboote fast durchwegs ältester Konstruktion verfügte; dazu kamen noch 6 Unterseeboote. Das Seeflugwesen war seit 1911 betrieben worden, die Marine besaß 30 Flugzeuge, von denen 14 kriegsbereit waren.

Konnte so die österreichisch-ungarische Kriegsflotte trotz ausgezeichneter technischer Konstruktion und Ausrüstung der modernen Schiffsbauten kaum in Wettbewerb mit den Flotten der übrigen Großmächte treten, so wurde ihr Kampfwert dadurch gesteigert, daß sie über ein vortreffliches Offizierskorps und eine Mannschaft gebot, die durch eiserne Zucht und besondere Kühnheit hervorragte. Das Offizierskorps bestand hauptsächlich aus Deutschösterreichern, daneben aus Ungarn und Kroaten; in der Mannschaft waren neben Deutschen auch Ungarn, Dalmatiner, Kroaten und Italiener stark vertreten. An der Spitze der gesamten Marineverwaltung stand der Marinekommandant Admiral Anton Haus, der die Marinesektion im k. u. k. Reichskriegsministerium leitete und seit 1913 seinen Sitz in Pola hatte.

Von den Küstenbefestigungen war Pola der einzige mit modernen Panzerforts und allen notwendigen Einrichtungen versehene Kriegshafen; die Befestigungen von Cattaro waren veraltert, Sebenico und Lussin sollten erst 1914 ausgebaut werden. Der gesamte Küstenschutz mußte unter der sehr dürftigen Bahnverbindung mit dem Hinterlande leiden, selbst Pola besaß nur eine einzige, eingeleisige Bahn in das Innere der Monarchie.

Die zweite Gruppe der Marine, die Donauflottille, hatte den Hauptstrom der Monarchie und seine schiffbaren Nebenflüsse militärisch zu sichern, sowie bei allen in der Nähe stattfindenden Landoperationen mitzuwirken. Auch bei der Donauflottille waren Mannschaft und Offiziere ausgezeichnet geschult und haben während des Krieges hervorragende Leistungen vollbracht. Die Flottille bestand aus 10 Monitoren, Turmschiffen älterer und neuerer Konstruktion, 12 leichteren Patrouillenbooten, einigen armierten Dampfern, Minenbooten und Hilfsschiffen; sie stand unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Friedrich Grund.

Die Führung des Armeeoberkommandos war, seitdem der alternde Kaiser seinen Aufgaben als oberster Kriegsherr nicht mehr hatte nachkommen können, dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand zugedacht gewesen. Nun wurde am 31. Juli 1914 Erzherzog Friedrich, ein Enkel des Erzherzog Karl und Neffe des Erzherzog Albrecht, zum Armeeoberkommandanten ernannt. Er war durch sein freundliches Wesen vortrefflich für die repräsentativen Pflichten seines Amtes geeignet, in bezug auf militärische Begabung, Willenskraft und Entschlossenheit war er weder seinem Großvater noch seinem Oheim ähnlich. Gerade diese Mängel ermöglichten aber die reibungslose Zusammenarbeit mit dem eigentlichen Leiter der

gesamten Operationen, dem Chef des Generalstabes Franz Freiherrn Conrad von Hötzendorf, der eine nachdrückliche Einflußnahme auf seine Pläne und Entschließungen, wie sie von Franz Ferdinand zu erwarten gewesen wäre, kaum ertragen hätte.

Conrad war jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit unter den höheren Offizieren der kaiserlichen Armee. Er war 1852 in Penzing als Sohn eines Husarenobersten geboren worden (vgl. seine Ahnentafel in den Forsch. u. Mitt. d. österr. Institutes f. Genealogie. I. Jahrg. 1927, 2. Heft) und hatte den normalen Bildungsgang militärischer Erziehung durchgemacht. 1878 war er bei der Okkupation Bosniens als junger Generalstabsoffizier tätig gewesen und hatte 1881 an der Unterdrückung des Aufstandes in der Krisvoscie teilgenommen. Als Divisionär in Innsbruck wurde er 1901 während der Manöver in Ungarn mit Erzherzog Franz Ferdinand bekannt, dem seine große Begabung auffiel. Nach jahrelangem Kampf mit dem Kaiser (vgl. S. 26) setzte der Thronfolger 1906 die Berufung Conrads zum Chef des Generalstabes durch. Ohne Zweifel bewirkte die Persönlichkeit Conrads einen sehr fühlbaren Wandel in der Zusammensetzung und in der Tätigkeit des Generalstabes. Es wurde eifriger und intensiver gearbeitet, Conrad verlangte von jedem Mitgliede eingehende Studien und schrankenlose Hingabe; das hatte zur Folge, daß nur wirklich begabte und strebsame Offiziere den Weg in den Generalstab fanden, aber andererseits wurde ein geistiger Dünkel herangezogen und dadurch die Kluft vertieft, die den Generalstab von dem übrigen Offizierskorps schied, obgleich Conrad darauf hielt, daß die Mitglieder des Generalstabes dem Truppendienst nicht entfremdet wurden. Er führte manche, den Zeitforderungen entsprechende Neuerungen durch, aber es ist nicht zu leugnen, daß mit ihm eine starke Unruhe, eine gewisse nervöse Hast in die oberste Heeresleitung hineinkam, die niemandem peinlicher war als dem alten Kaiser. Conrad war bemüht, die Manöver kriegsgemäß zu gestalten, und hatte darin ohne Zweifel recht, der Kaiser empfand es jedoch als eine üble Vorbedeutung, daß nun die übermüdeten und völlig erschöpften Truppen nicht den Eindruck eines siegreichen, sondern eines geschlagenen Heeres boten. Wenn man nach Betrachtung der Ereignisse des Weltkrieges auf den österreichisch-ungarischen Kriegsschauplätzen rückschauend die Tätigkeit Conrads als Generalstabschef zu beurteilen sucht, so muß man zu dem Schluß gelangen, daß sich schon damals seine geniale Begabung aber auch ihre verhängnisvollen Mängel geltend machten, die einem schärferen Kenner militärwissenschaftlicher Erfordernisse als es Franz Ferdinand war, nicht hätten verborgen bleiben können. Es fehlte Conrad die Fähigkeit, die bestehenden Verhältnisse richtig einzuschätzen und seinen hochfliegenden Plänen einen genügend gefestigten Unterbau zu geben. Damit im Zusammenhange stehen die Vernachlässigung der organisatorischen Grundlagen seiner militärischen Maßnahmen. Conrad litt wahrscheinlich — und darin teilte er das Los des gesamten Offizierskorps — an der gänzlich veralterten Ausbildung, wie sie in den unteren und mittleren militärischen Schulen vermittelt wurde. Weder in bezug auf die Lehrpläne, noch auf die Unterrichtsmethode, am wenigsten in der Frage der Lehrerbildung hatten die Kadetten- und militärischen Realschulen mit den zivilen Mittelschulen gleichen Schritt gehalten. Was half nun die Gelehrsamkeit des Generalstabs, wenn die geistige Vorschulung des Denkens fehlte? Conrads strategische Pläne weisen so geniale Züge auf, daß wir ihn zu den größten Feldherren zählen dürften, und doch scheiterten fast alle seine Unternehmen. Die Ursache

ist nicht in der Laune des Zufalls zu suchen, sondern in der Tatsache, daß die Gebilde seiner schöpferischen Phantasie des notwendigen Zusammenhanges mit der Wirklichkeit entbehrten. Nur zu oft ließ sich Conrad verleiten, das als sicher und als Ausgangspunkt seines Gedankenfluges anzunehmen, was er wünschte, nicht das, was Tatsache war. Das zeigte sich nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer Beziehung; den Gedanken eines Präventivkrieges sowohl gegen Italien als auch gegen Serbien verfocht er ohne jede Rücksichtnahme auf die inneren Verhältnisse der Monarchie und immer in der festen, aber falschen Annahme, daß Rußland nicht fähig sei, in den Kampf einzugreifen. Selbst noch in der Julikrise 1914 glaubte er an eine Lokalisierung des Konfliktes mit Serbien, wenn ihm auch manchmal Zweifel an der Haltung Rumäniens oder das Schreckensgespenst eines Krieges mit Rußland auftauchten. Auch hier machte sich der mangelnde Sinn für Tatsachen bemerkbar.

Es ist kein Zufall, daß Conrad dort das Höchste leistete und die Genialität seiner Begabung zu dem glänzendsten Erfolg führte, wo er mit Männern von bedeutender organisatorischer Begabung, mit Mackensen und Seeckt, zusammenwirkte — bei der Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow. Aber das ist leider ein Einzelfall geblieben. Er war zu verschlossen, zu sehr in seine Ideen versponnen, als daß er dauernd solche ergänzende Persönlichkeiten neben sich geduldet hätte. So scheiterte er in den meisten seiner Pläne und eine erschütternde Tragik führte ihn, der von leidenschaftlichem Wollen, von ehrlicher Vaterlandsliebe, von treuer Hingabe an seinen Kaiser beseelt war, trotz seiner hohen Begabung zu den schwersten Mißerfolgen; für die Beurteilung eines Feldherrn wird aber in historischem Sinne immer nur der Erfolg, das Gelingen seiner Pläne maßgebend sein.

Von besonderem Interesse ist der Wandel des Urteils, der sich seit dem Weltkrieg über die militärische Bedeutung Conrads vollzogen hat. Während des Krieges wurde von vielen Seiten, vor allem von den Parteipolitikern, aber auch in Offizierskreisen eine sehr scharfe Kritik an den Maßnahmen Conrads geübt. Die vielen Mißerfolge hatten — das kann nicht geleugnet werden — das Vertrauen der Frontkämpfer schwer erschüttert. Man machte ihm vor allem zum Vorwurf, daß er jede Berührung mit der Front vermied und aus der Abgeschiedenheit seines Hauptquartiers seine Entscheidungen traf. Diese allgemeine Mißstimmung übte einen nachhaltigen Einfluß auf den Thronfolger Erzherzog Karl aus; überdies war dessen Umgebung dem Feldmarschall wegen seiner freisinnigen Auffassung in religiösen Fragen abgeneigt. Gegenüber allen Angriffen ist dann dem Chef des Generalstabes ein begeisterter Verteidiger in dem Schriftsteller K. F. Nowak entstanden; allein die schrankenlose Verherrlichung, die aus den Werken Nowaks spricht, hat wieder neue Kritik hervorgerufen. Erst in den letzten Jahren hat sich eine gerechtere Würdigung Conrads Bahn gebrochen; aber auch heute ist das Urteil kein einheitliches. Einzelne Militärschriftsteller wie K. Leppa und Pitreich neigen zu schärferer Ablehnung, andere wie Kiszling und Urbánski zu weitgehender Billigung der Pläne Conrads. Die wertvollsten Aufklärungen bringt in durchaus würdiger Form die Darstellung des österreichischen Generalstabswerkes, das trotz aller Wertschätzung der Feldherrnpersönlichkeit Conrads (vgl. Bd. VII, S. 362 ff.) die Grenzen seiner Begabung deutlich erkennen läßt.

Ganz eigenartig war der Standpunkt, den Conrad gegenüber beiden Bundesgenossen einnahm. Italien begegnete er mit ausgesprochener Abneigung und Mißtrauen und war darin mit seinem Gönner, dem Erzherzog Franz Ferdinand, einig.

Dieses Mißtrauen ging so weit, daß er 1911 bei Beginn des lybischen Krieges einen Präventivkrieg gegen den Bundesgenossen führen wollte. In der letzten Zeit vor dem Ausbruch des Weltkrieges war das persönliche Verhältnis Conrads zu den führenden italienischen Militärs besser als früher, besonders trug dazu die Tätigkeit des Chefs des italienischen Generalstabes Graf Pollio bei, der als Anhänger des Dreibundes bekannt war. Es war ein schweres Unglück für die Mittelmächte, daß Pollio bei Beginn der serbischen Krise am 1. Juli 1914 unerwartet gestorben ist.

Bei den herzlichen freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Monarchen Österreich-Ungarns und Deutschlands bestanden, wirkt die Tatsache doppelt befremdend, daß die verbündeten Regierungen in militärischer Hinsicht eigene Wege gegangen sind. In Berlin hielt man sich ängstlich von jeder Einflußnahme auf die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns zurück und vermied vor allem jeden Schein einer Einmengung oder Überwachung der militärischen Zustände. So kam es, daß man bei der deutschen Heeresleitung die Armeen fremder Staaten weitaus besser kannte, als die des eigenen Bundesgenossen. Begreiflicherweise stand Conrad dem Chef des deutschen Generalstabes Grafen Moltke näher als jenem Italiens, aber das Verhältnis war doch weit entfernt von dem rückhaltlosen Vertrauen, wie es das gemeinsame Schicksal der Mittelmächte erfordert hätte. Conrad, der so viel charakteristische Züge des Österreichers in seinem Wesen widerspiegelte, vermochte gewisse Minderwertigkeitsgefühle, die sich in Eifersucht und Überempfindlichkeit äußerten, nicht zu überwinden. Am stärksten trat dieses Mißverhältnis in den ersten Monaten des Weltkrieges hervor, in denen Conrad die Ursachen der Niederlagen in den galizischen Schlachten der mangelnden Unterstützung durch das Deutsche Reich zuschrieb. Nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns haben die politischen Ansichten Conrad gerade in bezug auf das Deutsche Reich einen grundlegenden Wandel erfahren, der wohl auch mit der ehrenvollen Aufnahme, die er in Deutschland gefunden hat, und mit der hohen Wertung seiner Leistung in der deutschen Armee zusammenhängt; er war nun Anhänger des Anschlußgedankens und vertrat die Ansicht, daß das kleine Österreich nur in engstem Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche eine gedeihliche Entwicklung finden könnte.

Während die politischen Vereinbarungen Rußlands mit Frankreich immer durch den Abschluß von Militärkonventionen ergänzt worden waren und dauernd eingehende Besprechungen der Generalstäbe, besonders seit 1908, stattgefunden hatten, war auf Seite der Mittelmächte eine solche Ausgestaltung des Bündnisses nicht vorgenommen worden und man kann diese Tatsache sicher als nachdrücklichen Beweis dafür verwerten, daß dem Bunde der Mittelmächte keine kriegerischen Absichten innewohnten. Bismarck hatte es nach dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich-Ungarn und auch des Dreibundes immer wieder abgelehnt, eine Militärkonvention zu schließen oder durch eine Vereinbarung über den Begriff des „Casus foederis" den defensiven Charakter des Bündnisses in offensivem Sinne zu erweitern. Er gab nur zögernd und unter der Bedingung, daß keine bindenden Beschlüsse gefaßt werden würden, sowie unbedingter Geheimhaltung seine Zustimmung zu den ersten Generalstabsbesprechungen, die 1882 in Strobl am Wolfgangsee zwischen Beck und dem General Graf Waldersee, dem Vertreter Moltkes, stattfanden. Bei diesen Besprechungen wurden nur in großen Zügen die Möglichkeiten einer Verteidigung gegen einen Doppelangriff von Seite Frankreichs und Rußlands erörtert. Nach dem Ausbau des französischen Festungsgürtels 1871—79 war Moltke geneigt gewesen, sich im Westen in der Defensive zu halten und die

Entscheidung im Osten gegen Rußland zu suchen. Es kam ihm sehr viel darauf an, ob der österreichische Generalstab für diesen Fall entschlossen war, einen Vorstoß von Galizien aus zu wagen oder sich, wie er befürchtete, rein defensiv hinter der Schutzmauer der Karpathen zu halten. Im wesentlichen wurden in diesen Besprechungen, die im Herbst 1882 bei den Manövern fortgesetzt wurden, und in der Denkschrift Becks vom Dezember 1882 die Richtlinien eines gemeinsamen Operationsplanes festgelegt, an dem auch Conrad 1909 keine bedeutenden Änderungen vorgenommen hat. Der Angriff der deutschen Armee aus Ostpreußen über den Narew und der Vorstoß der österreichischen Heere aus Ostgalizien sollten die Flügel einer gewaltigen Zange bilden, mit der man die Übermacht Rußlands zu erdrücken hoffte. Beck hatte in den folgenden Jahren sein Hauptaugenmerk auf eine Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes, auf die Verkürzung der Mobilisierungsdauer und die Verstärkung des Grenzschutzes sowie die Sicherung der Karpathenlinie gerichtet.

Diese guten Beziehungen zwischen den leitenden Männern der beiderseitigen Generalstäbe wurden aber nicht weiter ausgestaltet, sie erfuhren vielmehr eine nachhaltige Trübung durch die Bestrebungen Kaiser Franz Josephs und der österreichischen Regierung in der Zeit der bulgarischen Krise 1886—88, eine Erweiterung des Bündnisses in offensivem Sinne zu erlangen. Bismarck, der einen Präventivkrieg gegen Rußland von Seite Österreich-Ungarns befürchtete, erhob entschieden Einsprache dagegen, obgleich der Generalstabschef Graf Waldersee eifrig für die österreichischen Pläne eintrat. Auch die Sendung des Kronprinzen Rudolf im März 1887 nach Berlin blieb ohne Ergebnis, selbst Kaiser Franz Joseph, der im August 1889 in Berlin weilte, vermochte trotz des persönlichen Entgegenkommens Kaiser Wilhelms II. keinen Wandel zu erzielen. Die Entlassung Bismarcks bedeutete dann eine Abkehr von der bisher befolgten Politik der Zurückhaltung gegen den Bundesgenossen, die Beziehungen der beiden Leiter der Generalstäbe wurden jetzt so vertrauensvoll, wie sie nie gewesen waren; Beck war befriedigt, sowohl von den Ergebnissen persönlicher Aussprachen als auch von den Operationsplänen Waldersees, die auch die Billigung Moltkes erfahren hatten. Der deutsche Aufmarsch war weiter nach dem Osten verlegt worden, von Ostpreußen aus sollten zwei Offensivstöße, einer in die Richtung gegen den Njemen nach Osten, einer gegen den Narew nach Süden zur Ergänzung des österreichischen Vormarsches erfolgen. Es bedeutete daher einen schweren Verlust für Beck, daß Waldersee am 2. Februar 1891 entlassen wurde. Sein Nachfolger als Generalstabschef wurde Generaloberst Graf Alfred von Schlieffen, dessen ernstes verschlossenes Wesen Beck weniger zusagte; bald traten tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten auf. Alle bisherigen Pläne waren auf der Voraussetzung aufgebaut, daß die Hauptkämpfe zuerst im Osten gegen Rußland stattfinden sollten. Aber Schlieffen erkannte schärfer als Waldersee die Gefahren eines Doppelkrieges und wandte sich immer mehr dem schon seit 1866 erwogenen Gedanken zu, die Entscheidung nicht im Osten, sondern im Westen gegen Frankreich zu suchen. Auch billigte er den Operationsplan Waldersees insofern nicht, als er die Flügel der Zange zu weit gespannt — 400 km — fand, und beabsichtigte, den Vorstoß aus Ostpreußen weiter im Westen anzusetzen. Mit dieser Abänderung des Operationsplanes war man aber in Wien nicht einverstanden. 1895 kam Schlieffen abermals mit neuen Vorschlägen, es sollte ein Angriff von einer deutschen Armee aus Ostpreußen gegen den Narew erfolgen, während die Österreicher aus Preußisch-Schlesien gegen

Warschau-Iwangorod und zwischen Bug und Weichsel vorstoßen sollten. Beck lehnte auch diesen Plan ab und 1896 kehrte Schlieffen wieder zu der Ansicht Waldersees zurück. Aber die alten guten Beziehungen zwischen den Leitern der verbündeten Generalstäbe wollten sich nicht wieder einstellen, um so mehr, als man in Wien immer deutlicher die Absicht Schlieffens erkannte, die Entscheidung im Zweifrontenkrieg im Westen gegen Frankreich zu suchen und sich im Osten auf die Abwehr des russischen Angriffes zu beschränken. (E. Heller. Bismarcks Stellung zur Führung des Zweifronten-Krieges. Arch. f. Politik u. Gesch. VII. Bd. 1926. S. 677—698. — A. Grabau. Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf d. strategische Lage von 1870—1914. Berlin 1935. — Vgl. Glaise-Horstenau, Beck. S. 284 ff., 296 ff., 312 ff., 336 ff.)

Im Jahre 1906 trat nun sowohl in Berlin als auch in Wien ein Wechsel in der Leitung des Generalstabes ein. Beck wurde durch Conrad, Schlieffen durch General Hellmuth von Moltke, den Neffen des 1891 verstorbenen Generalfeldmarschalles Grafen Moltke, des Siegers von Sedan, ernannt. Aber erst die Gefahren der bosnischen Krise im Jahre 1908 ließen in Wien den Wunsch reifen, mit dem Generalstab des Bundesgenossen wieder in nähere Beziehungen zu treten. Am 25. Dezember 1908 erhielt Conrad die Erlaubnis des Kaisers, die Verhandlungen mit dem deutschen Generalstab über die im Falle eines Krieges mit Rußland zu ergreifenden Maßnahmen aufzunehmen. Die Lage hatte sich inzwischen in mehrfacher Beziehung vollkommen geändert. In Berlin war die Entscheidung endgültig in dem Sinne gefallen, daß Deutschland seine Hauptmacht zuerst gegen Frankreich aufstellen würde, aber auch Österreich-Ungarn sah sich durch das ungestüme Drängen Serbiens vor die schwierige Aufgabe eines Zweifrontenkrieges gestellt. In den Verhandlungen mit Moltke, die brieflich geführt wurden, erreichte Conrad eine sehr günstige Definition des Casus foederis: Deutschland werde mobilisieren, wenn Rußland mobilisiere, auch wenn dieser Entschluß Rußlands durch ein offensives Vorgehen Österreichs gegen Serbien hervorgerufen werde. Aber Moltke drängte Conrad entschieden dazu, die Hauptmacht Österreich-Ungarns auf dem russischen Kriegsschauplatz aufzustellen und Serbien beiseite zu lassen; ein „sekundärer" Gegner müsse auch sekundär behandelt werden. Es ist kein Zweifel, daß bei diesen Verhandlungen Conrad sich als die stärkere Persönlichkeit erwies und daß Moltke in seinen Zugeständnissen infolge seiner Bemühungen, den Partner bei dem Gedanken einer Offensive gegen Rußland festzuhalten, weiter gegangen ist, als es das Interesse seines Staates verlangt hätte. In seinem vielgenannten Briefe vom 19. März 1909 gab Moltke allerdings nur für seine Person und ohne Wissen der anderen Stellen, die Zusage, eine österreichische Offensive zwischen Bug und Weichsel gegen Rußland durch einen Angriff der deutschen Truppen gegen die befestigte Narewlinie zu unterstützen. Diese Vereinbarungen von 1909 wurden auch bei den späteren Verhandlungen 1912 zwischen Schemua, dem Nachfolger Conrads, mit Moltke nicht abgeändert (vgl. Berl. Mh. XI. 1933. S. 893—97) und sie bildeten auch den Kernpunkt aller späteren Auseinandersetzungen, die Conrad nach der neuerlichen Übernahme der Leitung des Generalstabes mit Moltke über das gemeinsame militärische Vorgehen der Mittelmächte im Kriegsfalle hatte. Conrad erlangte dann zu Beginn des Jahres 1913 ein weiteres Zugeständnis Moltkes, der versprach, die österreichische Offensive in Galizien durch die Aufstellung eines Landsturmkorps in Ostschlesien zu unterstützen. Damit waren im wesentlichen die Vereinbarungen

abgeschlossen, doch blieb der tiefgreifende Unterschied in der Grundauffassung der beiden Feldherren bestehen, der sich auch durch mündliche Verhandlungen zu Karlsbad am 12. Mai 1914 nicht beseitigen ließ. Conrad hielt an dem Gedanken eines raschen Vernichtungskrieges gegen Serbien fest, während Moltke den Kampf gegen Frankreich als die entscheidende Handlung betrachtete und den Bundesgenossen bewegen wollte, die Abwehr Rußlands als seine erste und wichtigste Aufgabe aufzufassen. Als Hauptergebnis der gesamten Verhandlungen stand nun fest, daß Deutschland zuerst Frankreich bekämpfen und erst nach zwei Monaten seine Heere gegen Osten lenken, daß Österreich am 20.—22. Mobilmachungstage einen Vorstoß von Galizien aus unternehmen sollte, den deutsche Truppen in Oberschlesien unterstützen sollten, und daß endlich eine deutsche Armee von Ostpreußen aus offensiv gegen den Narew vorgehen sollte. (Vgl. Weltkrieg, II. Bd. S. 3 ff. — K. Lehmann. Conrad v. Hötzendorf u. d. deutsche oberste Heeresleitung im ersten Kriegshalbjahre. Arch. f. Politik u. Gesch. VII. Bd. 1926. S. 521—596. — G. Seyfert. Militärische Beziehungen, w. o. S. 46 ff. — Über Moltke vgl. F. v. Tempelhoff in „Heerführer des Weltkrieges", w. o. S. 19—39. — Vollkommen haltlos sind die Behauptungen H. Kanners, der dieses Abkommen als Ursache und Ausgangspunkt des Weltkrieges bezeichnet. Er übersieht dabei, daß die Ententemächte viel weitgehendere Vereinbarungen für den Fall eines Krieges getroffen haben. H. Kanner. Der Schlüssel zur Kriegsschuldfrage. München 1926. Vgl. dazu E. Heller. Bismarcks Stellung, w. o. S. 659—98.)

Conrad rechnete bei seinem Plan eines Zweifrontenkrieges mit der Neutralität, oft auch mit einer, wenn auch schwachen Unterstützung Italiens und Rumäniens, das sich 1883 in einem Geheimvertrag dem Dreibund angeschlossen hatte. Seither bestand zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien ein mehrmals erneuertes Militärabkommen und noch im Dezember 1912 hatte Conrad in Bukarest mit dem Chef des rumänischen Generalstabes Alexander Averescu verhandelt und hatte die Zusage empfangen, daß Rumänien 5 Korps und 4—5 Reservedivisionen gegen Rußland aufstellen werde. Aber durch die politischen Wandlungen 1913 und Anfang 1914 näherte sich Rumänien immer mehr den Ententemächten und damit erloschen alle Hoffnungen auf die Erfüllung der früheren Zusagen.

Bei der feindseligen Einstellung Serbiens war begreiflicherweise die Haltung Italiens von größter Wichtigkeit. Deshalb suchte man in Berlin eine engere Zusammenarbeit der Generalstäbe der drei Mittelmächte herbeizuführen. 1913 kam es zu Verhandlungen zwischen dem General Waldersee und dem Leiter des italienischen Generalstabes Pollio in Rom und bei den Herbstmanövern am 7.—9. September in Schlesien trafen Pollio, Conrad und Waldersee zusammen. Die Verhandlungen betrafen die Entsendung italienischer Truppen an den Oberrhein gegen Frankreich und ihren Transport durch österreichisches Gebiet.

Diese sehr losen Vereinbarungen wurden merkwürdigerweise auch nicht ausgebaut, als man in Wien nach der Ermordung des Thronfolgers die diplomatische Einleitung einer kriegerischen Aktion gegen Serbien betrieb. Erst am 30. Juli 1914, als der Krieg an Serbien schon erklärt war, kam es zu der ersten Fühlungnahme der Generalstäbe. Aber auch jetzt blieb man in Berlin in voller Unkenntnis der von dem Generalstab in Wien getroffenen Maßnahmen, man wußte nur, daß die Mobilisierung für den Fall „B = Balkan" vorbereitet werde.

Seit 1908 hatte der österreichische Generalstab nach den Weisungen Conrads die Mobilisierung auf Grund eines Planes ausgearbeitet, der auf die verschiedenen

Möglichkeiten eines Krieges Rücksicht nahm. Kriegsfall „R = Rußland" erforderte den Aufmarsch der Hauptmasse des Heeres in Galizien, der 18 Tage dauern und 28½ Infanterie-, 10 Kavalleriedivisionen sowie 21 Landsturm- und Marschbrigaden umfassen sollte. Dann gab es den „Minimalfall B" = „Balkan" zur Bewachung Serbiens, wenn Österreich-Ungarn genötigt war, einen Zweifrontenkrieg zu führen. Dieser Fall „B" betraf 8 Infanteriedivisionen und 7 Landsturm- und Marschbrigaden. Conrad hatte nun den genialen Gedanken, eine besondere Truppenmacht, die „B-Staffel" zur beliebigen Verwendung entweder gegen Serbien oder gegen Rußland zu bilden, die aus 12 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und aus 6 Landsturm- und Marschbrigaden bestand. Diese bewegliche „B-Staffel" konnte aber erst nach dem 18. Mobilisierungstag gegen Rußland eingesetzt werden, da bis dahin die Bahnen durch die Mobilisierung „R" in Anspruch genommen waren. Außer der „B-Staffel" gab es noch eine kleine Reserve beim Armeeoberkommando von einer Infanteriedivision und einer Landsturmbrigade. Alles kam natürlich auf die Anwendung dieses sehr gut durchdachten Systems an; daran aber scheiterte Conrad. Er gab sich zunächst der trügerischen Hoffnung hin, in der er durch das Ministerium des Äußeren noch bestärkt wurde, daß der Konflikt auf Serbien beschränkt bleiben und daß Rußland nicht eingreifen werde. Auf Grund dieser Annahme wurde am 28. Juli die Mobilisierung „B" angeordnet, aber nicht nur nach dem „Minimalfall B", sondern es wurde auch die „B-Staffel", sogar um 2 Kavalleriedividisionen verstärkt, gegen Serbien aufgestellt. Ferner wurden das III. Korps (Graz) als Reserve und um Italien von einem Eingreifen abzuhalten, mobilisiert, ebenso die gesamte Donauflottille und ein Teil der Adriaflotte. Das Armeeoberkommando (AOK) sollte seinen Sitz in der Nähe von Peterwardein nehmen.

So begann der Krieg mit einem verhängnisvollen politischen und militärischen Irrtum der obersten Stellen. Rußland hatte zwar schon am 24. Juli angekündigt, daß es bei einem Angriff Österreich-Ungarns auf Serbien nicht untätig bleiben werde, aber diese Warnung war nicht beachtet worden. Und als man in den entscheidenden Tagen des 28. Juli bis 1. August endlich zur Erkenntnis der unmittelbar drohenden Gefahr eines russischen Krieges gelangen mußte, konnte sich Conrad doch nicht gleich zu dem Entschlusse durchringen, sofort die in den Anfängen befindliche Mobilisierung gegen Serbien zu stoppen, sich nur auf den „Minimalfall B" zu beschränken und die bewegliche „B-Staffel" nach Galizien umzulenken. Er glaubte damit bis 4. oder 5. August zuwarten zu können und gab sich der trügerischen Hoffnung hin, das Unternehmen gegen Serbien siegreich zu beenden, bevor der Aufmarsch der russischen Armeen vollendet sein werde. Aus diesem Grunde war er auch bemüht, den Eintritt des Kriegszustandes mit Rußland möglichst lange hinauszuschieben. (Vgl. S. 53.)

Das Zögern Conrads hatte sehr schwere Folgen. Die Vorgänge in Petersburg hatten am 31. Juli dazu geführt, daß Kaiser Franz Joseph die Gesamtmobilisierung der österreichisch-ungarischen Armee befahl. Aber man hatte den Beginn der Mobilisierung erst mit dem 4. August anordnen können, weil das Zugsmaterial durch Truppentransporte nach Serbien in Anspruch genommen war. Jetzt erkannte auch Conrad, daß er die nach Südosten rollende B-Staffel sehr bald im Norden gegen Rußland benötigen werde. Aber was am 29. oder 30. Juli noch mit geringeren Schwierigkeiten zu machen gewesen wäre, das war nun unmöglich geworden. Es war zu spät, um die B-Staffel herauszulösen, und man konnte nichts anderes

tun, als den Aufmarsch gegen Serbien, so wie er am 28. begonnen worden war, auslaufen zu lassen. Dafür sprach auch, daß der Transport der B-Staffel nach Galizien erst nach dem 18. Tag der Gesamtmobilisierung, nach Vollendung des Aufmarsches der im Fall „R" für Galizien vorgesehenen Heere, durchgeführt werden konnte. Nur das III. Korps und die kleine Reserve des AOK. wurden sofort nach dem nördlichen Kriegsschauplatz gesendet. Aber im weiteren Verlaufe der Ereignisse zeigte es sich, daß die B-Staffel auch nach Vollendung des Aufmarsches gegen Serbien am 11. August nicht sofort abgezogen werden konnte; Ende des Monats waren 4 Divisionen in Galizien angelangt, die übrigen Truppenkörper der B-Staffel trafen erst mehrere Wochen später auf dem nördlichen Kriegsschauplatz ein, als schon die schwersten Kämpfe mit den Russen im Gange waren.

Mit großer Besorgnis hatte man in Berlin die Vorbereitungen der österreichischen Heeresleitung verfolgt und sowohl Moltke als auch Kaiser Wilhelm hatten nach Wien dringende Mahnungen gerichtet, die Streitkräfte nicht zu zersplittern, die Hauptmacht gegen Rußland zu verwenden und auf größere Kriegshandlungen gegen Serbien zu verzichten. Gleich zu Beginn des Krieges wurde es klar, wie unzulänglich die militärischen Vereinbarungen der beiden Bundesgenossen gewesen waren, die zwar vereint in den Kampf auf Tod und Leben zogen, aber von ihren beiderseitigen Plänen und den wichtigsten Maßnahmen nur sehr dürftige Kenntnis besaßen. (H. v. Kuhl. Der Telegrammwechsel zwischen Moltke und Conrad am 30. und 31. Juli 1914. Berl. Mh. II. 1924. S. 185—195.)

4. Die Kämpfe gegen Serbien 1914.

Vgl. die allgemeinen und militärischen Darstellungen auf S. 9 ff. u. 63. — Bibliographie Österreich-Ungarns. Weltkriegsbücherei, Vtljsh. 2/3., w. o. S. 53 ff. — Frauenholz, Weltkriegsliteratur, S. 44 f. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. 1. Bd. — Vgl. die italien. Übertragung: R. Segre. Come si perde. (Serbia 1914.) 2 Bde. Mailand 1936. — A világháború 1914—1918. IV. u. V. Bd. Budapest 1929. Dazu vgl. O. Regele. Militärwiss. Mitt. 61. u. 64. Bd. 1930, 1933, S. 1141 ff., 133 ff. — Wulff. Donauflottille. S. 14f. — Der Große Krieg Serbiens, w. o. I. Bd. ff. Belgrad 1924 ff. — Conrad. Dienstzeit IV. u. V. Bd. — Krauß. Ursachen. S. 113 ff. — Ders. Theorie und Praxis, w. o. S. 150 ff. — Pitreich. Probleme, w. o. S. 85 ff. — Kabisch. Streitfragen, w. o. S. 88 ff. — R. v. Pohl in M. Schwarte. Großer Krieg, w. o. V. Bd. S. 54 ff. — R. Kiszling. Die serbische Mobilmachung im Juli 1914. Berl. Mh. X. 1932. S. 674—688. — Die Mobilmachung der europäischen Mächte im Sommer 1914: E. Czegka. Serbien und Montenegro, w. o. — Ders. Die Aufmärsche und Anfangsoperationen Österreich-Ungarns 1914 in Süd u. Nord. In „Deutsche Wehr" 1929. 40/41. H. — E. Ratzenhofer. Aufmarsch- u. Operationsplan, w. o. — Ders. Die österr.-ungar. Aufmärsche, Friedenspläne — Durchführung, w. o. — A. v. Wittich. Der Krieg gegen Serbien 1914/15. In der Aufsatzreihe „Vor zwanzig Jahren". Militärwiss. Mitt. 66. Bd. 1935. S. 661—67; 67. Bd. 193, S. 345 ff., 427 ff., 677 ff. — E. Schönauer. Die Verpflegung der österr.-ungarischen Balkanstreitkräfte während d. Herbstoffensive 1914 in Serbien. Militärwiss. Mitt. 69. Jahrg. 1938, S. 745—760. — O. Minich in Hadtörténelmi szemelvények a világháborútól. (Beitr. z. Kriegsgesch. d. Weltkriegs.) Budapest 1926. — J. Breit. Az 1914 évi osztrák-magyar szerb-montenegrói hadjarat. (Der österr.-ungar. Feldzug 1914 gegen Serbien

u. Montenegro.) Budapest 1929. — W. Nagy v. Nagybacon. Der serb. Feldzug i. Jahre 1914. (Ungarisch.) 4 Bde. Budapest 1935. — Larcher, La Grande Guerre dans les Balcans, w. o. — F. Feyler. Le campagnes de Serbie 1914—1915. Paris 1926. — Desmoges et Naoumovitch. Les victoires serbes en 1914. Paris 1928.

Serbien befand sich militärisch in keiner günstigen Lage, als der Krieg mit Österreich-Ungarn ausbrach. Eben waren die Balkankriege beendet worden, die einen sehr bedeutenden Gewinn an Land und Leuten im Sandschak und in Mazedonien — 38.700 qkm und 1.6 Millionen Einwohner — gebracht hatten. Man hatte aber noch nicht Zeit gehabt, die gewonnenen Gebiete in entsprechender Weise zu sichern und ihre Hilfsquellen zu erschließen, vielmehr war Altserbien selbst durch die langen verlustreichen Kämpfe erschöpft, die Truppenbestände, vor allem der Infanterie, waren zusammengeschmolzen, das Kriegsmaterial abgenützt, es fehlte an Waffen und Monturen. Pašić hatte im Winter 1913/14 in Petersburg die Bitte um Kriegslieferungen vorgebracht, hatte aber kein Gehör gefunden und erst am 30. Juni 1914 hatte der Zar die Sendung von 120.000 Gewehren und 120 Mill. Patronen bewilligt. Das war natürlich viel zu wenig, um die Ausrüstung der serbischen Armee auf den erforderlichen Stand zu bringen, aber der Mangel an Material wurde durch die besonderen Vorzüge des serbischen Heeres wettgemacht. Es war infolge der Teilnahme an den Balkankriegen in der modernen Kampfesweise geschult, dazu kamen noch die Vertrautheit mit dem außerordentlich schwierigen Gelände seiner Heimat, endlich der fanatische Haß gegen Österreich-Ungarn, der die ganze Armee, ja das ganze Volk beseelte und ihm ungeahnte Kräfte im Ertragen aller Mängel, aller Leiden und Gefahren gab.

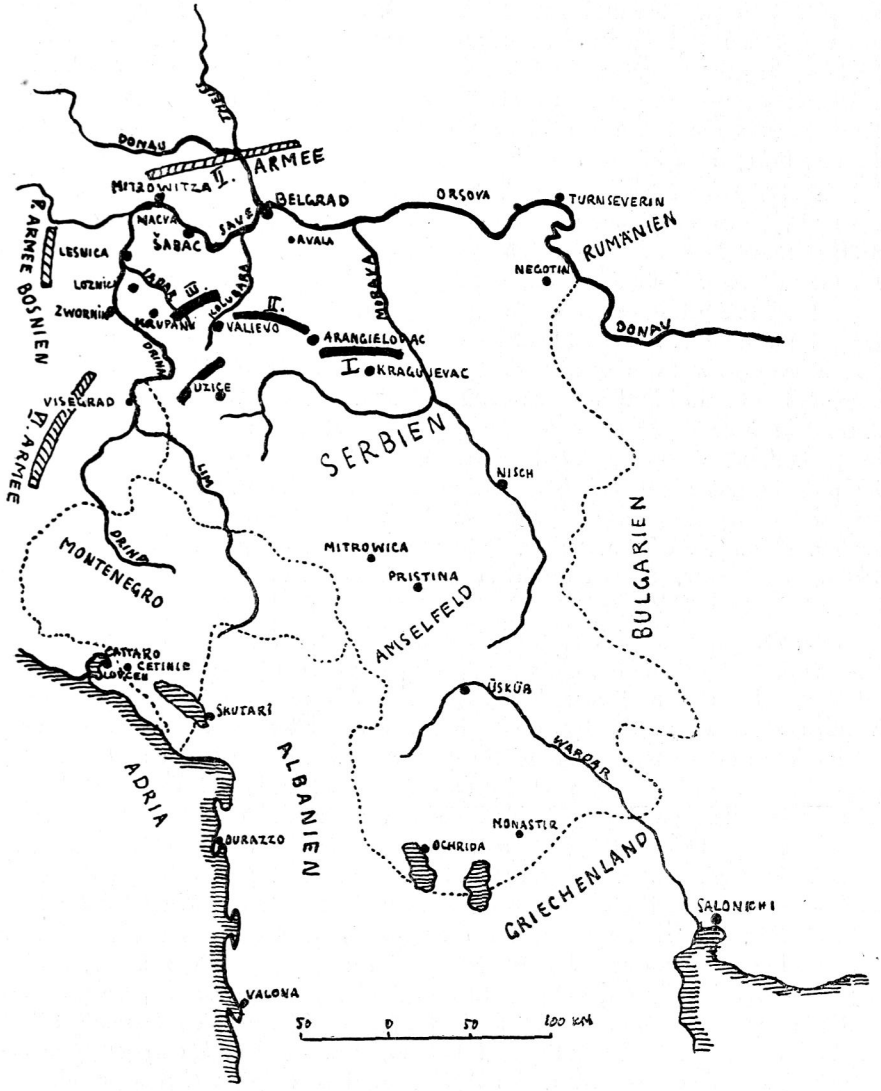
Das Heer Altserbiens bestand aus fünf Infanteriedivisionen, der Morava-, Timok-, Drina-, Donau- und Šumadija-Division, die das erste Aufgebot bildeten; dazu kamen noch fünf Divisionen des zweiten Aufgebots und die Mannschaften des Grenzschutzes. Weitere fünf Divisionen aus Neuserbien waren in Bildung begriffen. Die Gesamtstärke des serbischen Heeres kann nach der Vollendung der Mobilisierung mit 250—300.000 Mann und 542 Geschützen angenommen werden. Die Artillerie war vortrefflich geschult und mit modernen französischen Geschützen ausgerüstet. Da der Chef des serbischen Generalstabes, der Wojwode Radomir Putnik, zur Zeit der Kriegserklärung in dem steirischen Badeorte Gleichenberg weilte, traf der Kriegsminister General Dušan Stefanović die ersten Befehle zur Mobilisierung; er hatte nach russischem Vorbild schon am 24. Juli eine Kriegsvorbereitungsperiode angeordnet, die Mobilisierung begann am 25. Juli. Noch bediente man sich ganz einfacher Mittel zur Verständigung der Bevölkerung, da nur wenige Gebiete von Telegraphenlinien durchzogen waren. Trotzdem hatte das serbische Heer schon am vierten Mobilisierungstage seine erforderliche Kriegsstärke erreicht, der entschlossene Wehrwille des Volkes half über alle Mängel hinweg. Nach einigen Tagen traf auch Putnik, dem der ritterliche Sinn Kaiser Franz Josephs trotz des Kriegszustandes die Heimkehr gestattet hatte, in Belgrad ein und übernahm die Leitung des Heeres. Er war darauf bedacht, möglichst starke Kräfte des Gegners zu fesseln; deshalb war er entschlossen, von einer einheitlichen großen Offensive abzusehen, vielmehr an verschiedenen Stellen über die Grenze vorzustoßen und hauptsächlich den erwarteten Angriff des österreichisch-ungarischen Heeres abzuwehren. Über die Richtung dieses Angriffes war man sich nicht klar, doch konnte man auf jeden Fall den Vorteil der inneren Linie ausnützen.

Putnik vermutete den Hauptstoß längs des Moravatales, deshalb war die Hauptmacht des serbischen Heeres zwischen Morava und Kolubara in dem Raume von Arangjelovać aufgestellt (1. und 2. Armee). An der Save und Drina stand die aus zwei Divisionen bestehende dritte Armee, an der oberen Drina gegen den Lim die Užicegruppe, die in Übereinstimmung mit den montenegrinischen Streitkräften vorgehen sollte. (W. Nagy v. Nagybacon. Die serb. oberste Führung i. Jahre 1914. [Ungarisch.] Magyar katonai szemle. 1934.)

Die montenegrinische Armee war insofern von ähnlicher Beschaffenheit wie die serbische, als ihre Stärke auf dem festen Zusammenhang mit der gesamten Bevölkerung beruhte. Jeder waffenfähige Mann war ein Kämpfer für die Sache des Landes und wurde darin von seiner gesamten Familie unterstützt. Die Gesamtzahl der aufgebotenen Truppen betrug ungefähr 60.000 Mann mit 124 Geschützen und einigen Maschingewehren. König Nikita war aber nicht gewillt, sich widerspruchslos den Anordnungen des serbischen Kommandos zu fügen, er lehnte es ab, seine Hauptmacht mit der Užicegruppe in der Richtung auf Sarajevo vorgehen zu lassen, und bereitete vielmehr einen selbständigen Vorstoß aus Montenegro gegen Trebinje und gegen Cattaro vor.

Im österreichischen Generalstab waren schon in früheren Jahren die Pläne für einen Krieg gegen Serbien vorbereitet worden. Beck hatte 1882 den Angriff über die untere Drina und Save vorgeschlagen, aber 1894 und 1903 hatte man auf die alte Stoßrichtung des Prinzen Eugen durch das Moravatal zurückgegriffen. (Vgl. Glaise-Horstenau, Beck, S. 392.) Mit Beginn des Krieges 1914 nahm man jedoch den seit 1909 wiedererwogenen Gedanken des Drinaangriffes auf; man hoffte, dabei den Aufmarsch der Armeen so durchzuführen, daß man für alle Möglichkeiten gerüstet war, vor allem gedachte man, die Zeitspanne, die zwischen dem Beginn des Krieges mit Serbien und dem zu erwartenden Eingreifen der Russen lag, zur Niederwerfung des ersten Gegners ausnützen zu können. Das war, wie schon dargelegt wurde (vgl. S. 77 f.), der Hauptgedanke des Conradschen Aufmarschplanes: Conrad wollte im Falle eines Zweifrontenkrieges durch die Einsetzung der beweglichen B-Staffel gegen den schwächeren Gegner, nämlich gegen Serbien, einen raschen durchgreifenden Erfolg erzielen. Aber die Ausführung dieses Planes bedingte zur Erreichung des angestrebten Zieles ein schlagartiges Vorgehen sofort nach der Kriegserklärung. Jeder Tag war kostbar und mußte ausgenützt werden. So war es ein schwerer organisatorischer Fehler, daß beim Zeitpunkt der Kriegserklärung keine Kriegsbereitschaft bestand und man in den vorhergehenden Wochen der Julikrise nur in sehr geringem Ausmaße gerüstet hatte; es dauerte zwei Wochen, bis die Hauptkräfte der österreichisch-ungarischen Armeen an der serbischen Grenze versammelt und einigermaßen operationsfähig waren.

Gemäß dem Mobilisierungsplan „Minimalfall B" war die Bildung zweier Armeen vorgesehen; die V. Armee unter dem Kommando des G. d. I. Liborius von Frank war in der Nordostecke Bosniens, an der unteren Drina und Save aufgestellt worden. An der oberen Drina, fast 100 km weiter südlich, stand die VI. Armee unter dem Befehle Potioreks. Außerdem war aber auch die „B-Staffel" gegen Serbien geleitet worden. (Vgl. S. 77.) Sie umfaßte drei Korps, aus denen die II. Armee unter dem G. d. K. Eduard von Böhm-Ermolli gebildet wurde, die an der unteren Save und im Banat aufmarschierte. Die oberste Leitung aller dieser Streitkräfte erhielt nach einigem Schwanken am 6. August der Befehlshaber der VI. Armee Feldzeugmeister Oskar Potiorek. Ihm wurde der Schutz Bosniens und



Aufmarsch August 1914. — Serbischer Kriegsschauplatz.

vor allem Sarajevos als Mindestaufgabe gestellt, doch wurde es seiner Entscheidung überlassen, ob er offensiv vorgehen wolle oder nicht. Man verhehlte ihm aber nicht, daß ein erfolgreiches Vorgehen gegen Serbien für die allgemeine Lage der Monarchie von größter Bedeutung wäre. Diese Andeutungen genügten, um in dem ehrgeizigen und unternehmungslustigen Offizier den Entschluß zu einer Offensive zu festigen, an dem er auch festhielt, als es ihm zur Gewißheit wurde, daß er auf eine tatkräftige Mitwirkung der II. Armee, der B-Staffel nicht rechnen könne. Auf seine Bitten gab das AOK. (Armeeoberkommando) die Zustimmung zu einer Offensive an der unteren Drina, die II. Armee dürfe aber

nur eine demonstrative und zwar bis zum 18. August befristete Aufgabe erhalten und die Donau und Save nicht überschreiten; vielmehr sollte sie jederzeit für den Abtransport nach Galizien verfügbar sein. Da die Operationen erst am 12. beginnen konnten, standen Potiorek eigentlich nur 6 Tage zur Verfügung, um, noch an der linken Flanke durch die II. Armee gesichert, seinen Offensivstoß zur Ausführung bringen zu können.

Am 12. August begann die V. Armee mit 80.000 Mann den Übergang über die Drina, doch stieß man sofort auf größere Schwierigkeiten. Es war zu wenig Brückenmaterial vorhanden, um in breiter Front den Übergang zu vollziehen, das Gelände war unübersichtlich, die Truppen litten schon in den ersten Tagen Mangel an Verpflegung. Bald folgten verlustreiche Kämpfe, und als Putnik, der die Richtung des österreichischen Angriffes auf Valjevo richtig erkannt hatte, zum Gegenstoß auf Schabatz einsetzte, geriet die V. Armee in eine so bedrängte Lage, daß trotz aller Bedenken das AOK. der II. Armee die Erlaubnis erteilte, mit einem Teil ihrer Truppen in den Kampf einzugreifen. Es gelang dem IV. Korps unter G. d. K. Tersztyánszky Schabatz zu besetzen, aber durch die unglückliche Schlacht am Jadar vom 16. bis 19. August wurde die V. Armee zum Rückzug über die Drina genötigt und auch Schabatz mußte am 24. wieder aufgegeben werden. (Vgl. J. Schön. Šabać. Reichenberg 1929. — J. G. Pavlović. Die Schlacht am Jadar, August 1914. In „Der Krieg Serbiens m. Österr.-Ungarn". I. Bd. Belgrad 1924.)

Die VI. Armee, die viel zu weit südlich aufgestellt worden war, hatte erst eine Woche später, am 20., die Operationen aufnehmen können; sie war siegreich bei Višegrad und Priboj vorgedrungen, mußte sich aber am 24. dem allgemeinen Rückzug anschließen. Somit endete dieses erste militärische Unternehmen mit einer offenen Niederlage und mit dem Verluste von 600 Offizieren und 22—23.000 Mann. Noch schwerer wog aber der moralische Eindruck, die Tatsache, daß der erste Schlag der gegenüber Serbien so überragenden Militärmacht Österreich-Ungarns mißglückt war. (Vgl. die verzweifelten Klagen Tiszas in seinen Briefen an den Kaiser. Hrsg. v. O. Wertheimer, w. o. S. 56 ff.) Schon die ersten Kämpfe hatten zwar Proben außerordentlicher Tapferkeit und Hingabe der Truppen erbracht, zeigten aber sogleich die folgenschweren Mängel der Schulung, Organisation und Führung des österreichischen Heeres; es fehlte an der nötigen Anpassungsfähigkeit an das eigenartige Gelände, an dem Zusammenwirken der Artillerie mit den Fußtruppen, an dem Nachschub von Verpflegsmitteln und Munition, endlich an der geeigneten Leitung und an dem klaren gemeinsamen Vorgehen der obersten Stellen, des AOK., an dessen Spitze Conrad stand, und dem Befehlshaber der Balkanstreitkräfte Potiorek. Potiorek war sicher ein begabter Offizier, der als ehemaliger Stellvertreter Becks sich der Unterstützung der Militärkanzlei und der Gunst des Kaiser erfreute; für die bedeutende und schwere Aufgabe im serbischen Feldzuge fehlten ihm jedoch wichtige Vorbedingungen, vor allem machte sich sofort der Mangel an Organisationsfähigkeit geltend. Fehlerhaft war auch der operative Plan, der allerdings nicht von ihm herrührte, den er aber übernommen und durchzuführen versucht hat: Von der Nordostecke Bosniens her ohne Benützung natürlicher Wegrichtungen mit zwei, durch einen Abstand von mehr als 100 km getrennten Armeen in Serbien einbrechen zu wollen. In noch höherem Maße als Conrad nahm Potiorek auf die tatsächlich bestehenden Verhältnisse an der Front, auf die Schwierigkeiten des Geländes und der Verpflegung,

auf die Erschöpfung der Mannschaft, die Unmöglichkeit des Nachschubes und andere Hindernisse keine Rücksicht. Er war der Meinung, daß ein Offensivstoß blindlings vorwärtsgetrieben werden müsse, auch wenn der größte Teil der Truppen am Wege liegen bleibe und nur wenige das Ziel erreichen würden. Geradezu phantastisch war seine Vorstellung, in der kurzen Zeit von 6 Tagen, die ihm bis zu dem geplanten Abtransport der B-Staffel gegeben war, den entscheidenden Schlag gegen Serbien führen zu können. Zur Rechtfertigung Potioreks muß jedoch gesagt werden, daß er über die Gesamtlage durch Conrad nur ungenügend orientiert und erst sehr spät davon verständigt worden war, daß die B-Staffel nicht zu seiner ungehinderten Verfügung stehen könne. Seine Verhandlungen mit dem AOK. wurden durch persönlichen Zwiespalt erschwert; nach einem Streit mit Conrad hob der Kaiser die Unterstellung Potioreks unter das AOK. am 21. August auf und gewährte ihm volle Selbständigkeit. (Vgl. Conrad. Dienstzeit, IV. S. 850 ff. — Glaise-Horstenau. Feldzeugmeister Potiorek, w. o. — Leppa. Krauß, w. o. S. 46 ff., 51 f.)

Aber selbst dieser erste Mißerfolg des Krieges vermochte das Vertrauen des Kaisers in den Feldherrn nicht zu erschüttern. Potiorek blieb auch weiterhin Leiter der gegen Serbien aufgebotenen Streitkräfte und war sofort wieder entschlossen, eine Offensive zu beginnen. Doch mußte zunächst, um den Fehler der ersten Aufstellung zu bessern, eine Umgruppierung der Truppen vorgenommen werden, zumal der Abtransport der B-Staffel nach Galizien, allerdings mit bedenklicher Verzögerung und mancher Einbuße im Gange war. Sehr gegen seine bessere Einsicht hatte Conrad auf höheren Einfluß, vor allem auf Einwirkung Berchtolds, mehr Streitkräfte, als er geplant hatte, auf dem serbischen Kriegsschauplatz gelassen. (Vgl. Conrad. Dienstzeit IV. S. 612; V. S. 111, 893 ff., 979, 983. — K. Leppa. Conrads Kampf um die Balkanstreitkräfte. In „Wissen u. Wehr" 1930.) Nördlich der Save war außer etwa einer halben Division Landsturmtruppen in Syrmien die 29. Infanterie-Division geblieben, zu deren Kommandanten am 25. August F.M.L. Alfred Krauß ernannt wurde; diese Armeegruppe war dafür bestimmt, im Verlauf der geplanten Offensive einen Flankenstoß gegen den Gegner zu führen. Die V. Armee stand gestaffelt an der unteren Drina, daran schloß sich im Süden, um einen Vorstoß des Gegners in der Richtung auf Sarajevo aufzufangen, die VI. Armee. In dieser Form wollte Potiorek den Offensivstoß über die untere Drina wiederholen und erhielt dazu die Genehmigung des AOK., da man aus politischen Rücksichten, besonders im Hinblick auf die Verhandlungen mit Bulgarien und der Türkei (vgl. S. 122), einen Sieg über Serbien wünschte. Conrad warnte nur vor einem neuen Mißerfolg und riet, den Vorstoß mit möglichst zusammengeballter Truppenmasse vorzunehmen.

Zu gleicher Zeit entschloß sich auch der serbische Generalstab auf Drängen Rußlands zu einem offensiven Vorgehen, das einerseits gegen Ostbosnien, andererseits über Save und Donau hinaus gerichtet war, also an den beiden äußersten Flügeln des serbischen Heeres stattfinden sollte, während im Zentrum gegen die Drina eine starke Verteidigungsstellung vorbereitet wurde. Der Angriff begann am linken Flügel, bei der Užicegruppe, dem serbischen Detachement am Lim, und den Montenegrinern am 3. September, während am 6. September der rechte Flügel der Serben an mehreren Stellen Save und Donau überschritt. Die Timokdivision kam zwischen Mitrovica und Jarak über die Save, wurde aber von der 29. Infanteriedivision unter der Leitung des F.M.L. Krauß bei Schaschintzi

mit schweren Verlusten zurückgeworfen. (J. Schoen. Schaschintzi. Die sogenannte Vernichtung der Timokdivision. Zürich-Wien 1930. — Krauß. Ursachen S. 148 f. — Ders. Theorie und Praxis. S. 54, 154 ff. — Leppa. Krauß. S. 71 ff. — Ders. Das Gefecht bei Schaschintzi am 6. Sept. 1914. Reichenberg 1931/32. — Österr. Wehrzeitung. 1930. No. 47.) Es war dies der erste bedeutende Erfolg im Kampfe gegen die Serben, die in den nächsten Tagen genötigt wurden, auch ihre übrigen Truppen wieder über Save und Donau zurückzunehmen. Diese Kämpfe besaßen jedoch nur untergeordnete Bedeutung; inzwischen hatte in der Nacht vom 7. auf den 8. September der österreichische Offensivstoß der V. Armee mit dem Übergang über die Drina begonnen. Sie erlitt abermals schwere Rückschläge, selbst als eine Woche später die 29. I.D. unter Krauß von Norden her bei Jarak über die Save in der Mačva vorrückte, kam man nur schrittweise unter verlustreichen Kämpfen weiter. Schon machte sich der Mangel an Artilleriemunition in lähmender Weise fühlbar, und obwohl ein Teil der Donauflottille unter dem Linienschiffsleutnant Wulff die Schiffsbrücke der Serben bei Semlin gesprengt, sich die Save aufwärts durchgekämpft hatte und bereit war, den Übergang der österreichischen Truppen auf das rechte Saveufer zu decken, waren die Bemühungen Potioreks, die Offensive in raschen Gang zu bringen, vergeblich. (Vgl. Wulff. Donauflottille, w. o. S. 20 ff.)

Infolgedessen mußte auch die Angriffsbewegung der VI. Armee ins Stocken geraten. Ihre Truppen hatten sich in zähem Ringen und unter Überwindung schwerster Geländehindernisse von Ložnica und Zwornik ausgehend bis zu den zwischen Drina und Jadar ziehenden Gebirgsrücken durchgekämpft und die dritte serbische Armee unter General Jurišić-Sturm bis über Krupanj zurückgedrängt. Die blutigsten Gefechte fanden auf dem 400 m breiten Höhenrücken der Jagodnja statt, der mehrmals seinen Besitzer wechselte, bis er endlich in der Hand der österreichischen Gebirgsbrigaden unter der Führung des Generalmajors Heinrich Goiginger und des Obersten von Lukachich blieb. Die Verluste der österreichischen Armee waren allerdings sehr groß, sie hatte in diesen Kämpfen 25.000 Mann eingebüßt, so daß die erschöpften Truppen eine Ruhepause dringend nötig hatten. Somit kam Ende September die Offensive sowohl bei der V. als auch bei der weiter vorgeschobenen VI. Armee zum Stehen. (J. Németh. Taktische Erfahrungen aus dem Weltkriege. Militärwiss. Mitt. 61. Jahrg. 1930. S. 95—125, 292—316. — E. Marcks. Der Kulminationspunkt des Angriffs. Wissen u. Wehr 1930.)

Ein weiteres Vorrücken war schon aus dem Grunde unmöglich, weil gleich bei Beginn der Offensive die serbisch-montenegrinischen Streitkräfte in Ostbosnien eingefallen waren und nicht nur die Nachschublinien der VI. Armee, sondern auch die Hauptstadt des Landes, Sarajevo, bedrohten. Potiorek erkannte die Gefahr und raffte alle verfügbaren Truppen zusammen, die unter den Befehl des Feldzeugmeisters Wenzel Wurm gestellt wurden. Es gelang ihnen, in mehrtägigen Kämpfen vom 18.—30. Oktober auf der Romanja-planina die Serben zurückzuwerfen und das Land von der Gefahr einer feindlichen Invasion zu befreien.

Die allgemeine Offensive konnte erst Anfang November wieder aufgenommen werden und nun drängte die V. Armee mit der Gruppe Krauß die Serben allmählich zurück, allerdings viel zu langsam für die Ungeduld Potioreks. Auch das XV. Korps rückte im Süden vor und nach dem Siege bei Krupany am 5.—8. November besetzte die Division Goiginger am 15. November Valjevo. Die Kolubara war damit erreicht worden, aber der Erfolg war, da die Kämpfe

sich frontal abgespielt hatten und das serbische Heer sich einer Umschließung hatte entziehen können, nicht von entscheidender Bedeutung. Überdies befanden sich die österreichischen Truppen in beklagenswerter Verfassung; besonders die VI. Armee war durch die mörderischen Gebirgskämpfe in Schnee und Regen hart mitgenommen worden, es mangelte an Schuhwerk, ein Teil der Mannschaft marschierte bei hereinbrechender Kälte in zerfetzten Monturen und ohne Fußbekleidung. Oft entbehrten einzelne Truppenkörper tagelang einer warmen Nahrung, so daß der Krankenstand eine außerordentliche Höhe erreichte.

Dennoch befahl Potiorek, weiter vorzurücken. Sicher war es richtig, daß auch das serbische Heer erschöpft und in seiner Widerstandskraft gelähmt war; so erwartete Potiorek, trotz des schlechten Zustandes seiner eigenen Truppen, einen entscheidenden Sieg erringen zu können. Er übersah jedoch, daß eine Retablierung des serbischen Heeres, dem die Hilfsquellen des Heimatlandes zur Verfügung standen, in kurzer Zeit möglich war, während die österreichischen Armeen mit den größten Schwierigkeiten des Nachschubes zu rechnen hatten. Denn die Offensive war, wie schon angedeutet wurde, so angelegt worden, daß man nicht den natürlichen Verkehrswegen folgte, sondern sie senkrecht durchschnitt, so daß die Truppen in weglosem Terrain fortwährenden Wechsel von Berg und Tal zu überwinden hatten und in dieser Richtung auch die Versorgung mit Ersatzmannschaften und Kriegsmaterial sehr erschwert wurde.

Nach dem Übergang über die Kolubara entspann sich an der 110 km langen Front die 12 Tage, vom 16.—28. November dauernde Schlacht an der Kolubara und am Ljig, in der die österreichischen Truppen nach heldenhaften Kämpfen das Feld behaupteten und die Serben zum Rückzug nötigten. Wieder endete die Schlacht mit keinem entscheidenden Erfolg, nur mit einem frontalen Zurückdrängen des Gegners. Dabei waren die Entbehrungen aufs höchste gestiegen, die Truppen waren am Ende ihrer Kraft, viele Bataillone waren auf ein Zehntel ihres Bestandes herabgesunken, es fehlte an Zugpferden und Munition für die Artillerie. Auch jetzt verschloß sich Potiorek allen Mahnungen und Warnungen, die von den vordersten Linien der Front eintrafen, und glaubte, abermals die Offensive vorwärtstreiben zu können; er drängte auf rasche Verfolgung des Feindes, den er vollständig gebrochen glaubte und dem man keine Zeit zur Sammlung lassen dürfe. Wenn man nun den Angriff trotz des verzweifelten Zustandes der Armee fortsetzen wollte, so hätte man mit zusammengeballten Kräften in der Rückzugslinie der Serben, also in der Richtung auf Kragujevać vorstoßen müssen. Potiorek ließ sich jedoch verleiten, die V. Armee mit der Besetzung Belgrads zu betrauen und dadurch den linken Flügel seiner Front im rechten Winkel von der Richtung des Hauptstoßes abzulenken. Der serbische Generalstab hatte schon nach der Schlacht an der Kolubara dem Kommandanten des Verteidigungsbezirkes Belgrad General Zivković den Rückzug befohlen, so daß die Besetzung Belgrads am 2. Dezember kampflos einerseits von Semlin aus durch F.M.L. Tamasy, andererseits von Südwesten her durch G.d.I. Frank erfolgte. Am gleichen Tage setzte aber der Angriff der Serben, den Putnik auf Drängen des Generals Mišić angeordnet hatte, auf die VI. Armee ein, die nun allein standhalten mußte. Die entscheidenden Kämpfe spielten sich am 3. und 4. Dezember in dem Raume um Arangjelovać ab. Die serbische Armee gebot über eine gewaltige Übermacht, 200.000 Mann kämpften gegen 80.000 Österreicher; die Serben waren reichlich mit Munition versorgt und richteten ein mörderisches Feuer auf die österreichischen

Truppen, die frierend, hungernd und ohne Munition in die Schlacht gegangen waren und kaum mit schwachem Gewehrfeuer antworten konnten. Zuerst machte die geradezu verzweifelte Lage des 16. Korps den Rückzug an die Kolubara nötig, bald war es aber unvermeidlich geworden, die ganze österreichische Front, auch die V. Armee, nicht nur an die Kolubara, sondern hinter Drina, Save und Donau zurückzunehmen. Am 15. Dezember befahl Potiorek den Rückzug der österreichischen Truppen aus Belgrad, der sich unter gefährlichen Kämpfen, die G.d.I. Schön leitete, unter dem Schutz der Donaumonitore vollzog.

Zum zweitenmale war der österreichische Vorstoß nach Serbien mißlungen, der Eindruck der Niederlage war niederschmetternd. Im Inland verlor man den Glauben und das Vertrauen auf die Heeresleitung, das Ausland sah mit Staunen, wie der Angriff eines großen Staates auf ein kleines Volk an dessen Widerstandskraft zerschellte. Verzweifelt war die Stimmung im AOK.; fast eine halbe Million Soldaten waren gegen Serbien entsendet worden, nun war kaum die Hälfte der Truppen — und diese auch erst nach längerer Erholung — wieder im Felde zu verwenden. Die Gesamtverluste betrugen 273.804 Mann, davon gegen 30.000 Tote. Auch die Serben hatten schwere Verluste zu verzeichnen und waren in ihrer Angriffskraft gelähmt; das war der einzige, schwer erkaufte Gewinn des Feldzuges. Ursache der Niederlage waren die fehlerhafte Anlage des Operationsplanes, der die natürlichen Einbruchslinien durchschnitt und dadurch die Leistungsfähigkeit der Truppen aufs höchste angespannt hat, dann die Fremdheit, mit der Potiorek und der größte Teil der leitenden Offiziere der modernen Kriegsführung, wie sie sich in den letzten Jahren ausgebildet hatte, gegenüberstanden, die mangelnde Verbindung des Oberkommandierenden mit der Front, seine Unkenntnis der unter den Truppen herrschenden Notlage, endlich der würgende Mangel an Munition. Jetzt war selbst an höchster Stelle das Vertrauen in die Führereigenschaften Potioreks erschüttert, er wurde aufgefordert, seinen Abschied zu nehmen. Zum Kommandanten der Streitkräfte gegen Serbien wurde Erzherzog Eugen ernannt, der eigentliche Leiter war sein Generalstabschef General Krauß, der sich der größten Beliebtheit und des Vertrauens der Armee erfeute.

Aber nicht Potiorek allein trug die Schuld an dem verhängnisvollen Ausgang des Unternehmens. Auch auf das AOK. und Conrad fällt ein Teil der Verantwortung. Der Chef des Generalstabes konnte besser als Potiorek die gesamte Kriegslage überblicken; er hat trotzdem seine Zustimmung zu dem Unternehmen gegeben. Wenn auch er nicht vollkommen frei handeln konnte, sondern unter dem starken Druck des Ministers des Äußeren stand, der dringend einen Erfolg gegen Serbien forderte und daher die Aufstellung einer großen Truppenmacht durchsetzte, so hätte Conrad doch mit der ganzen Kraft seiner so bedeutenden Persönlichkeit und auf Grund seiner Stellung entschiedener als es geschehen ist, einer solchen Einflußnahme entgegentreten müssen. (Vgl. dazu besonders Dienstzeit V. S. 111, 748 ff. — Vgl. über die Haltung Potioreks Krauß. Ursachen, S. 167. — Über die kriegsgerichtliche Untersuchung E. Ratzenhofer. Gerichtliche Verfolgung militärischer Führer in Österreich. Vtjschr. f. Politik u. Gesch. VII./1. Jahrg. 1929. S. 147 f. — Ders. Strafverfolgung hoher Kommandanten in Österreich. In „Wissen u. Wehr". 1931. — Glaise-Horstenau. Potiorek, w. o.)

5. Die Kämpfe gegen Rußland 1914—1916.

Vgl. die allgemeinen militärischen u. politischen Darstellungen auf S. 7 ff. — Bibliographie Österreich-Ungarns. Vtjsh. 2/3. Weltkriegsbücherei. S. 44 ff. — Frauenholz, Weltkriegsliteratur, S. 36 ff.

Conrad v. Hötzendorf. Dienstzeit IV. u. V. Bd. — Hindenburg. Aus meinem Leben, w. o. — Ludendorff. Kriegserinnerungen, w. o. — Falkenhayn. Oberste Heeresleitung, w. o. — Arz. Der Große Krieg. S. 22 ff. — Auffenberg-Komarów. Aus Österreichs Höhe und Niedergang, w. o. — Cramon. Bundesgenosse, w. o. — C. Bardolff. Soldat im alten Österreich. S. 187 ff. — Erzh. Joseph. A Világ Háború, w. o. I. Bd. S. 69 ff. — K. Litzmann. Lebenserinnerungen. I. Bd. Berlin 1927. — E. Fischer. Krieg ohne Heer. Meine Verteidigung der Bukowina gegen die Russen. Wien 1935.

Vgl. die russische Aktenpublikation: Intern. Beziehungen, w. o. Russ. u. deutsche Ausgabe. 2. Reihe, Bd. 1 ff. — Ferner die Memoiren von Buchanan, Sasonow, Paléologue, Churchill, Suchomlinow, Nekludoff, Poliwanow, Taube auf S. 9. u. 34. — A. A. Brussilow. Mémoires du Général Brussilow. Guerre 1914—1918. Paris 1929 und Revue des deux mondes. 1929. S. 362—391, 903—928. — J. N. Danilow. Rußland i. Weltkriege 1914/15. Jena 1925. Vgl. auch: La campagne de l'armée russe sur la Vistule en mois d'octobre 1914. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. II. 1924. S. 216—232. — J. N. Danilov. Dem Zusammenbruch entgegen. (Deutsche Ausgabe.) Hannover 1928. — M. Touchatschewski. La marche au delà de la Vistule. Paris 1929. — V. J. Gurko. Rußland 1914—1917. Erinnerungen an Krieg u. Revolution. Deutsch v. Frh. v. Tettau. Berlin 1921. — J. Pilsudski. Mes premiers combats. Aus d. Polnischen übersetzt von Ch. Jéze u. J. A. Teslar. Paris 1929. Deutsche Ausgabe. I. Bd. Essen 1935. — A. Knox. With the Russian Army. 1914—1917. London 1921. — Vgl. ferner den Briefwechsel der Generäle Suchomlinow, Januschkewitsch und des Ministers Kudaschew im Krasny Archiv. 1.—3. Bd. Moskau-Leningrad 1922, 1923; 26.—29. Bd. Ebd. 1927 ff. —

Österreich-Ungarns letzter Krieg. Bd. I—V. — Weltkrieg. II. S. 3 ff., 247 ff., V.—XI. Bd. — A Világháború. 1914—1918. II.—IV. Bd. — J. Metzger u. M. Hoen in M. Schwarte. Der Große Krieg. V. Bd. w. o. S. 22 ff., 90 ff.; 98 ff. — V. Tersztyanszky u. G. Schey in Hadtörténelmi szemelvények a világháborútól. (Beitr. z. Kriegsgesch. d. Weltkrieges.) Budapest 1926. — Z. Czékus. Az 1914—18 évi világháború össze foglaló történelme. (Zusammenfass. Gesch. d. Weltkrieges.) II. Bd. Budapest 1926. — La Grande Guerre. Relation de l'État-Major Russe. Concentration des armées. Premières opérations en Prusse orientale, en Galicie et en Pologne. Hrsg. v. E. Chapouilly. Paris 1926. — Veröffentlichungen d. russ. kriegsgesch. Kommission. (Amtl. Werk.) Moskau 1922 ff. Vgl. die einzelnen Teile in den bibliographischen Angaben d. deutschen Generalstabswerkes. — A. M. Zajontschkowski. Der Bewegungskrieg 1914 u. 1915. (Russisch.) Moskau 1929. — N. N. Golovine. The Russian army in the World war. New-Haven 1931. — N. N. Golovin. Iz istorii kampanii 1914 goda na russkom frontě: Galicijskaja bitva. (Aus d. Gesch. d. Feldzuges an d. russ. Front 1914. Die Kämpfe in Galizien.) Paris 1936. Vgl. G. Frantz. Berl. Mh. XIV. 1936. S. 746—50. — K. Leppa. Die galizische Schlacht. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 618—637. — N. N. Golovin. The Russian Campaign of 1914. Fort Leavenworth. 1934. — V. A. Apuškin. General

ot Poraženii. V. A. Suchomlinow. (Der General der Niederlage S.) Leningrad 1925. — Th. v. Schäfer. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. In „Deutscher Offiziersbund" 1930. — J. N. Danilow. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, sein Leben u. Wirken. Berlin 1930. — Vgl. ferner auf S. 62 f. K. Leppa. Moltke und Conrad; Pitreich. Probleme des Kriegsbeginnes, w. o. S. 115 ff.; Dettmer. Moltke—Conrad, w. o.; R. Krieger, Offensivgedanke; Seyfert. Militärische Beziehungen; Kabisch. Streitfragen; Hoffmann. Versäumte Gelegenheiten; Lehmann. Conrad u. d. Deutsche Oberste Heeresleitung, w. o. — H. Pantlen. Die Lage der Mittelmächte im Herbst 1914 u. d. Wirtschaftskrieg. In „Wissen und Wehr" 1935. S. 148—61. — E. Wisshaupt. Die Operationspläne der Russen f. d. Beginn d. Herbstfeldzuges 1914 in Galizien u. Polen u. d. Entstehung d. russ. „Dampfwalze". Militärwiss. Mitt. 57. Bd. 1926. S. 522—529. — R. Kiszling. Feldmarschalls Conrad Kriegsplan gegen Rußland. Ebd. 56. Bd. 1925. S. 469—475. — K. Szokolay. A lembergi czaták felé. (Den Schlachten von Lemberg entgegen.) Budapest 1934. — K. Leppa. Die Artillerie u. d. Schlachterfolg. Artillerist. Rundschau 1930. — K. Matthes. Die 9. Armee im Weichselfeldzug 1914. Schriften d. kriegsgesch. Abteil. im histor. Seminar d. Universität Berlin. 16. H. Berlin 1936. — B. Klukhert. Von Gorlice bis Brest-Litowsk 1915. Lauban 1937.

M. v. Kozma. Mackensens ungar. Husaren. Aus d. Ungar. übers. v. M. v. Schücking. Berlin-Wien 1933. — Heldenweg des Zweier-Landsturms 1914—1918; Vogelsang. Infanteriereg. No. 47; Schemfil. Tiroler Kaiserjäger. — Inzinger. Fünf Jahre unter Waffen, w. o. — L. v. Fabini. Tiroler Kaiserjäger 1914/15 am San. Militärwiss. Mitt. 65. Jahrg. 1934. S. 951—82. — G. Dobiasch. Kaiserjäger im Osten. Karpathen—Tarnow—Gorlice. 3. Aufl. Reichenau 1936. — G. W. Kühne-Hellmessen. Kaiserjäger — ausharren! Oldenburg 1936. — K. Raschin v. Raschinfels. Die Einser-Kaiserjäger im Feldzug gegen Rußland. Bregenz 1935.

Die Notwendigkeit eines Zweifrontenkrieges war jedem der beiden Verbündeten auferlegt, freilich mit einer gewissen Abstufung der Gefährlichkeit des Gegners. Es war klar, daß Österreich-Ungarn von Rußland mehr bedroht wurde als von Serbien und so hätte diese einfache Überlegung gefordert, auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz sich auf die notwendigste Verteidigung zu beschränken und alle verfügbaren Kräfte gegen Rußland zu senden, um so mehr als Deutschland zwar mit zwei sehr mächtigen Gegnern zu kämpfen hatte, aber die Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatze gegen Frankreich suchen mußte und daher im Osten gegen Rußland nur verhältnismäßig geringe Abwehrkräfte aufstellen konnte. Wir wissen heute, daß beide militärischen Führer der Mittelmächte, Moltke ebenso wie Conrad, sich bei dem Beginn des Zweifrontenkrieges dem verhängnisvollem Irrtum hingaben, den einen der Gegner rasch erledigen und sich dann mit voller Kraft gegen den zweiten wenden zu können. Auf dieser Annahme waren ihre gesamten Pläne zu Beginn des Krieges aufgebaut.

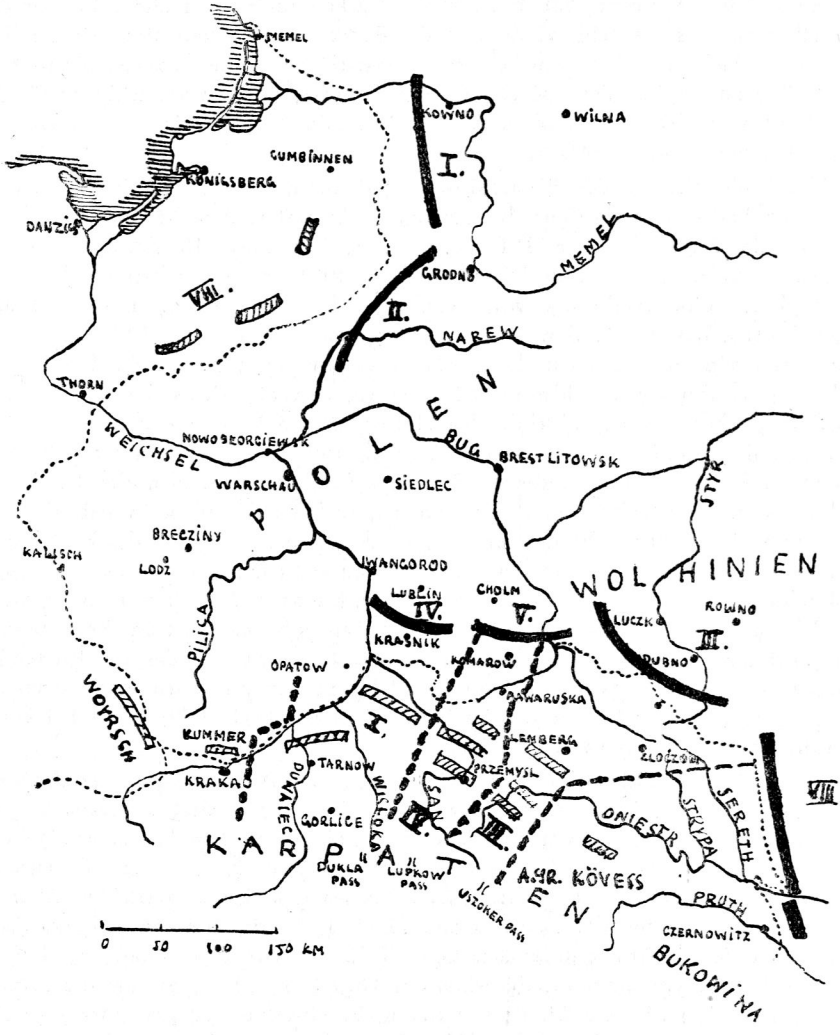
Der Aufmarsch der verbündeten Heere gegen Rußland erfolgte nicht ganz in der 1909 vereinbarten Weise (vgl. S. 75 f.); auf deutscher Seite war die Hauptmasse des Heeres so sehr durch die Kämpfe gegen Frankreich und in Belgien in Anspruch genommen, daß in Ostpreußen gegen Rußland um 5 Divisionen weniger aufmarschieren konnten, als man ursprünglich beabsichtigt hatte. Auch Conrad hatte nicht die früher in Aussicht genommenen 40 Divisionen nach Galizien gesendet, sondern nur 30½; wie schon dargelegt wurde, hatte er die II. Armee (B-Staffel) nicht gegen Rußland, sondern gegen Serbien eingesetzt. Dadurch klaffte

an der galizischen Front eine bedenkliche Lücke von dem Dnjestr bis zu den Karpathen und es war ein Glück, daß die Russen ihren Hauptstoß nicht sofort gegen diese Stelle richteten. Ein kühner Vormarsch gegen die östlichen Karpathenpässe hätte zu Beginn des Krieges, da die Grenzsicherung noch nicht genügend organisiert war, die Russen ohne Zweifel über das Gebirge in das Innere des Donautieflandes führen müssen.

Die Mobilisierung der österreichisch-ungarischen, für den russischen Kriegsschauplatz bestimmten Truppen begann am 4. August und sollte nach dem vom Generalstabe ausgearbeiteten R-Plane (vgl. S. 77) nach 18 Tagen, also am 22. August vollendet sein. In letzter Stunde hatte Conrad insofern an den Aufmarschplänen eine Änderung vorgenommen, als er die Stellungen der Armeen gegen Westen hinter den San und Dnjestr verschob, so daß der Osten Galiziens von vornherein aufgegeben und als Schlachtfeld bestimmt wurde. Zu diesem Entschlusse mag ihn die Absicht bewogen haben, den angesichts der Verzögerung des Aufmarsches und der ablehnenden Haltung Rumäniens sehr weit gespannten, nach außen vorgewölbten Bogen, den die österreichischen Heere bildeten, zu verkürzen und so jene Lücke, die durch das vorläufige Ausbleiben der II. Armee bedingt war, zu verkleinern. Er ordnete an, daß die Truppen in beträchtlicher Entfernung hinter ihren Stellungen ausgeladen werden sollten; dadurch suchte er den Vorsprung der Russen in der Mobilisierung wettzumachen, doch zeitigte diese Maßnahme manche unangenehme Folgen. (Vgl. Leppa. Moltke u. Conrad, w. o. S. 12 f.) Die Truppen kamen durch lange Fußmärsche ermüdet an ihren Bestimmungsort und wurden durch das ausgebreitete Spionagenetz, das die Russen im Frieden unter dem Vorwand religiöser und kultureller Interessen in Galizien angelegt hatten, mehr gehemmt und in ihrer Stimmung beeinflußt, als es bei einem Bahntransport der Fall gewesen wäre.

Nach dem Mobilisierungsplan „R" erfolgte die Aufstellung dreier Armeen; Kommandant der I. Armee war G. d. K. Viktor Dankl. Ihre Stellung erstreckte sich von dem linken Weichselufer bei Sandomierz längs des San bis über Sieniawa. Westlich schloß sich an die I. Armee in dem Raume um Krakau die Armeegruppe Kummer an. Östlich von der Armee Dankl stand den San aufwärts bis Przemysl die IV. Armee unter der Führung des G. d. I. Moriz von Auffenberg, daran reihte sich die III. Armee unter dem G. d. K. Rudolf von Brudermann am Dnjestr und im Raume von Sambor. Südwärts am Dnjestr stand zuerst nur die Armeegruppe Köveß; nach dem 25. August trafen die einzelnen Truppenkörper der B-Staffel, die II. Armee des G.d.K. Eduard von Böhm-Ermolli ein. Das Gesamtaufgebot am nördlichen Kriegsschauplatz betrug 819½ Bataillone, 384 Schwadronen, 380 Batterien mit 2082 Geschützen, 1234 Maschingewehren, 87 technische und 88 Festungsartillerie-Kompagnien, also ungefähr 1,100.000 Mann Kampftruppen.

Diesem österreichischen Aufgebot gegenüber besaßen die Russen eine gewaltige Übermacht, die allerdings bei Beginn der Operationen noch nicht wirksam wurde. Man hatte auf Seite der Mittelmächte mit einer langen Dauer der russischen Mobilisierung gerechnet und Conrad hatte darauf seinen Offensivplan gegründet; allein die Russen hatten dem Drängen der Franzosen nachgeben und noch vor Beendigung der Mobilisierung den Vormarsch antreten müssen, so daß in der Tat die ersten Zusammenstöße die russischen Heere nicht in ihrer vollen Stärke trafen. Am 10. September 1914 umfaßten die gegen Österreich an der galizischen Front aufgestellten russischen Armeen 823½ Bataillone, 690 Schwadronen und 3060



Aufmarsch August 1914. — Russischer Kriegsschauplatz.

Geschütze. Insgesamt dürften zu Beginn der Operationen 1—1½ Millionen Mann versammelt gewesen sein. Aber schon in den folgenden Monaten schwollen die russischen Heere trotz ihrer großen Einbußen gewaltig an und man konnte mit einem Aufgebot von 2—2½ Millionen Mann und einer Million Ersatztruppen rechnen. Am bedeutendsten war die Überlegenheit der russischen Artillerie, die gut und kriegsgemäß geschult war; aber auch die Infanterie besaß bessere Gewehre als die österreichische und ihre Ausrüstung war den Erfordernissen des Geländes ausgezeichnet angepaßt. Hervorragend war die russische Kavallerie, die nicht nur zahlenmäßig die österreichische weit übertraf, sondern auch nach moderner Kampfesweise an das Zusammenwirken mit den übrigen Truppengattungen und an den Fußkampf gewöhnt war. Man hatte sich leider im österreichischen Generalstabe

nicht nur in bezug auf die Mobilisierungsdauer, sondern auch über Ausrüstung und Kampfwert der russischen Armee bedenklichen Täuschungen hingegeben.

Die Aufstellung der russischen Armeen an der Südwestfront gegen Österreich-Ungarn war so erfolgt, daß sie halbkreisförmig die Grenze Galiziens von der Weichsel bis über den Dnjestr hinaus umschlossen; die IV. Armee, die anfangs von General Salza, dann von General Ewert geleitet wurde, stand im Raume von Lublin, die V. unter General Plehwe bei Cholm und am Bug, die III. unter Rußki bei Dubno mit der Richtung auf Lemberg und die VIII. unter Brussilow an der Grenze Ostgaliziens mit einer Gruppe südlich des Dnjestr. Führer der Südwestfront war General Iwanow, sein Generalstabschef Generalleutnant Alexejew.

Die Nordwestfront des russischen Heeres, deren Leiter General Shilinski war, umfaßte die gegen Ostpreußen gerichtete I. oder Njemenarmee unter General von Rennenkampf und die II. Armee unter General Samsonow, die einen Stoß des preußischen Heeres gegen den Narew abwehren sollte. Oberbefehlshaber aller Streitkräfte war Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch, sein Generalstabschef der Generalleutnant Januschkewitsch.

Die Aufstellung der russischen Heere zeigte, daß man in Petersburg vermutlich seit dem Verrat des Obersten Redl (vgl. S. 64 f.) genaue Kenntnis der Aufmarschpläne der Mittelmächte besaß, nur die westliche Verschiebung der österreichischen Armeen, die Conrad in letzter Stunde vorgenommen hatte, war unbekannt geblieben. Das ungleiche Stärkeverhältnis der beiden Flügel der russischen Front entsprach zwar der Einstellung der führenden Generäle und der panslavistischen Kreise Rußlands, die den Krieg gegen Österreich-Ungarn als die Hauptaufgabe betrachteten, nicht aber den Wünschen des französischen Generalstabes, der eine mit starken Kräften unternommene Offensive auf Ostpreußen mit der Richtung über die Weichsel und einer Bedrohung Berlins zur Unterstützung seiner Operationen befürwortet hatte. Der russische Generalstab hoffte, daß die Njemenarmee Rennenkampfs stark genug für einen Vorstoß nach Ostpreußen sei, der durch einen Flankenangriff der Narewarmee wirksam unterstützt werden sollte. War doch von deutscher Seite nur die VIII. Armee unter Generaloberst von Prittwitz in Ostpreußen aufgestellt worden, die zu schwach war, um der ursprünglich bestimmten Doppelaufgabe einer Sicherung des Landes und eines Vorstoßes gegen den Narew zur Unterstützung der Offensivbewegung des österreichischen Heeres gerecht zu werden. Außer dieser Armee und den notwendigen Besatzungstruppen der Festungen befand sich an der Ostgrenze Deutschlands noch ein größerer Truppenkörper, das sehr bescheiden ausgerüstete Landwehrkorps unter dem General von Woyrsch, das an der schlesisch-polnischen Grenze in Verbindung mit der Armeegruppe Kummer am linken Flügel der österreichischen Front vorgehen sollte, wie es 1913 zwischen Conrad und Moltke vereinbart worden war. (Vgl. S. 75 f. — W. Heye. Gesch. d. Landwehrkorps Woyrsch im Weltkrieg. 2. Bde. Breslau 1935—37. — Ders. Der Retter u. Erhalter Schlesiens im Weltkrieg. Ostdeutsche Monatsh. XVII. 1937. S. 657—64.)

Entsprach das Vorgehen des Landwehrkorps Woyrsch im weiteren Verlauf des Feldzuges durchaus den Erwartungen Conrads, so war er von dem Verhalten der VIII. Armee Prittwitz tief enttäuscht und schrieb dem Ausbleiben eines Offensivstoßes von Ostpreußen aus über den Narew nach Siedlec die Hauptschuld an dem Versagen seiner eigenen Offensive in Galizien zu. Es wurde schon erwähnt (vgl. S. 75), daß Moltke in seinem Briefe vom 19. März 1909, allerdings ohne Mit-

wissen anderer leitender Personen, die Zusage eines Vorstoßes gegen den Narew gegeben hatte. Allein die Erfüllung dieser Zusage war nun durch die Verringerung der deutschen Streitkräfte um 5 Divisionen und durch die Bedrohung Ostpreußens durch die russische Armee Rennenkampf unmöglich geworden, noch weniger konnte daran gedacht werden, dem Wunsche Conrads nach einem Angriff mit der Richtung auf das über 100 km weiter südlich liegende Siedlec nachzukommen; in diesem Falle hätte sich die VIII. Armee mit ihrer Hauptmasse südwärts wenden müssen, Rennenkampf wäre über das fast ungedeckte Ostpreußen und über die Weichsel vorgestoßen und hätte mit der Narewarmee das deutsche Heer mit gewaltiger Übermacht einschließen und vernichten können. Dadurch wäre auch die österreichisch-ungarische Front in schwerste Gefahr geraten. Der Befehl, den die VIII. Armee von der Deutschen Obersten Heeresleitung (DOHL.) erhalten hatte und der am 3. August Conrad mitgeteilt wurde, entsprach daher durchaus der militärischen Lage an der gesamten Ostfront; die Armee Prittwitz hatte die Aufgabe, möglichst starke russische Kräfte an sich zu ziehen, um die österreichische Front zu entlasten. Wenn kein Angriff der russischen Heere nördlich der Weichsel erfolge, sollte sie in der Richtung vorstoßen, in der sie dem Bundesgenossen die größte Erleichterung bringen würde. (Vgl. über die Frage des Vorstoßes nach Siedlec: Conrad. Dienstzeit IV. S. 318 ff., 391 ff., 451 ff., 576, 626, 647 ff. — Österr.-Ungarns letzter Krieg. I. S. 332 ff. — Weltkrieg II. S. 3 ff., 24, 43, 250, 259 ff., 340. — Stürgkh. Hauptquartier S. 39. — Cramon. Deutschlands Schicksalsbund. S. 29 ff. — Kabisch. Streitfragen. S. 21 ff., 42 ff., 58 ff, 81 ff. — G. Seyfert. Militärische Beziehungen, w. o. S. 90 ff. — A. v. Urbánski. Conrad von Hötzendorf. S. 248 ff. — K. Lehmann. Conrad v. Hötzendorf u. d. Deutsche Oberste Heeresleitung, w. o. S. 522 ff. — Th. v. Schäfer. Deutsche Offensive aus Ostpreußen über den Narew auf Siedlec. 1. Ergsh. zu Österr.-Ungarns letzter Krieg. Wien 1930. S. 1—16, und Militärwiss. Mitt. 61. Jahrg. 1930. S. 961—976. — E. v. Steinitz. Siedlec. Ebd. 62. Bd. 1931. S. 609—617. — M Frh. v. Pitreich. Österr.-Ungarns Kriegsbeginn gegen Rußland u. d. Siedlecproblem. Milit. Wochenblatt 1937/38. — W. Heye. Vorstoß Siedlec. Militärwiss. Mitt. 66. Bd. 1935. S. 851—855. — Vgl. ferner die auf S. 61 ff. angeführten Abhandlungen.)

Noch während des Aufmarsches der österreichischen Heere, der sich mit Ausnahme der durch den Nachschub der B-Staffel bedingten Verwirrung dank der aufopfernden Tätigkeit der Eisenbahnbeamten und der vortrefflichen Leitung des Eisenbahnbureaus beim Generalstab durch den Obersten Johann Straub und den Major Emil von Ratzenhofer reibungslos abspielte, kam es zu den ersten Grenzgefechten, die günstig verliefen, obgleich die Grenzsicherung außerordentlich dürftig war. Die beiden Heerführer, Conrad und Iwanow, waren sich über die gegenseitige Verteilung der Truppen und über die Richtung der zu erwartenden Vorstöße vollständig im Unklaren; deshalb waren die ersten Versuche, die feindlichen Stellungen zu erkunden, von besonderer Bedeutung. Die Fliegertruppe war aber im österreichisch-ungarischen Heere noch zu wenig ausgebildet, um diese wichtige Aufgabe zu erfüllen, von den 42 an der Nordfront vorhandenen Flugzeugen waren nur wenige verwendbar. So war man anfangs doch nur auf die Aufklärungsmanöver der Kavallerie angewiesen. Conrad hatte die ihm zur Verfügung stehende, an Zahl sehr bedeutende, an soldatischem Geist hervorragende Reitertruppe in weitem Halbkreis von der Weichsel bis zum Dnjestr als Vorhut aufgestellt, und wie er bei den einzelnen Armeen die Kräfte ziemlich gleich-

mäßig verteilt hatte, so unterließ er es auch bei dem Aufmarsch der Kavallerie, größere Massen an einzelnen besonders wichtigen Punkten anzuhäufen. Er achtete vielmehr auf den lückenlosen Zusammenschluß der Reitertruppen längs der sich über 270 km erstreckenden Front. Entgegen den Erfahrungen der letzten Kriege gedachte Conrad, die Kavallerie hauptsächlich als Aufklärungstruppe ohne Mitwirkung der anderen Waffengattungen zu verwenden, er verkannte somit ihre große Bedeutung als Kampftruppe in Zusammenarbeit mit Artillerie und Infanterie. Er befahl am 14. August den gesamten Reitertruppen an der ganzen Front, einen gewaltigen Aufklärungsritt gegen die feindlichen Stellungen. Dieser Befehl wurde mit großer Begeisterung aufgenommen und auch durchgeführt, aber bald kehrten die Schwadronen, die voller Kampfeslust ausgeritten waren, mit schwersten Verlusten, die ihnen durch das feindliche Artillerie- und Maschingewehrfeuer beigebracht worden waren, geschwächt und entmutigt in ihre Stellungen zurück. An manchen Stellen, so bei Gorodok und am 21. August bei Jaroslawice kam es zu bedeutenden Gefechten, aber das Ergebnis der gesamten kavalleristischen Unternehmung stand mit der nachhaltigen Schädigung der Reitertruppen nicht im Einklange. Das harte Urteil, daß die Kavallerie schlecht angezogen, schlecht ausgerüstet und schlecht geschult sei, traf zu, allein man muß noch hinzufügen, daß sie falsch verwendet und nutzlos aufgeopfert wurde. (Vgl. dazu Österreich-Ungarns letzter Krieg. I. S. 165 ff. — Conrad. Dienstzeit. IV. S. 460 ff. — Leppa. Moltke u. Conrad. S. 17 ff. — Pitreich. Probleme. S. 146 f. — H. Kerchnawe. Die Attake der 5. Honvéd-Kavallerie-Division bei Gorodok und ihre Lehren. Österr. Wehr-Zeitung 1929. — L. v. Hoen, E. v. Waldstätten. Die letzte Reiterschlacht d. Weltgeschichte. (Jaroslawice 1914.) Zürich-Wien 1929. — E. Vidale. Das Reitergefecht v. Jaroslawice. In „Schweizer Artillerist." 1919. April—Dezember. — K. Leppa. Das Gefecht bei Jaroslawice am 21. VIII. 1914. Wissen u. Wehr. 1925. — Ders. Aufmarsch d. Reiterei. In „Wissen u. Wehr". 1932. — A. v. Dragoni Die österr.-ungar. Heereskavallerie beim Nord-Ost-Aufmarsch u. Kriegsbeginn 1914. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 3—10. — E. Czegka. Die Wandlungen in der Verwendung und Organisation der Kavallerie-Divisionen während d. Weltkrieges. Ebd. 59. Bd. 1928. S. 1—22.)

Conrad war durch verschiedene Meldungen und durch die dürftigen Ergebnisse der Erkundungsritte in der Auffassung bestärkt worden, daß in der Richtung Tarnopol-Lemberg und gegen Ostgalizien keine größeren Truppenmassen der Russen im Anmarsch seien. Er faßte infolgedessen den Entschluß, die Offensive zwischen Bug und Weichsel einzuleiten und nahm zu diesem Zwecke eine Neugruppierung der Armeen vor, die nun mit ihrer Front gegen Norden gerichtet wurden. Selbst die Armeegruppe Köveß mußte sich dieser Bewegung anpassen. Der Hauptstoß sollte von der Armee Dankls (I.) und jener Auffenbergs (IV.) ausgehen. Das Schwergewicht des ganzen Unternehmens war auf den linken Flügel verlegt worden, der am weitesten nach Norden vorgeschoben wurde und in großem Bogen die russischen Stellungen umschließen sollte. Conrad hielt an der Ausführung dieses Gedankens auch dann fest, als man das Eintreffen größerer russischer Heeresmassen von den ostgalizischen Grenzorten und aus der Bukowina meldete. (Vgl. die Berichte des Gendarmerieoberstleutnant Fischer aus Czernowitz. E. Fischer. Krieg ohne Heer, w. o. S. 53 ff.)

Der Vormarsch der Armeen Dankl und Auffenberg, begleitet von der Armeegruppe Kummer, dem sich das deutsche Landwehrkorps Woyrsch an-

schloß, setzte am 23. August ein. Bei Krasnik entwickelten sich die ersten bedeutenden Kämpfe von 23.—25. August. Dankl plante mit dem linken Flügel seiner Armee ein Umfassungsmanöver der russischen Stellungen und zwang durch sein Vorgehen die IV. russische Armee des Generals Salza zum Rückzug auf Lublin. Durch diesen Erfolg der österreichischen Waffen waren die Pläne der russischen Heeresleitung empfindlich gestört worden; die IV. russische Armee war in ihrer Kampfkraft so geschwächt, daß die V. Armee unter General Plehwe zu ihrer Unterstützung eingreifen mußte. General Salza wurde durch Ewert ersetzt, der Verstärkungen an sich zog und vor allem die Widerstandskraft des rechten Flügels zu erhöhen suchte. Nach einer kurzen Erholungspause nahm Dankl am 27. nach den Anordnungen Conrads den Kampf in gleicher Richtung wieder auf und versuchte abermals, durch Vorschnellen seines linken Flügels die Umklammerung der Russen fortzusetzen. In der Schlacht bei Lublin errang er bedeutende Teilerfolge, aber die Schwierigkeiten des Nachschubes und der Mannschaftsergänzung, die durch die blutigen Verluste dringend notwendig geworden war, zwangen ihn, abermals eine Kampfpause einzuschalten, die für die Russen Rettung aus gefährlicher Lage bedeutete. Dankls Angriff erlahmte gerade in den entscheidenden Stunden. Als er am 30. den Kampf erneuerte, fand er kraftvollen Widerstand und nach wenigen Tagen setzte die russische Gegenoffensive ein, die das österreichiche Heer ermüdet und erschöpft traf, so daß schon am 2. und 3. September in einzelnen Abschnitten die Front zurückgenommen werden mußte. (E. v. Steinitz. Krasnik—Lublin 1914. Militärwiss. Mitt. 68. Bd. 1937. S. 685—712.)

Gemäß dem Gesamtplane Conrads, der ein fächerförmiges Ausstrahlen der einzelnen Armeen vorsah, war auch die IV. Armee in der Richtung auf Tomaszow, Magierow und Zolkiew vorgerückt. Auffenberg faßte ebenso wie Dankl den Plan einer Umkreisung des Gegners. Am 27. und 28. kam es zu schweren, verlustreichen Kämpfen mit wechselndem Erfolge: entscheidend war der Vorstoß des rechten Flügels der IV. Armee unter Erzherzog Joseph Ferdinand, wo alpenländische Truppen mit außerordentlicher Tapferkeit und Zähigkeit vordrangen. Das kühne Umfassungsmanöver Auffenbergs erreichte in der Schlacht bei Komarów vom 29. August bis 2. September den Höhepunkt, doch gelang es der russischen V. Armee Plehwes, sich, wenn auch mit schweren Einbußen, vom Feinde zu lösen. Ebenso wie bei Krasnik endete auch die Schlacht bei Komarów nicht mit einer nachhaltigen Niederlage der Russen; wenn auch Dankl und Auffenberg gesiegt hatten, so war es ihnen nicht gelungen, das angestrebte Ziel, die Umfassung des Gegners zu erreichen. In beiden Schlachten waren die österreichischen Heere zahlenmäßig den russischen weit überlegen gewesen, es kämpften 144, bzw. 194 Bataillone gegen 104 und 152 auf Seite des Gegners. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man aus diesen Niederlagen einen Schluß auf mangelnde Widerstandskraft der russischen Armeen ziehen wollte. Die Ereignisse der nächsten Wochen lehrten, daß die Vorstöße bei Krasnik und Komarów die russischen Armeen nicht in ihrer vollen Stärke, sondern in ihrer Entwicklung getroffen hatten. (Vgl. K. Leppa. Die Schlacht bei Komarów. Karlsbad 1932 und die Besprechung v. H. Kerchnawe. Militärwiss. Mitt. 64. Jahrg. 1933. S. 967—69. — J. Sponner. Der Schlacht von Komarów verfrühter Abbruch. Schweizer Monatsschr. f. Offiziere. 1928 S. 396—407. — K. Leppa. Der Massenschreck in d. Schlacht bei Komarów 1914. Militär. Wochenblatt 1929. S. 1085—1088. — A. Walter. Am Ostflügel der IV. Armee in d. Schlacht v. Komarów. Zwickau 1933. — M. v.

Auffenberg. Der Feldzug der IV. österr.-ungar. Armee zu Beginn d. Weltkrieges. Berlin 1920. — Ders. Aus Österreichs Höhe u. Niedegang. S. 289 ff. — E. Izbedski. Die Führung der österr.-ung. IV. Armee in d. Schlacht b. Komarów 1914. Warschau. Kriegsarchiv. 1930. — Bardolff. Soldat im alten Österreich. S. 193 ff.)

Die russische Heeresleitung suchte nun, die Mißerfolge auf dem rechten Flügel der Südwestfront durch rasches Vordringen der III. und VIII. Armee einerseits gegen Lemberg, andererseits gegen Dnjestr und Stryj auszugleichen. Hier richtete sich ihr Angriff gegen die III. österreichische Armee Brudermann und damit gegen die empfindlichste Stelle der österreichischen Front in Ostgalizien. Die Armee Brudermann hätte nach den anfänglichen Anordnungen Conrads ebenso wie die IV. und I. Armee gegen Norden vorrücken sollen; aber Conrad erkannte die Gefahr eines Flankenstoßes durch die Russen, den man nur schwer auffangen konnte, da die Armee Böhm-Ermolli, die B-Staffel, erst im Anrollen war. So erhielt Brudermann den Befehl, die Front seiner Armee gegen Osten zu kehren. Aber während Conrad durchaus zutreffend den Rat gab, den Feind in Abwehrstellung zu erwarten, wollte Brudermann gleich Dankl und Auffenberg durch eine geschickt geleitete Offensive einen Sieg erringen. Allein die Kämpfe von Przemyslány und Zloczów vom 26.—30. August 1914 endeten trotz Teilerfolgen und trotz der glänzenden Haltung einzelner Truppenkörper, so des III. Korps (Graz) hauptsächlich infolge mangelhafter Mitwirkung der Artillerie mit einem Rückschlag. An diesem Mißerfolge trugen ohne Zweifel die unklaren und widersprechenden Anordnungen des AOK. einen großen Teil der Schuld; charakteristisch war das Schwanken des AOK. über die Zuteilung der Gruppe des Erzherzog Joseph Ferdinand, die bald aus dem Verbande der IV. Armee herausgerissen, bald ihr wieder zugeteilt wurde. (Vgl. R. Pfeffer. Zum 10. Jahrestage der Schlacht von Zloczów und Przemyslány 26.—30. August 1914. Wien 1924. — L. v. Fabini. Die Feuertaufe des Eisernen Korps. Der erste Tag der Schlacht von Zloczów am 26. August 1914. Militärwiss. Mitt. 61. Bd. 1930. S. 786—843.)

Nach der Schlacht von Zloczów befahl die russische Heeresleitung den beiden angreifenden Armeen Rußki und Brussilow, ohne Zögern gegen Lemberg vorzurücken; gegenüber dem ungestümen Drängen Brussilows, der am 29. die Gnila Lipa erreichte, blieb Rußki etwas zurück. Dennoch war der Druck der Russen auf die seit mehreren Tagen im schwersten Kampfe stehende Armee Brudermann so groß, daß eine Katastrophe unvermeidlich schien, zumal die II. Armee Böhm-Ermolli noch nicht imstande war, mit voller Kraft einzugreifen, da sich die Ablösung ihrer Truppen von dem serbischen Kriegsschauplatz verzögert hatte. So mußte sich Brudermann zum Rückzug auf die Linie Lemberg—Nikolajew entschließen; noch hoffte man im AOK., Lemberg halten zu können, und Conrad gedachte, durch eine Frontänderung bei der IV. Armee eine günstige Wendung herbeizuführen. Aber inzwischen hatte sich schon das Schicksal Lembergs entschieden. Durch überraschende Überfälle der Russen war bei einzelnen Truppenkörpern eine Panik ausgebrochen, die zur Flucht ausartete und das AOK. nötigte, die Front hinter die Weresyza zurückzunehmen. (Vgl. zu der Darstellung des österr.-ungar. Generalstabswerkes: R. v. Dieterich. Erste Schlacht bei Lemberg 29.—31. VIII. 1914. Berichtigung zu Österr.-Ung. letzter Krieg 1914—18. Felixdorf 1933.)

Nicht allein schwerste Verluste an Blut und Leben, sondern auch eine gewaltige Einbuße an militärischem Ansehen hatte die Niederlage in der ersten Lemberger Schlacht gebracht. Mit außerordentlichen Schwierigkeiten hatte infolge der überstürzten Räumung Ostgaliziens das Transportwesen zu kämpfen, über 100 Lokomotiven und 15.000 Waggons fielen dem Feinde in die Hände, die Bahnverwaltung konnte kaum dem Ansturm der Flüchtlinge standhalten und den Rücktransport der Verwundeten bewältigen. Der so notwendige Nachschub an Mannschaft, Munition und Kriegsmaterial verzögerte sich infolgedessen in bedenklicher Weise; die Truppen vom serbischen Kriegsschauplatz, deren Eintreffen an der Front sehnlichst erwartet wurde, blieben auf ihrer Fahrt in Galizien tagelang auf der Strecke stecken. Angesichts dieser besorgniserregenden Umstände war selbst ein so angriffsfreudiger Frontkommandant wie Auffenberg dafür, sich hinter die wohlvorbereitete Sanlinie zurückzuziehen; aber Conrad gab den Gedanken nicht auf, den Kampf in dem Raume um Lemberg zu erneuern. In seinem operativen Plane fiel der IV. Armee eine sehr wichtige Aufgabe zu; sie sollte den gegen die III. Armee vorrückenden Russen von Norden her in die Flanke stoßen und damit nicht nur die schwer ringende und arg geschwächte III. Armee entlasten, sondern auch dem Feinde den vernichtenden Stoß versetzen, ihn umklammern und ihm seine Rückzugslinie abschneiden. Um diese Aufgabe zu erfüllen, mußte Auffenberg mit der IV. Armee einen Frontwechsel von 180° vornehmen, ohne vorher seinen Truppen die nach dem schweren Kampf bei Komarów nötige Erholungspause gönnen zu können. Er erhob wohl begründete Einwände gegen die vom AOK. geforderte Bewegung, doch ohne Erfolg; aber schon während des Verlaufes dieser Operation vom 2.—5. September traten die von ihm vorausgesagten bedenklichen Folgen ein. Trotz der Rückendeckung durch die Armeegruppe Erzherzog Joseph Ferdinands öffnete sich durch die Rechtsschwenkung der IV. Armee eine breite Lücke gegen die I. Armee, in die der Feind stoßen konnte. Dadurch vermochte er die bisher geschlossene österreichische Front aufzureißen. (Vgl. dazu Auffenberg. Aus Österreichs Höhe u. Niedergang, w. o. S. 322 ff. — Conrad. Dienstzeit IV. S. 622 ff. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. I. S. 269 ff.)

Die III. Armee hatte sich inzwischen von den schweren Schlägen, die sie in der ersten Lemberger Schlacht empfangen hatte, etwas erholt; sowohl ihr Kommandant G.d.K. Brudermann als auch dessen Generalstabschef Generalmajor Pfeffer waren abberufen worden, die Leitung hatte am 5. September G. d. I. Svetozar Boroević erhalten. (Vgl. E. Glaise-Horstenau. Svetozar Boroević von Bojna. N.österr Biographie. I. Bd. 1923. S. 109—115.) Die III. Armee hatte, ohne von den Russen gedrängt zu werden, das westliche Ufer der Weresyza erreicht, auch die II. Armee hatte anschließend den Rückzug auf die Linie Sambor—Drohobycz vollzogen. Dadurch war allerdings die Karpathenfront bloßgelegt worden, und es war von unschätzbarem Werte, daß die vordringenden Russen durch den glänzend organisierten Grenzschutz, ein Werk des Gendamerieoberstleutnants Fischer, schon in der Bukowina zurückgeschlagen wurden. (Vgl. E. Fischer. Krieg ohne Heer, w. o. S. 25 ff.)

So wies das Gesamtbild der österreichischen Front vollkommen geänderte Züge auf; dem linken Flügel der Front (I. Armee) fiel jetzt eine mehr passive Rolle zu, das Schwergewicht der Kämpfe wurde in das Zentrum verlegt, an die Front der III. Armee, zu deren Unterstützung die IV. und II. Armee mitwirken

sollten. Aber nicht nur an der österreichischen, auch an der russischen Front hatten Wandlungen eingesetzt, die durch die Erfahrungen der ersten Kämpfe veranlaßt waren. Wider Erwarten Conrads entschloß sich die russische Heeresleitung, den Vorstoß des Generals Rußki in Ostgalizien nicht zu ihrer Hauptaktion weiter auszugestalten, sondern die Entscheidung im Norden Galiziens an dem rechten Flügel ihrer Front zu suchen. Es wurde eine neue Armee (IX.) unter General Letschitzky an der Weichsel gebildet, die mit der Armee Ewert und dem rechten Flügel der Armee Plehwe ihren Angriff mit gewaltiger Übermacht gegen die I. österreichische Armee Dankl richten sollte. War es eine mehr zufällige Entscheidung oder das Ergebnis scharfsinniger Beobachtungen, die russische Heeresleitung hatte jene Stelle erspäht, wo die österreichische Front leicht verwundbar war; der rechte Flügel Plehwes stieß gerade in die breite Lücke hinein, die durch die Frontwendung der IV. Armee Auffenberg entstanden war, und vermochte so den nachhaltigsten und verhängnisvollsten Einfluß auf die im Raume von Lemberg sich neuerdings entwickelnden Kämpfe der russischen Armeen Rußki und Brussilow mit den Truppen der Generale Boroević und Böhm-Ermolli zu nehmen.

Mit gewaltiger Übermacht — das Stärkeverhältnis war 3 : 2 — setzte am 4. September der Angriff der Russen auf die Armee Dankl ein, die durch drückenden Mangel an Munition an einem energischen Widerstand gehindert wurde. So mußten schon am 4. September die Truppen Dankls einzelne Stellungen räumen; er hoffte nun, daß die Armeegruppe Joseph Ferdinand, die dem linken Flügel der Armee Auffenberg als Rückendeckung dienen sollte, zu seiner Unterstützung herangezogen werde. Aber Auffenberg, der am 5. September den Raum von Rawa—Ruska nordwestlich von Lemberg erreicht hatte und einen Rückenstoß in seinen linken Flügel befürchtete, konnte die Armeegruppe des Erzherzogs nicht ganz entbehren und sandte nur einen Teil derselben zur Armee Dankls; er konnte aber nicht hindern, daß sich die Truppen Plehwes über Zamócs gegen den oberen Wieprz verschoben und einen Keil zwischen den rechten Flügel Dankls und der Gruppe Joseph Ferdinand trieben. Auch am 6. September hoffte Auffenberg noch, die westlich und nordwestlich von Lemberg kämpfenden Russen umklammern zu können; er legte das Hauptgewicht seiner Operationen auf den weit herumschwenkenden linken Flügel, der bei Rawa-Ruska in heftige Kämpfe mit den Russen geriet. Die schwersten Verluste erlitt am 7. September das 2. Tiroler Kaiserjägerregiment, das als Vorhut anfangs erfolgreich vorgegangen war, dann aber umzingelt und zum Teil aufgerieben wurde. Oberst Brosch fand bei diesen Kämpfen den Heldentod. Das wütende Ringen bei Rawa-Ruska und Magierow dauerte den ganzen Tag; Auffenberg vermochte trotz einzelner Teilerfolge nicht, sein Ziel zu erreichen, und der von ihm geplante Flankenstoß wandelte sich in eine frontale Schlacht, da die russische Armee eine Schwenkung vorgenommen hatte, so daß sie in paralleler Richtung zu den Stellungen der IV. Armee getreten war.

Conrad änderte nun plötzlich seinen Plan und gedachte, nicht mehr mit der ersten oder vierten Armee den entscheidenden Stoß auszuführen, vielmehr wollte er mit dem rechten Flügel seiner Front, mit der II. und den angrenzenden Teilen der III. Armee ein großes Umfassungsmanöver durchführen. Diese Angriffsbewegung vollzog sich am 8. und 9. September durch den Übergang über die Weresyza, de mit großer Bravour durchgeführt wurde, aber nicht entsprechend durch die

Artillerie vorbereitet worden war. Die Armee Böhm-Ermolli drang trotz schwerer Verluste erfolgreich gegen die VIII. russische Armee Brussilow vor, die in eine schwierige Lage geriet. Auch bei der III. Armee, die Boroević führte, kam es zu größeren Gefechten, die günstig verliefen. Dennoch fiel die Entscheidung in den gewaltigen Kämpfen, aus denen sich die zweite Schlacht bei Lemberg zusammensetzte, nicht im Rahmen der II. und III. österreichischen Armee auch nicht in der Schlacht von Rawa-Ruska, in der Auffenbergs Truppen in zäher Tapferkeit den Russen standhielten, sondern im Rücken der IV. Armee und an der Front Dankls. Die Armeegruppe Joseph Ferdinand war tagelang in hartem Ringen gestanden und allmählich gegen Süden abgedrängt worden, der russische Keil drückte in die immer breiter werdende Lücke zwischen Dankl und Auffenberg. Noch war Conrad entschlossen, auszuharren, da mußte Dankl infolge des mangelnden Nachschubes an Munition, Mannschaft und Waffen am 9. September nachmittags den Rückzug der I. Armee auf die Höhen von Krasnik anordnen. Ein letztes Mal versuchte Conrad, einen vernichtenden Schlag gegen den Gegner zu führen; er erteilte am 9. abends der II. und III. Armee den Befehl, einen konzentrischen Angriff auf die russische Stellung bei Rawa-Ruska zu unternehmen. Der Befehl Conrads wurde zwar am 9. und 10. September ausgeführt, aber die vollkommen erschöpften und übermüdeten Truppen konnten trotz größter Tapferkeit keine entscheidenden Erfolge mehr erzielen. Vielfach wurden sie schon jetzt durch die ausgesprochen schlechte Haltung tschechischer Regimenter in ihrem Vorgehen gehindert. Auch die Kämpfe am 11. September brachten keine Erleichterung und so entschloß sich Conrad nach schwerem inneren Ringen, die gesamte Front hinter den San zurückzunehmen. Die Befehle wurden am 11. September nachmittags erteilt, das Hauptquartier nach Neu-Sandez verlegt. Während es der II. und III. Armee gelang, sich ohne besondere Schwierigkeiten vom Feinde zu lösen, befand sich die IV. Armee, die schon in ihrem Rücken von den Russen umzingelt worden war, in einer sehr schwierigen Lage. Ihr Rückzug artete in eine Flucht aus, die nach Przemysl führenden Straßen waren von einem unentwirrbaren Knäuel von Artillerie, Train, Verwundeten und Truppentransporten erfüllt, schon meldete sich ein unheimlicher Gast aus dem Osten, die Cholera. (R. Fleischer. Rückzug nach Przemysl im Herbst 1914. Militärwiss. Mitt. 55. Jahrg. 1924.)

Das Urteil über den ersten Feldzug in Galizien und die beiden Lemberger Schlachten ist sehr umstritten, auch das österreichische Generalstabswerk übt an vielen Stellen eine scharfe Kritik der einzelnen Maßnahmen. Die Verluste waren ungeheuer, ungefähr 322.000 Mann waren aus der Armee geschieden, 216 Geschütze waren eingebüßt worden und es war ein geringer Trost, daß auch die Russen durch schwere Verluste an einer raschen Erneuerung ihrer Vorstöße gehindert waren. Die Bedeutung der Niederlage des österreichisch-ungarischen Heeres erhöht sich, wenn man bedenkt, daß es die bestgeschulten Truppen und die Blüte seines Offizierkorps verloren hatte.

Die Ursachen dieses Mißerfolges sind sicher zum Teil in der mangelhaften Ausrüstung und Schulung einzelner Truppengattungen, in der Friedensorganisation des Heeres, in dem Festhalten an überlebten Formen zu suchen. In unvorhergesehenem Maße machte sich schon während der ersten Kriegsmonate ein erschreckender Mangel an Waffen und Munition geltend, besonders die Artillerie war vielfach zur Untätigkeit verurteilt, weil ihr für ein Geschütz oft nur 3—5 Schuß zur Verfügung standen. Diese Mißstände haben ohne Zweifel zu dem

Scheitern der großen Offensivstöße beigetragen. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß auch das AOK. schwere Verantwortung trägt. Als Conrad zum zweitenmal den Vorstoß gegen die russischen Armeen befahl, nahm er weder auf die furchtbare Erschöpfung der Truppen, noch auf den Mangel der Artilleriemunition, noch auf die Kräfteverschiebungen der Russen die nötige Rücksicht. Deshalb waren seine so geistvoll ausgedachten Pläne zum Scheitern verurteilt. (M. v. Pitreich. Lemberg 1914. Wien 1929. — Vgl. über den Munitionsmangel die Denkschriften in Conrad. Dienstzeit IV. Anlage 22a, S. 933—940. V. Bd. S. 395. — Tisza. Briefe, hrsg. v. Wertheimer. S. 128 ff. — Stürgkh. Hauptquartier, S. 17.)

Nicht zu billigen war, daß man in diesem großen Unglück nach einem Schuldigen suchte. Man fand ihn in der Person des Siegers von Komarów, des Kommandanten der IV. Armee, Moriz von Auffenberg. Er wurde aufgefordert, um seinen Abschied einzureichen; man warf ihm vor, durch allzu günstige Berichte über die Schlacht bei Komarów Conrad zu irrigen Entschlüssen verleitet zu haben. Sein Nachfolger als Kommandant der IV. Armee wurde Erzherzog Joseph Ferdinand. Damit begnügte man sich jedoch nicht, Auffenberg wurde Ende April 1915 verhaftet und beschuldigt, während seiner Tätigkeit als Kriegsminister sich in finanzielle Machenschaften eingelassen zu haben. Die Verhandlung endete mit einem Freispruch, gewährte aber einen traurigen Einblick in die Günstlingswirtschaft, die von der militärischen Umgebung des Kaisers betrieben wurde. (R. Kiszling. M. Freiherr Auffenberg v. Komarów. Deutsches biograph. Jahrb. 1928. Stuttgart 1931. S. 10—14. — E. Steinitz in d. N.österr. Biographie. VI. 1929. S. 150—160. — Prinz Ludwig Windischgrätz. Vom roten zum schwarzen Prinzen. Berlin-Wien 1920. S. 94 ff.)

Das österreichische AOK. stand nun vor der schwierigen Aufgabe, neue Operationspläne für die vollkommen veränderten Verhältnisse aufstellen zu müssen. Durch die gewaltigen Verluste der Lemberger Schlachten und des Rückzuges war der Gefechtsstand an der russischen Front auf 400.000 Mann gesunken, man hatte die zurückflutenden Armeen nicht am San auffangen können, sondern der Rückzug war bis über den Dunajec ausgedehnt worden, auch die II. Armee hatte zurückweichen und an manchen Stellen über den Kamm der Karpathen dem Feinde Raum geben müssen. So war die Festung Przemysl von den Russen eingeschlossen worden. Die sehr gefährliche Lage der österreichischen Armeen, die begründete Sorge vor einem Einbruch russischer Streitkräfte in die ungarische Tiefebene oder einen Vorstoß in die Richtung der mährischen Pforte ließen Conrad und seinen Mitarbeitern die unmittelbare Unterstützung durch deutsche Truppen als notwendig erscheinen. In diesem Sinne wurden jetzt eingehende Verhandlungen mit der DOHL. und mit Generalfeldmarschall Hindenburg geführt. Dieser hatte eben bei Tannenberg und an den Masurenseen entscheidende Siege über die Nordwestfront der Russen errungen und er gedachte nun, den in den früheren Vereinbarungen vorgesehenen Stoß auf Siedlec (vgl. S. 61 ff. u. 92) zur Entlastung des österreichischen Verbündeten durchzuführen. Nicht nur, daß jetzt die Gefahr eines Vorstoßes der Russen nördlich der deutschen Armeen für die nächste Zeit ausgeschaltet war, es war auch insofern die Möglichkeit gegeben, den Plan erfolgreich auszuführen, da sich nun die russischen Armeen nach dem Westen Polens vorgeschoben hatten und sich daher innerhalb des geplanten Zangenstoßes befanden und nicht wie bei Beginn des Krieges, außerhalb desselben. Aber die österreichi-

schen Heere waren nicht mehr imstande, den ergänzenden Angriff vom Süden her aus eigener Kraft zu führen, und Conrad verlangte, schon mit Rücksicht auf die schwankende Haltung Rumäniens, die direkte Stützung der österreichischen Front durch deutsche Verbände. In der Leitung der deutschen Streitkräfte war nach der Schlacht an der Marne ein Wechsel eingetreten, die Stelle Moltkes als Chef des Generalstabes hatte am 14. September 1914 Generalleutnant Erich von Falkenhayn eingenommen. (H. v. Zwehl. Erich v. Falkenhayn. Berlin 1926. — v. Wienkowski. Falkenhayn. Berlin 1937. — W. Solger in „Heerführer des Weltkrieges", w. o. S. 72—101.) Falkenhayn entschloß sich, bewogen durch die ernsten Berichte des bevollmächtigten deutschen Generals im österreichischen Hauptquartier Freiherrn von Freytag-Loringhoven, zu unmittelbarer Unterstützung des Bundesgenossen; er gab den Befehl zur Neubildung einer deutschen Armee, der vier Armeekorps und eine Kavalleriedivision zugewiesen wurden. Diese IX. Armee sollte unter der Führung Hindenburgs die polnisch-schlesische Grenze schützen und sich unmittelbar an die österreichische Front im Gebiet der Weichsel anschließen. (Vgl. dazu Falkenhayn. Oberste Heeresleitung, S. 15 ff. — Hindenburg. Aus meinem Leben. S. 100 ff. — Ludendorff. Kriegserinnerungen. S. 58 ff. — Conrad. Dienstzeit IV. Bd. S. 785 ff. — Stürgkh. Hauptquartier. S. 39 ff., S. 102. — Seyfert. Militär. Vereinbarungen. S. 106 ff. — Vgl. auch über die Frage d. gemeins. Oberbefehls Stürgkh. Das Bündnis der Mittelmächte. In „Erinnerungen an K. Franz Joseph". Hrsg. v. E. v. Steinitz. S. 273 ff.)

Am 18.—20. September fanden eingehende Besprechungen Conrads mit Hindenburg und dessen Generalstabschef Erich von Ludendorff in Neu-Sandez und in Teschen statt. Die Führer der verbündeten Heere waren über die Absichten der Russen und infolgedessen über die zu treffenden Maßnahmen verschiedener Ansicht: Conrad erwartete einen Vorstoß der Russen in Westgalizien, wollte daher den Hauptstoß südlich der Weichsel führen und nördlich dieses Flusses nur 5 Divisionen belassen, er wünschte die Aufstellung der deutschen Armee in möglichst engem Anschluß an die österreichischen Truppen in Westgalizien, Hindenburg aber befürchtete den Vormarsch der Russen an der mittleren Weichsel, er wollte daher die IX. Armee möglichst weit nach Norden ziehen, ihren linken Flügel bedeutend verstärken und zu einem Umfassungsmanöver ausholen. Doch gab er dem dringenden Wunsche Conrads nach und willigte in die Aufstellung der IX. Armee im Raume nordwärts von Krakau. Aber schon die ersten Gefechte Ende September ließen erkennen, daß die Vermutungen Hindenburgs richtig gewesen waren; das russische AOK. hatte eine vollständige Neuordnung der Front vorgenommen und alle verfügbaren Truppenmassen in dem Raume von Novo-Georgiewsk—Warschau—Zawichost zu ungeheuren Massen zusammengeballt. An der Karpathenfront waren nur die VIII. Armee und die Blockade-(XI.)Armee von Przemysl, am San die III. Armee verblieben. (Wisshaupt. Operationspläne der Russen, w. o. — Matthes. Die IX. Armee im Weichselfeldzug 1914, w. o.)

Die Festung Przemysl war nach den Lemberger Schlachten von dem österreichischen AOK. der Einschließung preisgegeben worden. Am 16. September erhielt der Festungskommandant G.d.I. von Kusmanek die Weisung, bis zum Äußersten auszuharren und möglichst starke feindliche Kräfte an die Festung zu ziehen. Leider besaß Przemysl trotz ausgezeichneter Anlage der Werke nur geringe Widerstandskraft. In aller Eile hatte man im September durch ein Heer von

25.000 Arbeitern die Befestigungen instandgesetzt und kaum waren die notwendigsten Maßnahmen vollendet, so erfolgte am 26. die vollständige Einschließung durch eine eigene russische Blockadearmee, die General Schtscherbatschew befehligte. (F. Stuckheil. Die Festung Przemysl in d. Ausrüstungszeit. Militärwiss. Mitt. 55. Bd. 1924.)

Die ersten offensiven Bewegungen der verbündeten Armeen begannen am 27. September; am 1. Oktober schloß sich daran der Vorstoß der I. Armee unter Dankl und der deutschen IX. Armee. Hier kam es am 4. und 5. Oktober zu den Gefechten bei Opatów und Klimontów, ein Vorgehen über die Weichsel war jedoch infolge der Bedrohung des linken Flügels durch die Russen aus dem Raume Iwangorod—Warschau unmöglich. Es zeigte sich sofort, daß die Russen westlich der Weichsel nicht zu fassen waren. Auch die IV. Armee, die nach dem Rücktritt Auffenbergs unter der Führung des Erzherzogs Joseph Ferdinand stand, war vom 4.—8. Oktober, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, über die Wisloka vorgerückt und erreichte am 11. den San und damit den Anschluß an die Armee Dankls. Eine besondere Aufgabe, die Führung eines Flankenstoßes gegen den Feind, war der Armee Böhm-Ermolli zugedacht, die vom Duklapaß bis über den Uszokerpaß die Karpathenfront hielt. Das IV. Korps unter G.d.K. Tersztyánszky drängte am 4. und 5. Oktober die Russen über den Uszokerpaß zurück, auch das Zentrum und der linke Flügel der II. Armee rückten über den Kamm der Waldkarpathen vor, ohne den erwarteten Widerstand zu finden.

Die III. Armee Boroević erreichte gleichfalls ihr Ziel, die Befreiung Przemysls, ohne allzu schwere Kämpfe. Der Oberbefehlshaber der russischen Front in Galizien, Brussilow, hatte die Belagerung mit großem Eifer betrieben, ein Ring von 117 Bataillonen und 483 Geschützen war um die Festung gezogen worden. Am 7. Oktober hatte ein gewaltiger Angriff auf die Werke der Siedliskagruppe eingesetzt, der durch die Besatzung unter Oberleutnant Sverljuga mit unglaublicher Zähigkeit zurückgewiesen worden war. Brussilow hatte trotz schwerster Verluste am 8. den Angriff erneuern wollen, aber die Oberste Heeresleitung der Russen hatte die Zurücknahme der Südwestfront und die Verlegung des Schwergewichtes der Kämpfe auf den rechten Flügel im Norden beschlossen. So mußte der Belagerungsring geöffnet werden und am 11. Oktober erreichte die III. Armee den San und zog in die befreite Festung ein. (Vgl. Stuckheil. Die strategische Rolle Przemysls auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Militärwiss. Mitt. 54. Bd. 1923. — L. A. S. of Peterséns. Die Festung Przemysl und ihre Wirkung auf die Kriegsereignisse in Galizien 1914—1915. Stockholm 1929. — H. Schwalb. Die Verteidigung von Przemysl. Militärwiss. Mitt. 49. Bd. 1918. — J. Rebold. Die Festungskämpfe im Weltkrieg. Zürich 1938.)

So vorteilhaft dieser rasche Fortgang der Operationen für die Stimmung der österreichischen Truppen war, die zumeist noch schwer erschöpft, ohne nötigen Offiziersersatz und ohne Auffüllung an Mannschaft und Material in die Offensive gegangen waren, so konnten sich die verbündeten Heeresleitungen doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß alle Vorstöße ins Leere gerichtet waren und die Russen es immer verstanden hatten, sich einem entscheidenden Kampfe zu entziehen. Mit größter Sorge mußte es Conrad und Hindenburg erfüllen, daß die Russen alle verfügbaren Truppen nach Norden zogen und ihre Absicht immer deutlicher erkennbar wurde, von Warschau aus in einem großen Umgehungsmanöver den linken Flügel der IX. Armee zu umfassen. Hindenburg suchte dieser

Gefahr dadurch zu begegnen, daß er gleichfalls seine Front immer mehr nach Norden vorschob. Ein aufgefundener russischer Befehl enthielt jedoch die Nachricht, daß die II., IV., IX. und V. russische Armee an der Weichsel zum Vorstoß angesetzt waren. Dieser ungeheuren Übermacht des Feindes gegenüber mußte sich Hindenburg auf die Verteidigung beschränken, zumal die angrenzende Armee Dankls vor Iwangorod festgelaufen war. Als Dankl nach mehrtägigem harten Kampfe am 26. Oktober den Rückzug antreten mußte, war Hindenburg gleichfalls genötigt, seine Front zurückzuverlegen. Auch bei den Armeen Boroević am San und Böhm-Ermolli in den Karpathen, die ihren Vormarsch nach Norden hätten richten sollen, hatte sich die Lage nach den ersten bedeutenden Erfolgen versteift, die russische Heeresleitung hatte durch energische Gegenstöße und scharfe Angriffe am San, bei Chyrow, Drohobycz und Stryj die Verschiebung von Streitkräften aus Galizien nach Norden zu verhindern gesucht. Vom 23. Oktober bis 2. November erneuerten sich die Kämpfe bei Chyrow und Przemysl, gleichzeitig machte der Rückzug Dankls eine vollständige Umgruppierung der österreichischen Front nötig. Nach dem Gefecht der I. Armee bei Upetowka vom 31. Oktober bis 2. November gab Conrad den Befehl zum Rückzuge der IV. und III. Armee bis in den Raum von Czenstochau und Krakau. Przemysl war von neuem der feindlichen Umklammerung preisgegeben. (F. Stuckheil. Die zweite Einschließung der Festung Przemysl. Militärwiss. Mitt. 56. u. 57. Jahrg. 1925—1926, u. Sonderdruck. Wien 1926.)

Der Verlauf der Operationen hatte gezeigt, daß es unmöglich war, den gewaltigen Heeresmassen der Russen frontal entgegenzutreten, und daß vielmehr nur ein möglichst weit von Nordwesten her angesetzter Flankenstoß den Vormarsch der „Dampfwalze" hindern konnte. Hindenburg hatte Recht behalten und konnte nun seinen Plan, die Offensive aus dem Raume von Posen und Thorn zu beginnen, ausführen. Er war am 1. November 1914 zum Oberbehlshaber „Ost" ernannt worden und hatte die Leitung aller gegen die Russen kämpfenden deutschen Armeen übernommen. Der Chef des deutschen Generalstabes Falkenhayn neigte damals vorübergehend der Ansicht zu, die Entscheidung in dem gewaltigen Kriege im Osten gegen Rußland zu suchen, auch er dachte an eine Offensive von Thorn aus, unter möglichst energischer Teilnahme österreichischer Truppen nördlich von Krakau ohne Rücksichtnahme auf die Karpathenfront und auf die Lage in Ostpreußen. Am 10. November erschien Oberstleutnant Hentsch als sein Bote im österreichischen Hauptquartier und machte Conrad Mitteilung von diesem Plane. (Conrad. Dienstzeit. V. S. 452 ff.) Conrad stimmte zu und Hentsch begab sich nun in das Quartier Hindenburgs, der aber inzwischen selbständig seine Vorbereitungen getroffen und unter Benützung des dichten deutschen Bahnnetzes seine gesamte IX. Armee nach Norden transportiert hatte. In der Tat wollte die russische O. H. am 14. November die große Offensive eröffnen, allein Hindenburg kam ihr zuvor; am 11. November trat die IX. Armee den Vormarsch an und hinderte dadurch die russischen Heere an dem geplanten Angriff. Das weiter gesteckte Ziel, die Umfassung der russischen Heere, wurde allerdings auch in diesem Feldzuge nicht erreicht, trotz der Erfolge in der Schlacht bei Kutno (14.—16. November) und dem gewaltigen Angriff auf die feindlichen Stellungen bei Lodz (19.—22. Nov.) gelang es den Russen immer wieder, sich aus der Umklammerung zu befreien.

Zu gleicher Zeit hatte auch an der österreichischen Front eine neue Offensivbewegung eingesetzt. Der Rückzug der IV. und III. Armee war erst in dem Gebiet

von Krakau zum Stehen gekommen, das AOK. hatte daher seinen Sitz von Neu-Sandez nach Teschen verlegt. Conrad hatte eine Umgruppierung seiner Armeen vorgenommen, die Hauptmasse der II. Armee war auf Vorschlag Böhm-Ermollis aus dem Abschnitt südlich von Przemysl herausgezogen und zur Verstärkung des linken Flügels dem Landwehrkorps Woyrsch angegliedert worden, daran schloß sich die I. Armee Dankl, dann die IV. Armee Joseph Ferdinand im Festungsbereiche Krakaus, die III. Armee Boroević von Neu-Sandez bis zum Uszokerpaß und die langgezogene Verteidigungsfront der Armeegruppe Pflanzer-Baltin auf dem Kamm der Karpathen bis in die Bukowina. Przemysl lag 70 km vor dieser Front.

Ohne hinreichende Verständigung und Einigung mit Hindenburg begann Conrad am 16. November die Offensive; es entwickelten sich an den Fronten der I., II. und IV. Armee die Schlachten von Krakau und Czenstochau, in denen die Russen unerwartet starken Widerstand leisteten. Ohne Zweifel wirkten die Mißstimmungen zwischen den beiden verbündeten Heeresleitungen, aber auch zwischen Falkenhayn und Hindenburg lähmend auf die Operationen ein, die immer mehr in ein frontales Ringen ausarteten. (Vgl. dazu die sehr gereizten Äußerungen Conrads. Dienstzeit. V. S. 427, 543, 957 usw. — Stürgkh, Hauptquartier. S. 102, 116 ff., 132 f., 148, 156 ff.) Es gelang den Russen, sich sowohl im Norden als auch im Süden von dem Gegner zu lösen und auf Grund der Beschlüsse eines am 29. November in Siedlec abgehaltenen Kriegsrates wurden die Truppen in die vorbereiteten Stellungen bei Warschau und Iwangorod zurückgenommen. Trotzdem gaben die Verbündeten den Gedanken einer Offensive nicht auf, sowohl Falkenhayn als Conrad, die am 2. Dezember in Breslau mit Hindenburg und Ludendorff, Kaiser Wilhelm und den Erzherzogen Friedrich und Karl zu einer Beratung zusammentrafen, faßten den Entschluß, den deutschen Angriff im Norden, der nach schweren Kämpfen am 6. Dezember die Einnahme von Lodz brachte, durch einen Vorstoß der österreichisch-ungarischen Heere im Süden zu ergänzen. Conrad setzte die IV. Armee zum Angriff gegen die russische III. Armee des Generals Dimitriew ein. Dem österreichischen rechten Flügel unter F.M.L. Roth fiel mit dem Flankenstoß auf die Russen in der Richtung auf Bochnia die Hauptaufgabe zu. Die Schlacht bei Limanowa-Lapanów vom 7.—10. Dezember 1914 brachte einen glänzenden Erfolg der österreichischen Waffen, obgleich die Russen große Verstärkungen an sich gezogen hatten. Auch die III. Armee Boroević griff in den Kampf ein und Conrad konnte sich der Hoffnung, die in engem Raume eingeschlossenen Russen entscheidend schlagen zu können, hingeben. Allein die Vorgänge der nächsten Tage zeigten wieder die Meisterschaft der Russen im Rückzuge. Unter zähem Widerstande wich die Armee Dimitriews hinter Dunajec und Biala zurück. Trotz mancher Rückschläge blieb der Erfolg doch auf Seite der Verbündeten, die große Offensive der „russischen Dampfwalze", der Einbruchsversuch der gewaltigen Heere in Schlesien war durch die Schlachten von Limanowa und von Lodz aufgehalten worden. (Vgl. über die Verhandlungen Conrad. Dienstzeit. V. S. 587. — K. Lehmann. Conrad v. Hötzendorf u. d. deutsche Oberste Heeresleitung in d. ersten Kriegshalbjahr. Arch. f. Pol. u. Gesch. VII. 1926. S. 521—556. — J. Roth von Limanowa. Die Schlacht von Limanowa—Lapanów. Innsbruck 1928. — E. v. Steinitz u. L. v. Eimannsberger. Limanowa—Lapanów, 1914 und 1936. Militärwiss. Mitt. 67. Bd. 1936. S. 533—543,

S. 598—622. — F. Julier. Limanowa. (Ungarisch.) Budapest 1937. — Arz. Großer Krieg. S. 42 ff. — J. Pilsudski. Mes premiers combats, w. o. S. 145 ff.)

War somit auf dem Hauptteil der österreichischen Front gegen die Russen eine verhältnismäßig günstige Lage erzielt worden, so brachten nicht nur die Nachrichten vom serbischen Kriegsschauplatz die tiefste Enttäuschung, sondern es drohten auch schwere Gefahren im Raume von Przemysl und an den Karpathen. Als Conrad die III. Armee Boroević nach der Schlacht von Limanowa in die Kämpfe hineinzog, schwebte ihm die Befreiung von Przemysl und die Aufrollung der so festgefügten galizischen Karpathenfront der Russen als Ziel vor. Die Besatzung der Festung hatte von dem AOK. den Befehl erhalten, durch Ausfälle möglichst viele russische Kräfte zu fesseln und den Abmarsch der Russen nach dem Westen zu hindern. Der Kommandant G.d.I. Kusmanek kam diesem Befehle nach und erhoffte, durch ein Zusammenarbeiten mit der Gruppe des F.M.L. Krautwald, die am rechten Flügel der III. Armee in der Richtung Sanok vorrückte, den Belagerungsring zu sprengen. Die Russen drängten jedoch Krautwald zurück und trieben die am 15. und 16. Dezember vorgebrochenen Besatzungstruppen von Przemysl wieder in die Festung, so daß damit die Hoffnung auf baldigen Entsatz geschwunden war. In der zweiten Hälfte Dezember vollzogen die Russen mit außerordentlicher Schnelligkeit die durch die Schlacht von Limanowa notwendige Umgruppierung, deren Hauptziel die Bildung einer sehr starken, gegen Süden gerichteten und an den Karpathen verlaufenden Front war. Am 21. Dezember begannen die Offensivstöße der Russen an der Biala und am Dunajec, sowie an der gesamten Front der Armee Boroević, wo es stellenweise zu sehr bedenklichen Einbußen kam. Nach heftigen und verlustreichen Kämpfen ging am 25. der Ort Dukla in den Karpathen an die Russen verloren und die Entlastungsversuche der Armeegruppe Pflanzer-Baltin blieben ohne die erhoffte Wirkung.

Mit diesen Kämpfen begann das mörderische Ringen in den Wintermonaten 1914/15 um die Karpathenpässe. Von Beginn an befanden sich die Russen in der Übermacht; Ende Dezember standen an der Front der III. Armee 40.000 Österreicher gegen 120.000 Russen. Immer wieder versuchte Conrad, Falkenhayn zu bewegen, stärkere Kräfte aus dem Westen auf den galizischen Kriegsschauplatz zu senden. Schon bei der Zusammenkunft in Oppeln am 19. Dezember 1914 war Conrad dafür eingetreten, daß der Feind durch ein Vorbrechen aus der Karpathenfront zurückgeworfen werden müsse; durch einen solchen Erfolg im Osten würde die Gesamtlage entscheidend beeinflußt werden. Dieselbe Ansicht brachte er auch bei den Besprechungen vor, die am Neujahrstage 1915 mit Falkenhayn und Ludendorff in Berlin stattfanden. Er wünschte die Mitwirkung deutscher Truppen an der Front der III. Armee, um gegen Brussilow über die Karpathen offensiv vorgehen zu können. Während Ludendorff bereitwillig zustimmte, verhielt sich Falkenhayn ablehnend; nach seiner Meinung sollte Boroević die Karpathenfront mit möglichst geringem Kraftaufwand verteidigen, von jeder Offensivbewegung absehen, die möglicherweise im Verlaufe des Feldzuges bei der IX. Armee freiwerdenden Truppen sollten aber auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz gegen Serbien eingesetzt werden, um die so dringend nötig gewordene Verbindung mit der Türkei über Bulgarien herzustellen. Allein dieser Vorschlag wurde von Conrad zurückgewiesen und so entschloß sich die DOHL. am 8. Jänner, 2½ Infanterie- und eine Kavalleriedivision mit ebenso starken österreichischen Kräften als Südarmee unter General von Linsingen östlich des Uszokerpasses in den Karpathen

aufzustellen. Dieser wichtige Übergang war in der Sylvesternacht in den Besitz der Russen gelangt. (Vgl. Falkenhayn, Heeresleitung. S. 50. — Th. v. Schäfer. Das Kriegsjahr 1915 im Osten u. d. Frage d. einheitlichen Oberbefehls. Wissen u. Wehr 1932. S. 65—73. — E. Ratzenhofer. Der Aufmarsch hinter den Karpathen im Winter 1915. Militärwiss. Mitt. 61. Bd. 1930. S. 594—611. — Weltkrieg. VII. S. 84 ff.)

Nach der Einschiebung der Südarmee Linsingen war die Verteilung der verbündeten Streitkräfte an der Karpathen- und galizischen Front so geordnet, daß die Armeegruppe Pflanzer-Baltin die Ostteile der Waldkarpathen von der Bukowina bis in die Nähe des Wyszkower Sattels hielt, daran schloß sich die Südarmee bis zum Uszokerpaß, die III. Armee Boroević bis in den Raum von Gorlice, die IV. Armee Joseph Ferdinand nördlich davon und anschließend die I. Armee Dankl an der Weichsel. Die Russen, die den Vorteil des kürzeren Bogens und der inneren Linie hatten, waren in dichten Heeresmassen tief gestaffelt in der Karpathenfront und in Galizien aufgestellt, an die Dnjestrgruppe schloß sich die XI. Armee Schtscherbatschew, die den Einschließungsring um Przemysl bildete, die VIII. Armee Brussilow mit der Richtung gegen Boroević und die III. Armee Dimitriew gegen Erzherzog Joseph Ferdinand.

Wenn man die Gesamtoperationen der österreichisch-ungarischen Heeresleitung in den Wintermonaten 1914/15 überblickt, so erkennt man, daß bis Ende Dezember 1914 der Gedanke eines großen Umfassungsmanövers vorherrschend war, von der Jahreswende an jedoch die Abwehr eines russischen Einbruches in Ungarn einerseits, die Befreiung Przemysls andererseits die Hauptziele aller Unternehmungen gewesen sind. Die Sorge um das Schicksal der Festung und ihre tapferen Verteidiger wurde täglich brennender und trieb das AOK. immer wieder zu Offensivstößen, um den Belagerungsring zu sprengen. Es war nicht gelungen, die Verpflegsmagazine von Przemysl vor der zweiten Einschließung in entsprechender Weise aufzufüllen, die Nahrungsmittel, die bei dem Rückzug an die Feldarmee hatten abgegeben werden müssen, zu ergänzen. Zu Neujahr befanden sich 146.000 Menschen in der Festung und die Intendanz berechnete, selbst mit Versorgung durch Pferdefleisch nur bis Mitte Februar aushalten zu können. Es gelang allerdings später, die Lebensmittel zu strecken, aber es war nicht zu verbergen, daß Przemysl nach kurzer Zeit zwar nicht den Waffen der Belagerer, wohl aber dem Hunger erliegen müsse.

Der Einschub der Südarmee Linsingen machte nun Conrad die Ausführung seines Planes einer großen Offensive der sehr verstärkten III. Armee östlich des Duklapasses möglich; der rechte Flügel sollte gegen Przemysl vordringen, die Südarmee und die Armeegruppe Pflanzer-Baltin sollten sich der Bewegung anschließen. Am 23. Jänner 1915 begann die große Karpathenoffensive; das Zentrum der III. Armee drang über den San vor, die Gruppe Szurmay gewann den Uszokerpaß, auch die Höhen des Vereczke- und Wyskowerpasses wurden besetzt. Aber sofort zeigte es sich, daß die von den früheren Kämpfen völlig erschöpften, schlecht genährten und bekleideten Truppen den furchtbaren Anstrengungen des winterlichen Vormarsches nicht gewachsen waren; jenseits der Paßhöhen empfing sie ein wütender Schneesturm, tagelang blieben sie ohne warme Nahrung, wochenlang ohne schützendes Dach. Die Zahl der Kranken wuchs erschreckend, viele Hunderte, ganze Schwarmlinien fanden den Tod durch die grimmige Kälte. Die ungeheuren Schneefälle hinderten die Mitwirkung der Artillerie und den Abtransport der

Kranken und Verwundeten. Schon nach wenigen Tagen kam die Offensive zum Stehen und nun setzten die Gegenangriffe der Russen ein, die ihren Höhepunkt in den ersten Februartagen erreichten. Nur mit größter Mühe gelang es, dem Ansturm der Russen Widerstand zu leisten. Die Armee Boroević hatte furchtbare Verluste erlitten, sie war auf die Hälfte ihres Bestandes herabgesunken. Es war ein verhängnisvolles Beginnen gewesen, zu dieser Jahreszeit und in dem unwegsamen Gebirge mit übermüdeten Truppen in einen Bewegungskrieg zu treten. (Vgl. dazu vor allem Österr.-Ungarns letzter Krieg. II. Bd. S. 141 ff.)

Trotz dieses Mißerfolges wollte Conrad noch einmal einen Vorstoß zum Entsatze der Festung Przemysl wagen. Die Hauptaufgabe fiel jetzt der II. Armee Böhm-Ermolli zu, die an die Karpathenfront gezogen worden war. Der Beginn der Operationen wurde durch das eintretende Tauwetter gefährdet, das die Straßen unwegsam machte; doch gelang es der Tatkraft Conrads und der Kommanden, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, und am 27. Februar setzte der Vormarsch des rechten Flügels der II. und der angrenzenden Abteilungen der III. Armee über den Lupkowsattel ein. Die Hauptangriffsgruppe stand unter dem Befehl des G. d. K. Tersztyánszky und zählte 52.000 Mann, denen 37.000 Russen gegenüberstanden. Dennoch gelang es nicht, einen nachhaltigen Erfolg zu erringen; auch der am 7. März beginnende Vormarsch des rechten Flügels der IV. Armee gegen Gorlice blieb ohne Wirkung. Gleichzeitig mit der Offensive der österreichischen Truppen hatte ein groß angelegter Gegenangriff der russischen Heeresleitung eingesetzt und die gesamte Karpathenfront stand in schwersten Kämpfen. Mit Mühe erwehrten sich Pflanzer-Baltin und die Südarmee Linsingen der wütenden Stöße des Feindes, der hier mit zwei- und dreifacher Übermacht vordrang. Auch gegen die II. und III. Armee warf Brussilow gewaltige Massen; die Kämpfe an der Baligróder Straße Anfang März verliefen außerordentlich verlustreich. Böhm-Ermolli verlor vom 1.—14. März von seiner 148.848 Mann zählenden Armee 51.086, davon 23.891 Tote und Verwundete, 16.730 Kranke.

Mit der Abwehr dieses Vorstoßes war das Schicksal Przemysls entschieden. General Iwanow beauftragte die Belagerungsarmee, energisch gegen die Festung vorzugehen, und es gelang den Russen, am 14. März einen wichtigen Punkt des Vorfeldes zu besetzen. Der tapfere Kommandant General Kusmanek hatte zwar die Hoffnung, zu den österreichischen Heeren in Galizien und in den Karpathen vordringen zu können, aufgeben müssen, aber noch erwog er einen Vorstoß in östlicher Richtung, wo der Einschließungsring der Feinde schwächer war und wo er es für möglich hielt, zu den großen Verpflegsmagazinen der Russen und dann zu den Truppen Pflanzer-Baltins zu gelangen. Aber bald mußte er erkennen, daß mit den durch Hunger und Entbehrungen erschöpften Truppen ein solches weitausholendes Unternehmen nicht zu vollbringen war. In einem erschütternden Funkspruch wandte sich Kusmanek am 18. März an den Kaiser und kündigte an, daß die Besatzung vor der unvermeidlich gewordenen Übergabe noch einen letzten Versuch, den Belagerungsring der Feinde zu durchstoßen, wagen werde. Mit einer Schar abgezehrter Männer drang er am 19. gegen die Russen vor, mußte aber nach schwersten und verlustreichsten Kämpfen zurückweichen. Nun begann das Werk der Zerstörung, die Vorbereitung der Übergabe. Munition und Geschütze wurden vernichtet, am 22. März 1915 um 6 Uhr früh begann die Sprengung der Festungswerke und Brücken und um 9 Uhr vormittags wurde die weiße Fahne gehißt. 9 Generäle, 2593 Offiziere und 117.000 Mann gerieten in die

Gefangenschaft; sie hatten, wie der Kaiser tief bewegt in einer letzten Depesche sagte, standhaft und tapfer bis zum letzten Ende gekämpft. (Vgl. über die Frage, ob Przemysl nicht hätte schon im November 1914 bei dem zweiten Rückzug aufgegeben werden müssen, die Abhandlung v. Stuckheil auf S. 102, ferner Österreich-Ungarns letzter Krieg. II. Bd. S. 217 ff. — B. Wolfgang. Przemysl 1914/15. Wien-Leipzig 1935. — J. Gottl u. L. Mojzer. Versorgung unseres Heeres w. o. II. Bd. — K. Leppa. Die Festung Przemysl u. d. Karpathenfeldzug 1915. Deutsche Wehr 1930. — M. Barthell. Przemysl. Allg. Schweiz. Milit. Zeitung 1936. — L. Ehrenstein. Der Fall der Festung Przemysl. Preßburg 1937. — R. Völker. Przemysl. Sieg u. Untergang d. Festung. Waidhofen a. d. Ybbs. 1927.)

In diesen Tagen hatten erneut heftige Angriffe der Russen gegen die gesamte Karpathenfront, vor allem gegen die Armeen Böhm-Ermolli und Boroević eingesetzt und das III. Korps hatte auf Zboró zurückweichen müssen. (Chl. Schwarzleitner. Das III. Korps in den Karpathen. Österr. Wehrzeitung. Wien 1923.) Die Gefahr eines Durchbruches in der Richtung auf Budapest war nahe und nötigte Conrad, mit der DOHL. über die notwendige Stützung der Karpathenfront zu verhandeln. Es wurde die Bildung einer neuen deutschen Heeresgruppe, des Beskidenkorps unter G.d.K. von der Marwitz vereinbart, das zur Ablösung einzelner vollkommen erschöpfter österreichischer Abteilungen bestimmt und an dem rechten Flügel der III. Armee eingesetzt wurde. Inzwischen war aber die II. Armee Böhm-Ermolli, die gegen eine bedeutende Übermacht der Russen kämpfte, in eine unhaltbare Lage geraten und am 1. April gab das AOK. den Befehl zur staffelweisen Zurücknahme der Truppen über den Hauptkamm der Karpathen. Gegen die geplante Preisgabe des Uszokerpasses erhoben die Kommandanten der angrenzenden Armeen, der III. und der Südarmee, Boroević und Linsingen, entschiedene Einsprache, da sie durch eine so weitgehende Zurücknahme der Truppen eine Aufrollung ihrer Frontabschnitte befürchteten. Das AOK. unterstellte infolgedessen die am rechten Flügel der II. Armee kämpfende Gruppe Szurmay dem Kommando Linsingens und übertrug diesem die Sicherung des gefährdeten Uszokerpasses. Am 2. April entbrannte an der Front der III. Armee die Osterschlacht; durch das Vorstoßen des Beskidenkorps Marwitz im Vereine mit den angrenzenden österreichischen Truppenteilen im Laborczatale wurden jedoch die Hoffnungen der Russen auf einen Durchbruch zunichte gemacht. Brussilow setzte seinen Angriff fort, doch erschlaffte allmählich die Stoßkraft seiner Truppen und in der zweiten Hälfte des April fand das furchtbare Ringen des Karpathenwinters 1914/15 ein Ende. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheure, das österreichisch-ungarische Heer dürfte seit 1. Jänner 1915 gegen 750.000 Mann eingebüßt haben, davon entfallen auf die II. und III. Armee, sowie auf die Gruppe Pflanzer-Baltin allein 600.000 Mann. Aber es hatte das Ziel seiner übermenschlichen Anstrengungen, den Schutz Ungarns, die Abwehr des Feindes erreicht, während die Russen mit mindestens gleich hohen Opfern nur einen Prestigeerfolg, den Fall der Festung Przemysl, erzielt hatten. (Vgl. E. v. Ratzenhofer. Die Verluste im Karpathenwinter. Militärwiss. Mitt. 61. Jahrg. 1930. S. 991—1001. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. II. S. 270 ff. — Sowjetrussische Übersicht über die Verluste der russischen Armee 1914—1918. (Russisch.) Moskau 1925. — K. Mayern. Die Karpathenschlacht Jänner—April 1915. Militärwiss. Mitt. 54. Jahrg. 1923. — F. v. Friedeburg. Karpathen- und Dnjestr-

schlacht 1915. Korps Bothmer von Munkacz bis Zlota Lipa. (Schlachten des Weltkrieges. 9.) Oldenburg 1924. — A. v. Cramon. Österr.-ungar. Bundesgenosse, S. 5 ff. — Gottl u. Mojzer. Versorgung unseres Heeres, w. o. III. Bd. — A. Graf Bossi-Fedrigotti. Spionage und Verrat in den Karpathenkämpfen des Weltkrieges. Leipzig 1935.)

Die letzten schweren Kämpfe hatten die Gefahren erkennen lassen, die bei einem dauernden Verlauf der Frontlinie auf oder in nächster Nähe des Karpathenkammes für Österreich-Ungarn bestanden. Diese Erkenntnis und die wachsende Notwendigkeit, durch einen nachhaltigen Erfolg Bulgarien, Rumänien und Italien aus ihrer zuwartenden Haltung zu reißen, bewogen das AOK. noch während der Abwehrkämpfe, den Plan eines entscheidenden Offensivstoßes gegen die russische Front zu erwägen. Conrad und Falkenhayn haben — unabhängig voneinander — beide zu gleicher Zeit diesen Gedanken gefaßt und beide haben als die geeignetste Stelle eines Durchbruches den Raum von Gorlice—Tarnow in der Richtung auf Bochnia bezeichnet. Falkenhayn erteilte am 31. März 1915 dem Chef der deutschen Feldeisenbahn den Auftrag, den Aufmarsch der Truppen bei Gorlice zu bearbeiten, Conrad entwickelte in einem Gespräche mit General von Cramon am 1. April denselben Gedanken. Aber während Conrad an seinem Plane festhielt, wechselte Falkenhayn, beeinflußt durch die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, seine Absichten, doch überwog zum Schlusse auch bei ihm die Sorge vor einem russischen Angriff. Cramon erhielt den Auftrag, mit dem Chef des österreichischen Eisenbahnwesens Oberst Straub über den Transport einer deutschen Armee zu verhandeln, und am 13. April legte Falkenhayn einen Operationsplan vor, dem Conrad mit kleinen Abänderungen beistimmte. (Vgl. Weltkrieg. VII. S. 346 ff. — Österr.-Ungarns letzter Krieg. II. S. 305 ff. — A. v. Cramon. Österr.-ungar. Bundesgenosse. S. 11 ff. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund. S. 97 ff. — Th. v. Schäfer. Der Feldherr Conrad im Kriegsjahr 1915. Deutscher Offiziersbund. 1932. — Ders. General von Falkenhayn u. d. Operationen 1915. Ebd. 1933.) Die endgültigen Vereinbarungen fanden am 14. April bei einer Zusammenkunft Falkenhayns mit Conrad statt. Es wurde eine neue deutsche Armee aus acht deutschen und zwei österreichischen Infanteriedivisionen sowie einer österreichischen Kavalleriedivision gebildet. Die Befehlsfrage war schwierig zu regeln; endlich wurde eine Einigung erzielt, Erzherzog Joseph Ferdinand, der Führer der IV. Armee, wurde dem Kommandanten der XI. Armee, Generalobersten von Mackensen unterstellt, dieser aber stand, wenigstens formell, unter dem österreichischen AOK. Diese Verhandlungen waren mit den sehr schwierigen Auseinandersetzungen über die Italien gegenüber zu befolgende Haltung verknüpft, da Falkenhayn dafür eintrat, in dieser militärisch so kritischen Lage größtes Entgegenkommen zu beweisen, während Conrad gegen die kampflose Überlassung österreichischen Gebietes an Italien war. Damals waren die Vorbereitungen für die geplante Offensive in Ostgalizien unter der Leitung des Obersten von Seeckt, des Generalstabschefs Mackensens, schon in vollem Gange. Der Transport vortrefflicher Sturmtruppen aus dem Verbande der Westfront, die mehrere Wochen in Durchbruchsmanövern besonders geschult worden waren, hatte am 17. April unter größter Geheimhaltung begonnen, am 22. war Mackensen in Neu-Sandez eingetroffen. Der Hauptstoß sollte auf dem rechten Flügel der XI. Armee erfolgen, die Truppen wurden hier dreifach gestaffelt aufgestellt und sollten gemeinsam mit dem linken Flügel der Armee Boroević vorgehen, während der linke Flügel der XI. Armee

das Vorrücken der IV. Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stützen sollte. Eine ganz außerordentliche Rolle war der Artillerie zugedacht, die XI. Armee zählte 156 schwere und 466 Feldgeschütze, die mit je 500—1200 Schuß Munition versehen waren. Jedes Angriffskorps war außerdem mit Minenwerferabteilungen ausgestattet. Auch die IV. österreichische Armee hatte 103 schwere und 350 leichte Geschütze. Durch eifrige Fliegertätigkeit wurden die stark ausgebauten Stellungen der Russen genau erkundet. (E. v. Ratzenhofer. Der Eisenbahnaufmarsch bei Gorlice April 1915. Österr. Wehrzeitung 1929. — G. Lange. Generalfeldmarschall von Mackensen. Berlin 1935. — R. v. Collenberg. Generalfeldm. v. Mackensen. Berlin 1935. — E. v. Schmidt-Pauli. General v. Seeckt. Berlin 1937. — H. H. v. Grote. Seeckt, der wunderbare Weg eines Heeres. Stuttgart 1937. Vgl. die Aufzeichnungen Mackensens und Seeckts auf S. 8.)

Die Russen hatten die Truppenbewegungen an der Front der Verbündeten sehr spät in ihrer wahren Bedeutung erkannt; sie wurden durch widerstreitende Meinungen der Unterführer und durch geradezu katastrophalen Mangel an Munition an wirksamen Gegenmaßnahmen gehindert. Eben war Ende April der Zar in den eroberten Gebieten gewesen und hatte dem Großfürsten Nikolaj, „dem Befreier Galiziens", einen mit Brillanten besetzten Säbel überreicht, da trafen die ersten sicheren Nachrichten über die gewaltigen deutschen Truppenanhäufungen in Westgalizien vor der Front der III. russischen Armee des General Dimitriew ein. Man hatte im russischen Hauptquartier eine deutsche Offensive in Ostpreußen erwartet und daher an der Nordwestfront 36 Divisionen in der XII. und I. Armee gegen 20 deutsche aufgestellt. Sehr stark war die russische Front mit der II., V. und IV. Armee auch im Weichselbogen gegen die deutsche IX. Armee, das Landwehrkorps Woyrsch und die I. österreichisch-ungarische Armee Dankl, während südlich der Weichsel bis zu den Karpathen die III. Armee Dimitriew gegen die IV. österreichische und XI. deutsche stand. An Dimitriew schloß sich die III. russische Armee unter Brussilow gegen die ebenfalls sehr starke und mehrfach gestaffelte II. Armee Böhm-Ermolli. Weiter gegen Osten wurde die österreichische Front dünner, gegenüber der Südarmee Linsingen stand die XI. russische des General Schtscherbatschew, während die VII. Armee Pflanzer-Baltin in den Ostkarpathen die IX. russische Armee des Generals Letschitzky abzuwehren hatte.

Die Einleitung der Durchbruchsschlacht von Gorlice war auf die Minute geregelt, die Artillerie hatte eingehende Befehle erhalten und sollte nach dem Angriff die Zufahrtsstraßen des Gegners sperren; besonders sorgfältig war der Nachrichtendienst organisiert worden. Am Abend des 1. Mai begann ein unregelmäßiges Störungsfeuer, unter dessen Schutz die Sturmabteilungen in die vordersten Stellungen einrücken konnten. Am 2. Mai setzten um 6 Uhr früh das Trommelfeuer, um 9 Uhr die Minenwerfer ein und um 10 Uhr folgte der Sturm der Infanterie. Obgleich die Russen das Artilleriefeuer fast gar nicht hatten erwidern können, leisteten sie besonders an dem Zamczysko-Massiv in vortrefflich ausgebauten Stellungen zähen Widerstand. Auch in Gorlice selbst kam es zu schweren Kämpfen; das österreichische VI. Korps unter der Führung des F.M.L. Arz von Straußenburg, das im Verbande der XI. Armee stand, erstürmte das Bergmassiv des Pustki. Schon der erste Schlachttag brachte einen vollen Erfolg, der Einbruch war auf breiter Front mehrere Kilometer tief geglückt. Auch der linke Flügel der Armee Boroević hatte im Anschluß an die XI. Armee bedeutenden Raumgewinn erzielt, während die IV. Armee etwas zurückgeblieben war. Die

schweren Kämpfe fanden in den nächsten Tagen eine wechselvolle Fortsetzung, aber in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai wurde die Wisloka erreicht und Flieger meldeten, daß sich der Feind auf der ganzen Front im Rückzug befinde. Bis zum 11. Mai war der Durchbruch auf 300 km Breite erweitert, 140.000 Gefangene, 100 Geschütze und 300 Maschinengewehre waren eingebracht worden. Nun mußten die Russen auch nördlich der Weichsel gegen Dankl und Woyrsch weichen, die Karpathenfront geriet über den Dukla- und Lupkowpaß in Bewegung und die Armee Böhm-Ermolli konnte sich dem Angriff anschließen. Nur gegen die VII. Armee Pflanzer-Baltin holten die Russen vom 9.—11. Mai zu einem schweren Gegenstoß aus. Wieder verwerteten die Russen ihre Erfahrungen in der Leitung des Rückzuges, den sie durch zähe Gefechte zu decken suchten. Sie zerstörten alle Verkehrsanlagen und vernichteten alle Lebensmittelvorräte, so daß die Verbündeten nur langsam in dem preisgegebenen Gelände vorrücken konnten. So mußte die XI. Armee, die am 13. Mai den San erreicht hatte, infolge der Schwierigkeiten des Nachschubs Halt machen. (Vgl. Weltkrieg. VII. S. 367 ff. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. II. S. 315 ff. — Arz. Großer Krieg. S. 57 ff. — Hindenburg. Aus m. Leben. S. 126 ff. — Ludendorff. Erinnerungen. S. 112 ff. — Falkenhayn. Oberste Heeresleitung. S. 62 ff. — Erzh. Joseph. A világháború. I. Bd. S. 601 ff. — Stürgkh. Hauptquartier. S. 142 ff. — Mackensen, Briefe, w. o. S. 134 ff. — Hoffmann. Versäumte Gelegenheiten. S. 101 ff. — H. Niemann. Die Befreiung Galiziens. Mackensens Siegeszug von Gorlice bis Lemberg. Berlin 1916. — O. Tilo v. Kalm. Gorlice. Oldenburg 1930. Schlachten des Weltkriegs. 30. H. — Österreichisch-ungarische Kriegsberichte. 4. Heft. — Th. v. Schäfer. Gorlice. Deutscher Offiziersbund. 1925. — L. Rothkirch Frh. v. Trach. Gorlice—Tarnow. Oldenburg 1918. Der Große Krieg in Einzeldarstellungen. 21. H. — H. v. François. Gorlice 1915. Leipzig 1922. — H. Kerchnawe. Von Gorlice bis Lemberg. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 735—745. — L. Riedl. Die Gefechtstätigkeit des k. u. k. VI. Korps i. d. Durchbruchsschlacht bei Gorlice am 2. Mai 1915. Budapest 1928. — I. v. Kleeberg. Die Entstehung der Schlacht bei Gorlice (polnisch). Warschau. Kriegsarchiv. 1930. — A. v. Pitreich. Die Entwicklung unseres Kampfverfahrens vom Kriegsbeginn bis zur Gegenwart. Militärwiss. Mitt. 66. Bd. 1935. S. 490 ff. — E. v. Horsetzky. Zum Kapitel Durchbruch. Ebd. 64. Bd. 1933. S. 832 ff. — R. Kiszling. Der strategische Durchbruch. Ebd. S. 82 ff. — Kabisch, Streitfragen, S. 167 ff.)

Waren Conrad und Falkenhayn in der Wertschätzung des großen gemeinsam errungenen Erfolges einig, hatte Falkenhayn am 9. Mai das Hauptquartier der DOHL. von Mézières nach Pleß in die nächste Nähe von Teschen verlegt und dadurch gezeigt, daß er nunmehr den Vorgängen an der Ostfront die größte Bedeutung beimesse, so gingen doch ihre Ansichten über die Fortführung der Offensive auseinander. Falkenhayn war für ein frontales Zurückdrängen der Russen in der Stoßrichtung der XI. Armee, während Conrad auch jetzt den Gedanken einer Umklammerung, eines Flankenstoßes von Nord und Süd vertrat. Bei einer Zusammenkunft in Pleß am 12. Mai einigten sich Conrad und Falkenhayn auf eine Fortsetzung des Durchbruches in der Richtung auf Jaroslau mit der Eroberung Przemysls, der Gewinnung der San- und Dnjestrlinie als nächstem Ziele. Wieder war der XI. Armee die Hauptaufgabe zugedacht. Die Schlacht von Jaroslau brachte nach heftigen Kämpfen vom 14. bis 20. Mai den Besitz des rechten Sanufers, doch erfolgten nun schwere Gegenstöße der Russen gegen die Armee Dankls, gegen

die IV. und II. Armee. Das Versagen eines tschechischen Regimentes führte bei Sieniawa zu einem gefährlichen Rückschlag, die IV. Armee war in ihrer Stoßkraft durch die Vermischung mit tschechischen Truppen gehemmt. Überhaupt war der Widerstand der Russen an der ganzen Front viel hartnäckiger, als man erwartet hatte. Mackensen suchte nun, durch einen Stoß gegen Przemysl in südöstlicher Richtung die Russen zu treffen; vom Süden und Westen her drangen Böhm-Ermolli, das Beskidenkorps und Boroević gegen die Festung vor. Vom 21. bis 27. Mai tobte eine gewaltige Schlacht im Norden von Przemysl, nach schwerem Artilleriefeuer gelang die Eroberung von Radymno, des stärksten Stützpunktes der Russen, und damit der neuerliche Durchbruch der feindlichen Front. Noch leisteten aber die Russen in Przemysl selbst verzweifelten Widerstand. Von Norden her drang die 11. bayrische Infanteriedivision unter General von Kneußl, von Süden her das k. u. k. X. Korps der Armee Boroević gegen die Festung vor. Die 48. österreichisch-ungarische Infanterie-Brigade unter Oberst Korzer stürmte am 30. Mai das Fort Pralkowce, doch wurden die tapferen Truppen von den Russen unter scharfes Feuer genommen und fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Erst nach Anwendung schwerster Geschütze fielen einige Forts in die Hände deutscher Truppen und in den Morgenstunden des 3. Juni wurde die Festung von den Russen geräumt, die noch den größten Teil der Truppen und des Kriegsmaterials mitführen konnten. Zu gleicher Zeit errang die Südarmee einen glänzenden Erfolg, es gelang ihr trotz zähen Widerstandes der Russen am 31. Mai mit dem Korps Bothmer Stryj zu erstürmen. (P. v. Kneußl. Przemysl, Mai—Juni 1915. München 1925. — F. Hess. Der erkämpfte San-Übergang im Mai 1915. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 733—743. — L. v. Fabini. Tiroler Kaiserjäger am San. Ebd. S. 951—982. — E. Czegka. Der Kaiserschützen-Handstreich auf Zaleszcyki am 8. Mai 1915. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 1—25. und Sonderdruck. Wien 1931. — F. v. Friedeburg Karpathen- und Dnjestrschlacht 1915. Korps Bothmer von Munkacz bis zur Zlota Lipa. 2. Aufl. Oldenburg 1925. Schlachten d. Weltkriegs. 2. H.)

Wieder trat an die beiden Heerführer die Entscheidung heran, ob man die Offensive fortsetzen und so weit ausreifen lassen sollte, daß eine beträchtliche Verkürzung der Front und die Schaffung einer Dauerstellung erzielt wurde. Es war trotz der Eroberung von Przemysl klar, daß man zur Erreichung dieses Zieles noch bedeutende Kräfte für den Vorstoß einsetzen mußte. Über die Frage, wo diese Verstärkung verwendet werden sollten, waren Falkenhayn und Conrad anfangs nicht einig, endlich gab die Ansicht Mackensens den Ausschlag, der die XI. Armee, wieder flankiert von der IV. und II. Armee, als Stoßkeil vorwärtstreiben und zu diesem Zwecke möglichst stark machen wollte. Er erhielt für die Dauer der Operationen den Oberbefehl über die drei Armeen; die deutsche Südarmee Linsingen und die VII. Armee Pflanzer-Baltin sollten seinen Vorstoß mit einem Angriff auf den am Dnjestr stehenden Feind unterstützen.

Die Hauptaktion in Galizien wurde von Mackensen wieder mit der gewohnten Umsicht vorbereitet; die Reserven wurden tief gestaffelt, gewaltige Transporte von Munition und Verpflegsmitteln nahe an die Front geführt. Am 12. Juni begann die Offensive bei der IV. Armee. Sieniawa wurde genommen, der San-übergang erzwungen; am folgenden Tag setzte der frontale Durchbruchsstoß bei der XI. Armee mit der Schlacht bei Lubaczów ein, am 15. Juni folgte der Angriff der II. Armee. Überall wichen die Russen zurück, sie vermochten auch die Grodek-

Magierówstellung nicht zu halten. Mackensen ließ sie nicht zur Ruhe kommen, er bildete immer wieder einen neuen Angriffskeil mit tiefer Staffelung der Truppen, der mit unerwarteter Stoßkraft die Front der Russen spaltete. Am 22. Juni war wieder ein vorläufiges Ziel erreicht, die Stadt Lemberg wurde von den Truppen Böhm-Ermollis und dem Beskidenkorps eingenommen. In den kaum zwei Wochen dauernden Kämpfen waren ¼ Million russische Kriegsgefangene gemacht, 224 Geschütze und 600 Maschinengewehre von der XI. Armee erbeutet worden, die allerdings auch 87.000 Mann eingebüßt hatte.

Nach den großen operativen Plänen Mackensens und Seeckts wurde die Aufgabe der XI. Armee in Galizien mit der Eroberung von Lemberg als beendet angesehen; sie sollte ebenso wie die IV. Armee gegen Norden einschwenken und die russische Front weiter aufrollen, während der Schutz Ostgaliziens der Südarmee und Pflanzer-Baltin überlassen werden sollte. Die entscheidenden Beratungen fanden am 27. und 28. Juni in Pleß statt; Conrad regte damals eine Mitwirkung der deutschen Nordostfront an der neuen Offensivbewegung an, wieder dachte er an einen Vorstoß in der Richtung auf Siedlec. Falkenhayn kam diesmal in allen wichtigen Fragen den Wünschen Conrads entgegen, er stimmte der Mitwirkung der Nordostfront zu, überließ aber Hindenburg die Wahl des Angriffspunktes. Schon am 28. Juni wurden die Befehle für diese Offensive ausgegeben, die jedoch nach wenigen Tagen infolge des unerwartet heftigen Widerstandes der Russen in den Schlachten bei Krasnik (1.—10. Juli 1915) und an der Gnila Lipa (29. Juni—2. Juli) zum Stehen kam. Jetzt wurde unter dem Kommando Linsingens eine neue Armee, die Bugarmee, gebildet, die am rechten Flügel der XI. Armee eingesetzt wurde, während die etwas geschwächte Südarmee in Ostgalizien unter der Führung Bothmers verblieb. An die Bugarmee wurde dann im weiteren Verlaufe die durch deutsche Truppen verstärkte, neugebildete I. k. u. k. Armee unter dem Kommando des F.Z.M. Puhallo geschoben.

Dieser umfangreichen Neugruppierung an der Front der Verbündeten trat das russische Oberkommando mit gewichtigen Veränderungen entgegen. Seit dem Tage von Gorlice befanden sich die Russen in der Abwehr, es herrschte ein bedenklicher Mangel an Offizieren und ausgebildeter Mannschaft. Die russische Industrie war nicht imstande, den gewaltigen Bedarf an Waffen und Munition zu decken; der Bezug aus dem Ausland war mit großen Schwierigkeiten verbunden, eigentlich stand nur der Weg über Wladiwlostok offen, doch konnten England und Frankreich nur mit Mühe den eigenen Bedarf decken und daher dem Verbündeten nicht mit den erforderlichen Mengen aushelfen. Das russische Oberkommando setzte seine ganzen Hoffnungen auf Entlastungsoffensiven der Italiener und Frankreichs, allein seine Hilferufe hatten weder in Rom, noch in Paris und London den gewünschten Erfolg. Den Oberbefehl über die gesamte russische Front führte noch Großfürst Nikolaj, dem Januschkewitsch und Danilov zur Seite standen. Es wurde eine neue russische Armee, die XIII., unter General Gorbalowsky gebildet, die mit der III. Armee, deren Leitung statt Dimitriew General Lesch übernommen hatte, und der IV. Armee Ewert der großen deutschen Angriffsgruppe von Lemberg bis zur Pilica entgegentreten sollte.

Sowohl an dem Nord- wie am Südflügel der gemeinsamen Ostfront der Verbündeten kam es in der zweiten Hälfte Juli und im August 1915 zu gewaltigen Angriffsoperationen. Im Norden gelang der Armee Gallwitz am 13. Juli der Durchbruchsstoß und der Angriff konnte bis an den Narew vorgetragen werden.

Am 5. August wurde Warschau von der IX. Armee eingenommen, am 19. fiel unter Mitwirkung der österreichischen schweren Mörserbatterien die stärkste und modernste Festung der Russen Nowo-Georgiewsk. Jetzt konnte Hindenburg seinen Plan, die Njemenarmee im Norden zu weit ausholenden Operationen anzusetzen, ausführen, am 1. August wurde Mitau in Kurland besetzt und so waren die deutschen Heere der Hauptstadt St. Petersburg bedenklich nahe gekommen. Die deutsche X. Armee schloß zu gleicher Zeit die Festung Kowno ein, die sich am 18. August ergeben mußte; ihre nächste Aufgabe war der Angriff auf Wilna, der gleichfalls zu einem Erfolg führte. So war im Herbst 1915 an dem nördlichen Abschnitt der Front das erstrebte Ziel, die Schaffung einer verkürzten Frontlinie und einer Dauerstellung erreicht. Aber wenn auch die Beute an Geschützen und Kriegsmaterial in den befestigten Plätzen eine ungeheure gewesen war, so hatten es die Russen doch immer verstanden, sich der Vernichtung zu entziehen, aus der Umklammerung zu schlüpfen und durch Zerstörung aller Verkehrswege und Siedelungen dem Gegner das Vorrücken möglichst zu erschweren. Es war nicht gelungen, ihnen einen vernichtenden Schlag zuzufügen, sie waren rechtzeitig aus dem polnischen Sack geschlüpft. Dennoch hatten die Erfolge der deutschen Heere auf die russische Öffentlichkeit erschütternd gewirkt; der Zar übertrug nun dem Großfürsten Nikolai und Januschkewitsch die Leitung der Operationen im Kaukasusgebiet und übernahm am 22. August selbst den Oberbefehl über die Front gegen die Mittelmächte, Generalstabschef wurde General Alexejew.

Auch Mackensen hatte mit den ihm unterstehenden Armeen, zu denen nun auch die k. u. k. I. Armee gekommen war, Mitte Juli mit der Angriffsbewegung begonnen. Nach den Schlachten von Krasnostaw und Hrubieszow vom 16. bis 18. Juli und am Wieprz räumten die Russen überraschend ihre Stellungen und zogen sich auf eine neue Verteidigungslinie bei Lublin und Cholm zurück. Gleichzeitig mit diesen Operationen war auch die Armee Woyrsch mit der Heeresgruppe Köveß vorgerückt, österreichische und deutsche Pioniere schlugen bei Ryczyvól Brücken über die Weichsel, so daß die Festung Iwangorod eingeschlossen und nach kurzem Kampfe am 4. August durch die Heeresgruppe Köveß besetzt werden konnte. Die verbündeten Armeen rückten nun in der Richtung von Brest-Litowsk vor; Mitte August kam es zu schweren Kämpfen vor der Festung, die am 26. von österreichischen und deutschen Truppen eingenommen wurde. Nach scharfer Verfolgung der Russen war nun auch an dem Südabschnitt der Front die vorgesehene Dauerstellung erreicht.

Den so bedeutenden Erfolgen der Mittelmächte stand aber die Tatsache gegenüber, daß den Russen durch die Frontverkürzung unleugbare Vorteile erwuchsen. Sie waren nun imstande, ihre großen Verluste, die sie in den letzten Kämpfen erlitten hatten und die über eine Million Mann, 2600 Geschütze und 1950 Maschingewehre betrugen, verhältnismäßig leicht wettzumachen; sie befanden sich strategisch in einer günstigen Lage, geboten über ein ausgezeichnet angelegtes Eisenbahnnetz und die Nähe großer Städte ermöglichte ihnen die Anlage bedeutender Reserven zur Stützung ihrer neuen Stellungen.

Gewiß war nun das vorläufige Ziel des Feldzuges der Verbündeten erreicht worden, allein auch jetzt sahen weder Conrad noch Hindenburg und Ludendorff die Operationen als beendet an. Sie traten abermals für einen beiderseitigen, weit ausholenden Flankenangriff auf den Gegner ein, während Falkenhayn nur begrenztere Operationen, die auf eine weitere Frontverkürzung gerichtet waren,

zulassen wollte. Wieder dachte er daran, einen beträchtlichen Teil der deutschen Truppen aus der Ostfront zu ziehen und gegen Serbien einzusetzen. Noch war man zu keiner Einigung gelangt, als Conrad sich zu einer Teiloperation, zu einem selbständigen Angriff auf den rechten Flügel der russischen Südwestfront entschloß, um Lemberg, das nur zwei Tagemärsche hinter der Front lag, zu sichern und Ostgalizien zu gewinnen. Mit seinem linken Flügel, der I. Armee Puhallo, wollte Conrad von Kowel und Wladimir—Wolýnski auf Luck vordringen und hoffte so, durch eine Überflügelung der Russen den entscheidenden Schlag zu führen. Am 26. August 1915 begann Puhallo den Vormarsch in schwierigem Sumpfgelände und Waldgebiet; seine Truppen drangen dennoch an diesem und an dem folgenden Tage weit in die Flanke der noch am Bug stehenden VIII. russischen Armee des Generals Brussilow vor. Inzwischen hatten auch die Armeen Böhm-Ermolli, Bothmer und Pflanzer-Baltin den Angriff begonnen. General Iwanow, der Befehlshaber der Südwestfront, entschloß sich daher schon am 27. August, die gesamte Front in vorbereitete Stellungen zurückzunehmen. Am 31. August wurde Luck von den österreichischen Truppen erstürmt; ohne Zweifel hatte Puhallo einen bedeutenden Erfolg gegen Brussilow errungen, aber Conrad war unzufrieden und wünschte ein schärferes Nachdrücken, das es den Russen unmöglich gemacht hätte, sich unter Mitnahme des gesamten Kriegsmaterials aus der Schlinge zu ziehen. Auch die Armee Böhm-Ermolli und die Südarmee nahmen die Verfolgung der zurückweichenden Russsen auf; es entwickelten sich vom 29. August bis 1. September die Schlachten bei Zloczow und an der Strypa, wo die Russen gut ausgebaute Stellungen bezogen und zu schweren Gegenstößen ausholten.

Jetzt gedachte Conrad, einen Offensivstoß auf dem Nordflügel gegen Rowno zu wagen. Diese Aufgabe wurde der IV. und I. Armee übertragen, die beide dem Kommando des Erzherzogs Joseph Ferdinand unterstellt wurden. Wieder entzog sich Brussilow durch eiligen Rückzug der drohenden Umklammerung; bei Dubno auf der Straße von Luck nach Rowno machte er jedoch Halt und wandte sich überraschend gegen die nachrückenden österreichischen Truppen, denen er schwere Verluste zufügte. Von Norden tauchten aus den Sümpfen und Wäldern der Polesie gewaltige Reitermassen der Russen auf und erhöhten die Schwierigkeiten, mit denen die I. und IV. Armee zu kämpfen hatten. Vergeblich versuchte Conrad, die Armeeleitungen zu rascherem Vorrücken anzuspornen; die Truppen waren zu sehr erschöpft. Es war bei der schlechten Beschaffenheit der Wege, und da die Russen auf ihrem Rückzuge systematisch alle Verkehrsmittel zerstört, alle Ortschaften verwüstet hatten, unmöglich, in kurzer Zeit Munition und Lebensmittel nachzuschieben. Am 5. September kam es zu heftigen Kämpfen an der Putilowka und bei Dubno. Nun setzte auch der Gegenstoß der Russen und zwar in dem südlichen Abschnitt der Front, bei der Armee Schtscherbatschew ein; am 6. September überwältigten die Russen die schwach gesicherten Stellungen des k. u. k. Korps Hofmann, das im Verbande der Südarmee kämpfte. In den nächsten Tagen kam es zu sehr empfindlichen Rückschlägen bei Novo-Aleksiniec und am Sereth. Conrad war tief enttäuscht über den unglücklichen Verlauf der Kämpfe; er hatte eben am 6. September das Abkommen mit Bulgarien unterzeichnet und sich verpflichtet, 6 Korps an die Balkanfront zu senden (vgl. S. 123). Nun war es unmöglich, diese Truppenmacht auf dem russischen Kriegsschauplatz zu entbehren, er mußte vielmehr alle verfügbaren Truppen in Ostgalizien zur Stützung der sehr

geschwächten Front einsetzen und Falkenhayn bitten, ihn von seiner Verpflichtung zu entheben.

Noch einmal versuchte Conrad durch ein Vorstoßen des Nordflügels die schwer ringenden Armeen Böhm-Ermolli und Bothmer zu entlasten. Es wurde zwar am 9. September Dubno genommen, aber die Kämpfe am Stubiel brachten keinen entscheidenden Erfolg, so daß Conrad im Einverständnis mit Falkenhayn am 12. September den Entschluß faßte, die Offensive einzustellen und sich auf die Verteidigung zu beschränken.

Inzwischen hatte aber Brussilow auch an dem Nordflügel den Gegenangriff vorbereitet und bedeutende Verstärkungen an sich gezogen. Am 15. September gelang ihm gegen die vollständig erschöpften österreichischen Abteilungen der Durchbruch bei Deražno am Nordflügel der Heeresgruppe Joseph Ferdinand; die Lage der IV. Armee war so bedenklich, daß sich Conrad am 17. September an Falkenhayn um rasche Hilfe wenden mußte. Falkenhayn bildete eine neue Heeresgruppe Linsingen und erteilte ihr den Auftrag, unter allen Umständen eine Stützung der IV. Armee zu erreichen, die seit dem 19. in schweren Kämpfen bei Luck stand und am 23. die Stadt dem Gegner überlassen mußte. Durch das Eingreifen der deutschen Kavallerie und der Heeresgruppe Linsingen trat dann ein Umschwung ein. Linsingen holte zu einem neuen Angriff auf Rowno aus und zwang dadurch Brussilow, am 25. September Luck wieder zu verlassen. Rowno konnte zwar nicht genommen werden, aber die Stützung und Sicherung der österreichischen Front war dennoch gelungen.

Die große Offensive Conrads in Wolhynien hatte den Zweck gehabt, Ostgalizien zu befreien, es sollte die russische Front gespalten, Rowno, das wichtige Ausfalltor gegen die Ukraine, erobert werden. Allein Conrad beging den Fehler, ein außerordentlich schwieriges Unternehmen Truppen zu übertragen, die durch monatelange Kämpfe und Märsche vollständig erschöpft und bei aller Tapferkeit den Anstrengungen des neuen Feldzuges nicht gewachsen waren. Deshalb konnte sich auch die sehr bedeutende zahlenmäßige Überlegenheit — an dem Nordflügel standen 14 österreichische Divisionen gegen 5—6 russische — nicht zu unseren Gunsten auswirken. Conrad hatte ferner die Unterfeldherrn nicht von dem großen Ziele seiner Operationen verständigt, so daß es zu störenden Mißhelligkeiten kam. Der Plan der Offensive war auch insofern verfehlt, als Conrad die Truppen in einem ganz unwegsamen Sumpfgelände zu einem weit ausholenden Umgehungsmanöver eingesetzt hat; es wäre in diesem Falle besser gewesen, frontal auf der Straße von Luck über Dubno nach Rowno vorzustoßen. (Vgl. Österr.-Ungarns letzter Krieg. III. S. 181 ff.) Die Verluste der an der Offensive beteiligten Armeen waren ungeheure, sie betrugen mehr als die Hälfte der kämpfenden Truppen, 230.000 Mann, davon waren über 100.000 in Gefangenschaft geraten. Die politischen und moralischen Folgen der verunglückten Offensive, die als Sonderunternehmen des AOK. geplant war, waren sehr nachhaltige, auch in bezug auf das Verhältnis zu den Bundesgenossen; Österreich-Ungarn konnte sich nur mit sehr geringen Kräften an dem Balkanfeldzug beteiligen und dadurch war sein Ansehen besonders bei den Bulgaren geschädigt worden.

Nach dem verunglückten Vorstoß in Wolhynien war die österreichisch-ungarische Front im Norden am Styr, in der Mitte bei Nowo-Aleksiniec und im Süden an der Strypa besonderen Gefahren ausgesetzt und in der Tat begannen an allen drei Stellen im Oktober 1915 die Offensiven Brussilows. Am schwersten waren

die Kämpfe in der Durchbruchsschlacht bei Czartorijsk am Styr vom 16.—18. Oktober; es gelang den Russen, an einer schwach gesicherten Stelle durchzudringen, doch der rasch unternommene Gegenstoß Linsingens führte Mitte November 1915 zur Räumung des Styrbogens durch die Russen.

Hatten die Kämpfe in dem Sumpfgebiet der Polesie auf beiden Seiten beträchtliche Opfer gekostet, so brachten die folgenden Wintermonate trotz scheinbarer Ruhe keine geringen Verluste durch die Unbilden der Witterung, durch die schweren Anstrengungen der Truppen beim Ausbau der Dauerstellungen und durch die vielen Krankheiten, von denen die Soldaten bei dem Aufenthalt in den von Schnee oder Morast erfüllten Schützengräben befallen wurden. Schon um die Jahreswende plante die russische Heeresleitung einen neuen Angriff und gedachte zu diesem Zwecke eine neugebildete Armee unter General Schtscherbatschew als Stoßkeil einzusetzen. Brest-Litowsk und Lemberg sollten das Ziel sein. General Alexejew wollte sich aber nicht mit einer Offensive der russischen Armee allein begnügen, vielmehr sollte ein Generalangriff aller Verbündeten auf die Mittelmächte gleichzeitig erfolgen. Ein Kriegsrat der Ententemächte in Chantilly beschloß in der Tat am 6. Dezember 1915 die Ausführung eines solchen Generalangriffes, der aber erst im März 1916 erfolgen sollte. Alexejew sah sich jedoch mit Rücksicht auf Serbien und Rumänien genötigt, schon um die Jahreswende loszuschlagen. Vom 27. Dezember an tobten die heftigsten Kämpfe unter starker Beteiligung der Artillerie und Minenwerfer an der Strypa, zwischen Pruth und Dnjestr und vor Czernowitz, die aber ebensowenig wie das wütende Anstürmen in dem Raume von Rarancze—Toporoutz vom 16. bis 19. Jänner 1916 den erwarteten Erfolg brachten. (E. v. Steinitz. Ein mißlungener und ein geglückter russischer Durchbruch während der Kämpfe an d. österr.-ungar. Strypafront im Winter 1915/16 und im Juni 1916. Militärwiss. Mitt. 66. Bd. 1935. S 929—962.)

Nach den unaufhörlichen Vorstößen in der Neujahrsschlacht 1916 herrschte wochenlang verhältnismäßig Ruhe an der russischen Front und das AOK. konnte zahlreiche Truppenkörper an die Südfront abziehen. Die dadurch entstandenen Lücken wurden durch Ersatzmannschaften wieder aufgefüllt, so daß die österreichisch-ungarische Front im Frühjahr gegen 600.000 Mann und 2700 Geschütze zählte und so der Truppenmacht des Gegners gleichwertig war, während die Russen an dem Nordwestabschnitt ihrer Front den deutschen Armeen mit doppelter Überlegenheit entgegentreten konnten. Dieses günstige Verhältnis wollte Alexejew zu einem entscheidenden Schlag ausnützen, er ließ sich auch durch einen neuerlichen Beschluß seiner Verbündeten, nur gemeinsam im konzentrischen Angriff gegen die Mittelmächte vorzugehen, nicht abhalten, in der zweiten Märzhälfte mit einer großen Offensivbewegung an der Nordwestfront zu beginnen, die aber in den Schlachten am Naroczsee, bei Jakobstadt und Dünaburg an der Standhaftigkeit der deutschen Truppen scheiterte. In dem großen Kriegsrat in Mohilew am 14. April trat Alexejew wieder mit neuen umfassenden Angriffsplänen hervor; er gedachte die deutsche Front bei Wilna und Dünaburg mit vielfacher Überlegenheit durchzustoßen und wenig später auch an der Südwestfront, deren Oberleitung Iwanow vor kurzem an Brussilow hatte abgeben müssen, in dem Raume von Luck vorzudringen. Während einzelne Befehlshaber wie Kuropatkin und Ewert Bedenken gegen diesen gigantischen Plan erhoben, griff Brussilow den Gedanken einer Offensive an der Südwestfront mit Begeisterung auf. Frankreich und England

waren dafür, den Beginn des Unternehmens in den Juli zu verlegen, aber die dringenden Hilferufe der italienischen Regierung infolge der österreichischen Offensive in Südtirol (vgl. S. 144 ff) trieben Brussilow zu größerer Eile. Er bereitete das Unternehmen mit ungewohnter Umsicht vor; die russische Front war während des Winters durch ein kunstvolles System von Laufgräben nach französischem Muster gestützt worden, nun häufte Brussilow gewaltige Truppenmassen in engem Raume an, sorgte für die Bereitstellung von bedeutenden Reserven an Mannschaft und Munition nahe der Front. Er gedachte, nicht allein bei Luck, sondern auch an anderen Stellen im Bereich der Südwestfront durchzustoßen und setzte seinen Willen gegen die Meinung Alexejews und des Zaren durch.

Auf österreichischer Seite waren die Vorbereitungen der Russen nicht unbemerkt geblieben, man hatte Gegenmaßnahmen getroffen, allein früher als man dachte, brach am 4. Juni 1916 der Sturm los. Schon in der Frühe setzte ein gewaltiges Trommelfeuer in dem Raume von Olyka ein, dem nachmittags der Infanterieangriff folgte; die Erfolge waren am ersten Tag gering. Aber am nächsten Tage verstärkten die Russen ihr Trommelfeuer und drangen in wütenden Handgranatenkämpfen in die österreichischen Schützengräben ein, deren Verteidiger in halber Betäubung durch den ununterbrochenen Geschoßhagel nur geringen Widerstand leisten konnten. An mehreren Stellen gelang der Durchbruch. Das Kommando der IV. Armee gab den Befehl, die erschöpften Reste der Gruppen — einzelne Regimenter waren unter ein Zehntel ihres Bestandes herabgesunken — zuerst in die zweite, dann in die dritte Stellung zurückzunehmen. Am 5. Juni ging das Unheil weiter, der Rückzug faßte im Norden und Süden nach den angrenzenden Abteilungen, die von einer furchtbaren Panik ergriffen wurden. Eine verzweifelte Stimmung herrschte auch im Armeekommando, das trotz der energischen Mahnungen Linsingens, dessen Heeresgruppe die IV. Armee zugeteilt war, immer neue Befehle zu weiterer Zurücknahme der Truppen gab. Am 7. Juni war die Front bis an den Styr zurückgedrängt worden und es entspann sich ein furchtbares Ringen um den Brückenkopf von Luck, der am Abend dieses Tages geräumt werden mußte. Auf Drängen Linsingens wurde während der Schlacht der Befehlshaber der IV. Armee Erzherzog Joseph Ferdinand enthoben, der sich nur schwer und widerwillig dem deutschen Befehlshaber untergeordnet hatte. An seine Stelle trat G.d.K. von Tersztyánszky. Die rückflutende Bewegung der österreichisch-ungarischen Truppen hielt auch in den folgenden Tagen an und kam erst am 15. Juni östlich von Wladimir-Wolýnski zum Stehen. Der russische Durchbruch war in einer Breite von 85 km, in einer Tiefe von 45 bis 90 km geglückt; die österreichische Front war in einem tiefen Bogen eingedrückt worden, und daß der Einbruch bei Olyka—Luck nicht zu einer noch furchtbareren Katastrophe wurde, war nur dem Umstande zu danken, daß Brussilow es nicht verstand, den unverhofften Erfolg auszunützen. Die IV. Armee hatte 82.200 Mann verloren, 43.618 waren in diesen wenigen Tagen in Gefangenschaft geraten. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. IV. S. 375 ff. — Weltkrieg. X. S. 439 ff. — Brussilow. Memoiren, w. o. — A. v. Cramon. Bundesgenosse. S. 58 ff. — Bardolff, Soldat im alten Österreich. S. 254 ff. — Falkenhayn. Heeresleitung. S. 206 ff. — E. Heller. Olyka—Luck. Österr. Wehrzeitung 1926. — O. Gallian. Opfergang bei Luck. 2. Aufl. Leipzig 1938. — M. Schönowsky-Schönwies und A. Angenetter. Luck. Der russ. Durchbruch im Juni 1916. Wien-Leipzig 1919. — J. Diakow. Wie es im Sommer 1916 zur Brussilow-Offensive kam. Militärwiss. Mitt. 63. Bd. 1932. S. 665—71. —

Ders. Brussilow u. seine Reiter im Juni 1916. Ebd. 64. Bd. 1933. S. 9—14. — Th. v. Schaefer. Brussilows Offensive im Sommer 1916. Deutscher Offiziersbund 1926. — Ders. Der Feldherr Conrad u. d. Brussilowoffensive. Ebd. 1933. — A. Knox. With the Russian army 1914—1917, w. o. — Balujew. Die VIII. Armee im Durchbruch bei Luck (russisch). Moskau 1924. — P. V. Tscherkassow. Der Durchbruch bei Luck (russisch). Moskau 1927. — A. Redkin-Rymaschewsky. Die Kampfhandlungen des XXXII. Korps beim Durchbruch von Luck. Juni 1916 (russisch). Moskau 1926. — A. M. Zajontschkowskij. Strategische Studie über den Weltkrieg 1914—1916. VI. Teil (russisch). Moskau 1923. — L. E. v. Schlotheim. Die kais. deutsche Südarmee in d. Kämpfen während d. Brussilowoffensive 1916. Münchener Hist. Abh. 2. R. 9. H. München 1936.)

In Teschen, dem Sitz des AOK., herrschte größte Bestürzung über die Nachrichten von der Katastrophe, die über die IV. Armee hereingebrochen war. Alle verfügbaren Truppen hatte Conrad in Südtirol angehäuft, wo die Offensive gegen Italien in erfolgreichem Fortschreiten war vgl. S. 148). Zunächst konnte er den Gedanken nicht fassen, dieses Unternehmen abzubrechen, auch war es wohl nicht möglich, so rasch, als es die Lage vor Luck erforderte, Verstärkungen von dem italienischen Kriegsschauplatz herüberzuwerfen. Aber die Gefahr war so groß, daß Conrad sich an die DOHL. um Hilfe wenden mußte. Er begab sich am 8. Juni nach Berlin und die folgenden Unterredungen mit Falkenhayn müssen für ihn außerordentlich peinlich gewesen sein. Immerhin gelangten beide Heerführer zu der Überzeugung, daß man alle verfügbaren Kräfte an der so gefährdeten Ostfront einsetzen müsse, und Falkenhayn erklärte sich bereit, 4 Divisionen und schwere Artillerie für diesen Zweck freizumachen. Er suchte Conrad zu überzeugen, daß im Vergleich mit der Ostfront dem Kriegsschauplatze gegen Italien nur untergeordnete Bedeutung zukäme. Während man noch in Berlin verhandelte, brach eine neue Katastrophe über die k. u. k. Truppen herein. Brussilow hatte sich trotz der Mahnungen Alexejews nicht auf eine einzige Angriffsstelle beschränkt, sondern am 10. Juni 1916 begann mit schwerstem Trommelfeuer der Ansturm der IX. Armee Letschitzky zwischen Pruth und Dnjestr gegen den Frontabschnitt des F.Z.M. von Benigni der VII. Armee. Es gelang den Russen, bei Okna durchzustoßen, die Front wurde weit aufgerissen und die mit großer Tapferkeit kämpfenden österreichischen Truppen mußten am 10. Juni schon um 30 km, am übernächsten Tage in gleicher Tiefe zurückgenommen werden. (M. v. Pitreich. Die Schlacht bei Okna 4. bis 16. Juni 1916. Wien 1931.) Die Truppen Benignis befanden sich in kläglicher Verfassung, eine Division war von 10.000 auf 3500 Mann zusammengeschmolzen, der Verlust an Kriegsmaterial war unübersehbar. Eine schwere Panikstimmung hatte die benachbarten Abteilungen, aber auch die höheren Kommanden ergriffen, die oft ohne zwingenden Grund, nur aus Sorge vor Umklammerung den Rückzug befohlen hatten. Pflanzer-Baltin meldete, daß seine „ruinierte" Armee keinen neuen Angriff des Feindes aushalten könne. Wieder kam es zu schwerer Verstimmung zwischen Conrad und Falkenhayn, der die Entlassung Pflanzer-Baltins forderte und nur unter dieser Bedingung bereit war, eine deutsche Division zur Stützung der VII. Armee zu bewilligen. Conrad hielt jedoch an Pflanzer-Baltin, den er als besonders fähigen Heerführer schätzte, fest und lehnte auch den Vorschlag Falkenhayns, die gesamte Ostfront vom Pripet bis zu den Karpathen dem bewährten Führer der Gorliceoffensive, Generalfeldmarschall Mackensen, unterzuordnen, ab. Doch zwang ihn die täglich sich verschlechternde Lage einzulenken. Die Gefahr

eines völligen Zusammenbruches der österreichischen Front war nahe, es war, wie Conrad sagte, „die größte Krise des Weltkrieges". Er mußte jetzt der Angliederung der I. Armee Puhallo an die Heeresgruppe Linsingen und der Betrauung des Obersten Seeckt, des Mitarbeiters Mackensens, als „Obergeneralstabschef" mit der tatsächlichen Leitung der VII. Armee zustimmen.

Auch über die Frage, an welcher Stelle die Verstärkungen eingesetzt werden sollten, herrschten Meinungsverschiedenheiten. Falkenhayn war für die Bildung einer neuen Stoßgruppe bei der Armee Linsingen, die östlich von Luck die vordringenden Russen in die Flanke treffen sollte, Conrad wollte eine Stützung der VII. Armee. Aber das von General von der Marwitz eingeleitete Unternehmen führte zu sehr schweren Kämpfen bei Luck, es wurde zwar die russische Front etwas zurückgedrängt und der Gegner in seiner Handlungsfreiheit beschränkt, aber ein ausschlaggebender Erfolg wurde nicht erzielt, so daß Falkenhayn sich jetzt der Ansicht Conrads anschloß und einen Gegenstoß in dem Raume zwischen Pruth und Dnjestr plante. Inzwischen hatten die Russen immer wieder an allen Stellen der Front zu neuen wütenden Angriffen ausgeholt; Mitte Juni 1916 hatte das im Verbande der Südarmee kämpfende VI. Korps Arz schwerste Kämpfe zu bestehen, wenige Tage später tobte eine Schlacht vor Czernowitz, das am 18. Juni geräumt werden mußte. Die mit so viel Heldenmut verteidigte Bukowina mußte nun vor der andringenden Armee Letschitzky aufgegeben werden, und während die deutschen Verstärkungen für Pflanzer-Baltin und die Südarmee heranrollten, hatten die Russen neuerdings am Pruth angegriffen und fügten der VII. Armee in der Schlacht bei Kolomea am 22.—27. Juni schwerste Verluste zu. Die Kämpfe dauerten im Juli an, ihnen folgten Vorstöße gegen die Heeresgruppe Böhm-Ermolli mit der Schlacht bei Brody vom 22.—28. Juli und gleichzeitig bei Kowel gegen Linsingen. Die russische Heeresleitung hatte, angefeuert durch die unerwartet großen Erfolge und mit Rücksicht auf Rumänien immer mehr den Schwerpunkt ihrer Unternehmungen an den südlichen Abschnitt der Front verlegt. In den folgenden Kämpfen mußte das Stochodufer zwar geräumt werden, aber Kowel wurde behaupet. (Vgl. J. Schön. Die deutsch-böhmische Infanterietruppendivision am Stochod. Reichenberg 1926.) Hingegen kam es bei der IV. Armee bei Luck, infolge des Versagens der ruthenischen Truppen, neuerlich zu einem empfindlichen Rückschlag. In wenigen Stunden war die Hälfte der Armee verschwunden. Die schweren Kämpfe am Sereth und Pruth und in den Karpathen dauerten bis in den Herbst 1916 fort. Das Ergebnis war die Zurücknahme der Front an vielen Stellen; sie verlief nun an der Nordgrenze der Karpathen bis zum Pantyrpaß, von hier über Stanislau zur Zlota-Lipa und fast geradlinig gegen Norden. In den drei Monaten dieser Kämpfe hatten die k. u. k. Heere die schwersten Verluste erlitten, die zahlenmäßig alle vorhergehenden übertrafen. Die Gesamtverluste vom 4. Juni bis 31. August betrugen 613.587 Mann, davon waren 30.245 tot und 327.388 in Gefangenschaft geraten. Nicht zu ersetzen waren bei dem empfindlichen Rohstoffmangel die Einbußen an Kriegsmaterial, vor allem an Geschützen. Am schwersten aber wog der politische und moralische Eindruck der Niederlagen. Die politische Wirkung äußerte sich in der drohenden Haltung Rumäniens, das sich nun fest an die Ententemächte anschloß. Die schwerste moralische Schädigung bedeutete aber das Schwinden jeglichen Vertrauens zu den obersten Befehlshabern der k. u. k. Armee. Es verbreitete sich die Überzeugung, daß nur an solchen Stellen, die durch deutsche Truppen gestützt wurden, Wider-

stand gegen die Russen möglich sei. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. V. S. 219.) Die Unruhe im Offizierskorps und in der Zivilbevölkerung nahm immer mehr zu und in dem Maße, als man die Wahrheit zu verbergen suchte, steigerten wilde Gerüchte das Unglück. Kaiser Franz Joseph dachte an einen Wechsel in der Leitung des Generalstabes; er hatte auch schon längst erkannt, daß die Verhältnisse an der russischen Front, wo deutsche und österreichisch-ungarische Truppen vollkommen durcheinandergewürfelt kämpften, einen zusammenfassenden Oberbefehl erheischten.

Die Lösung dieser Frage war nicht nur durch den Widerstand Conrads, sondern auch durch den Gegensatz, der zwischen Falkenhayn und Hindenburg bestand, hinausgeschoben worden. Denn infolge der drohenden Haltung Rumäniens konnte Mackensen den Balkankriegsschauplatz nicht verlassen und für die Führung des Oberbefehls an der Ostfront kam nur mehr Generalfeldmarschall von Hindenburg mit seinem Berater Ludendorff in Betracht. Auf Drängen Falkenhayns hatte Conrad schon insofern eine Änderung der Befehlsgewalt an dem südlichen, so schwer bedrohten Abschnitt der Front vorgenommen, als eine neue Heeresgruppe unter dem Thronfolger Erzherzog Karl und dem Obersten von Seeckt als Generalstabschef gebildet worden war, der die Armee Pflanzer-Baltin, die deutsche Südarmee und die neugebildete deutsche XII. Armee angehörten. Der Oberbefehl Hindenburgs sollte von der Ostsee bis zum Dnjestr reichen. Die endgültigen Verhandlungen fanden am 27. und 28. Juli 1916 in Anwesenheit Kaiser Wilhelms und Erzherzog Friedrichs in Pleß statt. Falkenhayn, der über die Bevorzugung Hindenburgs verstimmt war, nahm an den Beratungen nicht mehr teil. Kaiser Franz Joseph gab schon am 29. Juli seine Zustimmung zu den Beschlüssen von Pleß.

Schon nach wenigen Wochen mußte aber die weit bedeutendere Frage einer einheitlichen Leitung aller Kriegshandlungen geregelt werden, da durch die Kriegserklärung Rumäniens am 27. August die militärische Lage der Mittelmächte eine weitere Verschärfung erfuhr und immer mehr zu der einer belagerten Festung wurde. Bei der Teilnahme Bulgariens und der Türkei war es notwendig geworden, eine Stelle zu schaffen, die in großen Linien die Gesamtoperationen vorschlagen und den einzelnen Generalstäben ihre Aufgaben zuweisen sollte. Kaiser Franz Joseph war einer der ersten gewesen, die für die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls nicht nur für die russische Front, sondern für alle Kriegsschauplätze eintraten. Conrad mußte jetzt den dringenden Mahnungen des Kaisers nachgeben. Er setzte aber die Aufnahme eines Geheimartikels durch, der Deutschland verpflichtete, die Integrität österreichisch-ungarischen Gebietes der eigenen gleichzuhalten. Am 6. September 1916 wurden die endgültigen Vereinbarungen zwischen Conrad und Ludendorff getroffen. Bei Wahrung der Hoheitsrechte jedes Staates und der Selbständigkeit der Generalstäbe jedes Verbündeten in der Ausführung ihrer Operationen sollte der Gesamtoberbefehl durch Kaiser Wilhelm ausgeübt werden. Die bulgarische und nach einigen Wochen auch die türkische Regierung stimmten den Vereinbarungen zu. (Vgl. die Bestimmungen in Österreich-Ungarns letzter Krieg. V. 268 f. — Ludendorff. Kriegserinnerungen. S. 178 f. — Cramon. Bundesgenosse. S. 66 ff. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund. S. 139 ff. — G. Beyerhaus. Einheitlicher Oberbefehl. Ein Problem d. Weltkrieges. München 1938.)

Der gemeinsame Oberbefehl trat zum ersten Male bei dem Feldzug gegen Rumänien in Erscheinung. Der Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg bedeutete

die Verlängerung der Ostfront der Mittelmächte um nahezu 700 km gegen Süden und nötigte sie also zu einer neuen gewaltigen Anspannung ihrer Kräfte. Von nun an traten an der Ostfront die Kämpfe gegen Rußland zurück, sie hatten nur mehr sekundäre Bedeutung im Vergleiche zu den Ereignissen, die sich auf dem rumänischen Kriegsschauplatz abspielten. Die Fortsetzungen der Brussilowoffensive im Herbst 1916 bis zum Ende des Jahres entsprangen dem Wunsche der russischen Heeresleitung, den Aufmarsch des rumänischen Heeres zu sichern und es im weiteren Verlaufe in seinem Ringen mit den Armeen der Mittelmächte zu entlasten. Ende August setzte ein großer Generalangriff der Russen von den Karpathen bis gegen den Pripet ein, der besonders den rechten Flügel der Südarmee in schwere Gefahr brachte. Die Kämpfe verliefen aber infolge des tapferen und andauernden Widerstandes der verbündeten Truppen ohne den erhofften Raumgewinn. Vielmehr erlitt die IX. russische Armee so große Verluste, daß Brussilow im Oktober den Hauptstoß an die nördlichen Abschnitte seiner Front, nach Ostgalizien und Wolhynien verlegte, aber auch hier trotz ungeheurer Menschenopfer keinen Erfolg erringen konnte. Ebenso scheiterte die mit unerhörter Heftigkeit geführte Entlastungsoffensive der wiederhergestellten IX. Armee in den Waldkarpathen im Dezember 1916 und die Russen vermochten nicht, die Katastrophe aufzuhalten, die über Rumänien hereingebrochen war.

6. Die Eroberung Serbiens, Montenegros und Albaniens 1915—1916.

Vgl. die allgemeinen und militärischen Darstellungen auf S. 8 ff. — Ferner die Bibliographien auf S. 7. Dazu noch Weltkriegsbücherei. Vtjsh. 8./9. Britisches Reich. S. 69 f. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. III.2. und IV. Bd. — Weltkrieg. IX. Bd. S. 134 ff. — Wulff. Donauflottille. S. 60 ff. — Krauß. Ursachen. S. 169 ff. — Falkenhayn. Oberste Heeresleitung. S. 134 ff. — Mackensen. Briefe u. Aufzeichnungen, w. o. Hrsg. v. W. Foerster, S. 210 ff. — Cramon. Bundesgenosse, S. 30 ff. — Ders. Schicksalsbund, S. 109 ff. — M. Gallwitz. Meine Führertätigkeit im Weltkriege 1914/16. Berlin 1929. — M. Sarrail. Mon commandement en Orient 1916—1918. Paris 1920.

F. Günther. Feldgrau über Serbien. Mit Mackensen anno 15 über die Donau. Saarbrücken 1937. — F. Kellner. Drei Jahre an der bulgarischen Front. Erlebnisse einer österr.-ungar. Artilleriegruppe. Klagenfurt 1932.

Krauß. Theorie und Praxis, w. o. S. 214 ff. — Kabisch. Streitfragen, w. o. S. 342 ff. — Th. v. Konopicky in Schwarte, Großer Krieg, w. o., V. Bd. S. 174 ff.; Th. Jochim. Ebd. II./2. Bd. — v. Berendt. Der Feldzug in Serbien 1915. Mil. Wochenbl. 1935. — Kerchnawe. Militärverwaltung, w. o. S. 53 ff., S. 270 ff. — P. Kirch. Krieg u. Verwaltung in Serbien u. Mazedonien 1916—1918. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkriegs. 3. H. Stuttgart 1928. — H. Kerchnawe. Bandenkrieg u. Bandenbekämpfung im serbischen Okkupationsgebiet. Militärwiss. Mitt. 60. Bd. 1929. S. 20—29, 185—194. — F. W. von Oertzen. Der große Krieg u. d. südslavische Soldat. In „Das Königreich Südslavien". Leipzig 1935. S. 206—214. — L. Faragó. Szerbia összeomlása 1915-ben. (Serbiens Zusammenbruch 1915.) Budapest 1935. — F. Feyler. Les campagnes de Serbie, w. o. — M. Dunan. Le drame balcanique de 1915. L'automne serbe. Paris 1932. — M. Larcher. La Grande Guerre dans les Balcans, w. o. — F. J. Deygas. L'armée de l'Orient dans la Guerre mondiale 1915—1919. Paris 1932. — P. H. Michel. La question de l'Adriatique 1914—18. Paris 1938. —

Als nach den Mißerfolgen in den serbischen Feldzügen im Herbst 1914 die österreichisch-ungarischen Streitkräfte hinter Donau, Save und Drina zurückgeführt worden waren, mußte es die erste Sorge des neuen Kommandos, des Erzherzogs Eugen und seines Generalstabschefs Krauß sein, den seelisch und körperlich so schwer mitgenommenen Truppen die notwendige Erholung zu verschaffen und sie mit Waffen und Ausrüstung zu versehen. Ihre Aufgabe war nun zunächst eine rein defensive; es sollten die Serben, falls sie einen Einbruch in das Gebiet der Monarchie wagen würden, zurückgewiesen werden. Allein die erwarteten Angriffe der Serben unterblieben, obgleich sowohl das serbische als auch das montenegrinische Heer in den Wintermonaten 1914/15 wieder auf einen besseren Stand gebracht worden war. Das lange dauernde Hochwasser im Frühjahr 1915 verhinderte größere Truppenbewegungen, auch forderten Cholera und Flecktyphus bei dem Fehlen sanitärer Vorkehrungen zahlreiche Opfer, endlich bestand trotz weitgehender Unterstützung durch die Entente ein solcher Mangel an Munition, Gewehren und Geschützen aller Art, daß jede größere Kriegshandlung unterbleiben mußte und die serbischen Heerführer im Frühjahre 1915 die dringende Forderung der russischen Heeresleitung nach einer Entlastungsoffensive nicht erfüllen konnten. So wurde es Conrad möglich, während der schweren Kämpfe in den Karpathen beträchtliche Streitkräfte aus dem serbischen Grenzgebiet abzuziehen und dieselben gegen die Russen einzusetzen.

Conrad hatte jedoch den Gedanken einer Offensive gegen Serbien nicht aufgegeben und auch Falkenhayn hatte im Winter 1914/15 erwogen, durch einen Vorstoß über die Nordostecke Serbiens, den Negotiner Kreis, den Donauweg zu öffnen und eine unmittelbare Verbindung mit der Türkei herzustellen. Aber die Kriegserklärung Italiens am 23. Mai 1915 machte zunächst allen Offensivplänen gegen Serbien ein Ende, da Conrad im Gegensatz zu Falkenhayn für den Vorrang des italienischen Kriegsschauplatzes gegenüber dem serbischen eintrat. Die Befehlsverhältnisse wurden so geregelt, daß Erzherzog Eugen das Kommando über alle Südarmeen, sowohl gegen Serbien als auch gegen Italien erhielt. Der Leiter der serbischen Front wurde Ende Mai 1915 G.d.K. Tersztyánszky, der bisher ein Korps in der Armee Böhm-Ermolli auf dem russischen Kriegsschauplatz geführt hatte. Damals war schon durch den siegreichen Durchbruch von Gorlice-Tarnow (vgl. S. 108 ff.) und durch das Vordringen der verbündeten Heere nach Ostgalizien und Polen die eine Vorbedingung, die Sicherung im Norden, für einen neuen Angriffskrieg gegen Serbien erfüllt worden. Die zweite notwendige Voraussetzung für ein erfolgreiches Vorgehen gegen Serbien war aber die Mitwirkung Bulgariens.

In diesem Lande hatte schon seit dem Winter 1913/14 infolge der schmählichen Behandlung von Seite Rußlands während des zweiten Balkankrieges die russophile Partei an Bedeutung verloren, während die den Mittelmächten günstige Stimmung einen Aufschwung genommen hatte. Dennoch schwankte man in Sofia nach dem Ausbruch des Weltkrieges, welcher der beiden Mächtegruppen man sich anschließen sollte, und ließ sich endlich doch nur von der Aussicht auf möglichst ausgiebigen Gewinn leiten. Ministerpräsident Radoslawow, der anfangs für einen Bund mit den Mittelmächten eingetreten war, entschied sich im Herbst 1914 unter dem Einflusse Englands für die Neutralität. Aber damit war Rußland nicht zufrieden und Sasonow umwarb Bulgarien mit bedeutenden Angeboten, zumal sich die Pforte für die Mittelmächte erklärt hatte. Fortwährend wechselte Bulgarien in dem ersten Kriegsjahre unter dem Eindruck der militärischen Ereignisse und der Stellungnahme

Italiens seine Haltung; das Versagen der beiden Offensiven Potioreks gegen Serbien (vgl. S. 82 ff.) hatte den ungünstigsten Eindruck in Sofia hervorgerufen und es bestand die Gefahr, daß Zar Ferdinand den Versprechungen und Drohungen der Ententemächte erliegen würde. Aber schon die Abwehr der französisch-englischen Angriffe auf die Dardanellen Februar—Mai 1915 bedeutete eine nachdrückliche Warnung für die bulgarische Regierung; die Offensive von Gorlice-Tarnow und das siegreiche Vordringen der Mittelmächte im Sommer 1915 gegen Rußland führten dann den entscheidenden Umschwung herbei. Trotz des starken Druckes der Ententevertreter erklärte Zar Ferdinand, mit den Mittelmächten über den Eintritt Bulgariens in den Krieg und über den Abschluß einer Militärkonvention verhandeln zu wollen. Oberst Gantschew kam als Vertreter des bulgarischen Generalstabs in das deutsche Hauptquartier nach Pleß. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, da Gantschew weitgehende Forderungen erhob. Vor allem verlangte die bulgarische Regierung unbedingt den Oberbefehl eines deutschen Generals und diese Forderung hatte wieder peinliche Auseinandersetzungen Falkenhayns mit Conrad zur Folge. Für die Führung des Kommandos wurde Mackensen in Aussicht genommen, doch erreichte Conrad das Zugeständnis Falkenhayns, daß Mackensen seine Weisungen nur über das österreichische AOK. erhalten sollte. Endlich wurden am 6. September 1915 der Bündnisvertrag mit Bulgarien und die Militärkonvention unterzeichnet. Bulgarien verpflichtete sich, zwei Armeen aufzustellen und erhielt den Gewinn von Serbisch-Mazedonien, Teilen von Altserbien und Grenzgebieten gegen Rumänien und Griechenland zugesichert. Die Türkei schloß sich am 14. September den Vereinbarungen an, fünf Tage später begannen die Operationen. (Vgl. Wegerer. Bibliographie, S. 13 f. — V. Radoslawoff. Bulgarien u. d. Weltkrise. Berlin 1923. — Die bulgarischen Dokumente zum Kriegsausbruch 1914. Berl. Mh. VI. 1928. S. 227—259. — Burián. Drei Jahre. S. 103 ff. — Mach, Balkanzeit. S. 173 ff. — Helfferich. Weltkrieg. II. Bd. S 91 ff. — G. Frantz. Rußlands Werben, w. o. S. S. 563 ff. — C. Mühlmann. Deutsche Balkanpolitik im Weltkrieg. Europäische Gespräche. XI. 1933. S. 219—235. — A. Mehlan. Das deutsch-bulgarische Weltkriegsbündnis. Hist. Vtjschr. XXX.. Bd. 1935. S. 771—805. — C. Mühlmann. Der Eintritt Bulgariens in d. Weltkrieg, Herbst 1915. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 829—843. — A. Pingaud. L'Intervention Bulgare dans la Grande Guerre. La Revue de France. 15. Sept. u. 1. Okt. 1933. S. 231—248, 487—508. — C. Mühlmann. Der Eintritt der Türkei in d. Weltkrieg. Berl. Mh. XII. 1934. 966—976. — E. Schüle. Der Eintritt d. Türkei in d. Weltkrieg. Ebd. XIII. 1935. S. 211—231.)

Als Potiorek nach seinem unglücklichen Feldzug in Serbien das Kommando hatte abgeben müssen, hatte er gesagt, daß man Serbien nur in der Richtung über Belgrad erobern könne. Er war leider zu spät zu dieser Erkenntnis gelangt, für die ja nicht nur die natürlichen Bedingungen, sondern auch das historische Vorbild des Prinzen Eugen gegeben war. Mackensen war von Beginn an ebenso wie Falkenhayn entschlossen, den Vormarsch über Save und Donau anzutreten und zwar mit besonderer Verstärkung des linken Flügels östlich von Belgrad. Dabei wirkte die Absicht mit, möglichst rasch die unmittelbare Verbindung über die Nordostecke Serbiens mit Bulgarien und der Türkei herzustellen. Dieses schon früher verfolgte Ziel (vgl. S. 104) hatte man bei der deutschen Heeresleitung auch jetzt nicht aufgegeben, dazu war nun freilich der Gedanke der vollständigen Bezwingung Serbiens getreten, der für Conrad an erster Stelle stand. Der Vorstoß

über Save und Donau bot allerdings die bedeutenden Schwierigkeiten eines Flußüberganges, dafür aber den großen Vorteil besserer Verkehrswege für die Operationen im Feindesland. Schon im Frühsommer 1915 war Oberstleutnant Hentsch von der DOHL. dem Armeegruppenkommando Tersztyánszkys zugeteilt und mit der Vorbereitung der Offensive betraut worden. Es wurde eine neue deutsche, die XI. Armee, im Banat aufgestellt. Sie stand unter der Führung des Generals Maximilian von Gallwitz und bildete mit der III. österreichischen Armee Tersztyánszkys westlich von Belgrad an der Save und der von Sofia aus gegen Serbien vorrückenden I. bulgarischen Armee des Generals Bojadjew die Heeresgruppe, die Mackensen befehligte. Außerhalb seines Kommandos blieben die gegen Salonichi gerichtete II. bulgarische Armee des Generals Todoroff und die k. u. k. Truppen in Bosnien unter G.d.I. von Sarkotić. Es war sehr naheliegend, einen gewaltigen Zangenangriff gegen die serbische Armee zu richten, der Offensive der I. bulgarischen Armee durch einen gleich starken Vorstoß aus Bosnien heraus in der Richtung auf Užice entgegenzuarbeiten, allein die verfügbaren Truppen in Bosnien waren zu schwach, um die Schwierigkeiten des wegarmen Gebirgslandes zu überwinden, an denen schon die Offensiven Potioreks gescheitert waren. (F. Mühlhofer. Beurteilung der operativen Grundlagen d. Balkanfeldzuges 1915. Wissen u. Wehr 1932. S. 214—222.)

In der Militärkonvention vom 6. September hatten die österreichische und die deutsche Heeresleitung die Verpflichtung übernommen, je sechs Divisionen gegen Serbien aufzustellen, während die Streitkräfte Bulgariens vier Divisionen umfassen sollten. Allein durch die unglücklichen Ereignisse in Wolhynien während des Feldzuges gegen Rowno (vgl S. 113 f.) war Conrad genötigt worden, vier von den für Serbien bestimmten Divisionen an den gefährdeten Stellen der russischen Front einzusetzen. Falkenhayn hatte sich zwar bereit erklärt, den Ausfall durch deutsche Truppen zu ersetzen, allein dadurch wurde das Kräfteverhältnis sehr zu Ungunsten Österreich-Ungarns verschoben und die ohnedies gespannten Beziehungen Conrads zu Falkenhayn erfuhren eine weitere Verschärfung. Bei der III. Armee war eigentlich nur das 8. Korps vollwertig, das für den Gebirgskrieg gut ausgerüstet und geschult war. Es wurde für den Schlag gegen Belgrad bestimmt und daher auf dem linken Flügel der III. Armee versammelt, während deutsche Truppen den rechten Flügel an der Save bildeten; sie waren jedoch ohne genügende Vorbereitung für den Gebirgskrieg an die Front gekommen. Noch bevor der Feldzug begann, wurde auf Wunsch der ungarischen Regierung ein Kommandowechsel vorgenommen, an Stelle Tersztyánszkys trat G.d.I. von Köveß als Führer der III. Armee. (Vgl. Windischgrätz. Vom roten z. schwarzen Prinzen. S. 64 ff., 105 ff.)

Nach umfassender Vorbereitung durch Pioniere und Eisenbahntruppen und nach eifrigen Erkundungsflügen setzte Mackensen den 6. Oktober 1915 für den Beginn der Operationen fest; die Bulgaren sollten am 11. losschlagen. Die Einzelheiten des Vormarsches waren genau bestimmt worden; am 6. sollte an der Save und Donau die Artillerievorbereitung beginnen, gleichzeitig sollten zur Ablenkung österreichische Abteilungen von Višegrad nordwärts über die Drina vorstoßen und dann am 7. der entscheidende Schritt, der Übergang über Save und Donau an mehreren Stellen von Prožor bis Ram erfolgen. (O. Regenauer. Der Übergang über d. Donau u. Save im Oktober 1915. Deutscher Offiziersbund 1925. — Fr. Wolters. Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das

IV. Reservekorps im Herbst 1915. Breslau 1925. — R. Kiszling. Die Stromübergänge bei Belgrad. Militärwiss. Mitt. 69. Jahrg. 1938. S. 717 ff. — Th. v. Bose. Flußübergänge im Weltkriege. Taktische Erfahrungen. 1914—18. VII. H. Berlin 1934.)

Während das Vorbrechen über die Drina mißglückte, verliefen die Ereignisse an der Hauptfront günstig. Das Wirkungsschießen am 6. Oktober nahm einen überwältigenden Umfang an, 470 Geschütze, darunter 150 schwersten Kalibers, richteten ihr Feuer auf die serbischen Stellungen. In der Nacht begann das Überschiffen der Truppen; 700 m Flußbreite waren bei der Save, 1400 m bei der Donau zu überwinden. Ein nächtliches Gewitter und arge Regengüsse erschwerten das Unternehmen, die Fluten und die Beschießung durch den Gegner forderten viele Opfer; es gelang daher nur mit größter Anstrengung, an dem Südufer der Flüsse festen Fuß zu fassen, und die wenigen Abteilungen, die sich auf serbischem Gebiet befanden, gerieten infolge übermächtiger Angriffe und der Unmöglichkeit, von dem Nordufer Verstärkungen und Munition zu erhalten, in größte Gefahr. Erst nach einigen Tagen erfuhr ihre Lage durch das Eingreifen der Donaumonitore und die aufopfernde Tätigkeit der Pioniere eine Erleichterung. Damit war aber auch der Erfolg errungen. Trotz guter Verteidigung Belgrads durch General Živković mußte die Hauptstadt schon am 9. Oktober preisgegeben werden. (Österr.-ungar. Kriegsberichte. H. 7. Wien 1917 u. Militärwiss. Mitt. 1926. 57. Jahrg. — O. Wulff. Donauflottille, S. 65 ff.) Noch leisteten aber die Serben auf den Höhenzügen südlich von Belgrad zähen Widerstand und hinderten den Zusammenschluß der III. Armee mit der deutschen XI., die zwischen Semendria und Ram ebenfalls unter Überwindung größter Schwierigkeiten die Donau überschritten hatte. Stürme, Regengüsse und Überschwemmungen machten das Herüberbringen der schweren Artillerie unmöglich. So konnten die beiden Armeen nur langsam vorrücken und erst am 17. Oktober gelang es Köveß, nach hartem Kampfe den Avalarücken südlich von Belgrad zu erstürmen. Das langsame Fortschreiten der Offensive, vor allem der stockende Vormarsch der Bulgaren — die Armee Bojadjew konnte in dem weglosen Terrain täglich nur 5—6 km gegen Nisch vorrücken — bereitete Mackensen schwere Sorgen. Wenn sich auch die Serben auf dem Rückzug befanden, so entzogen sie sich doch immer wieder der von ihm geplanten Umklammerung. Der serbische Generalstabschef Putnik hatte nach Preisgabe Nordserbiens die drei serbischen Armeen in dem Raume von Kragujevać, Jagodina und Kraljevo versammelt. Vergeblich spornte Mackensen die bulgarische Armee zu größerer Eile an, um den Serben den Rückzug nach dem Süden abzuschneiden. Am 22. Oktober war den österreichischen Truppen der Drinaübergang bei Višegrad geglückt, allein es war ihnen unmöglich, so rasch vorzurücken, daß sie in die vom 29. Oktober bis 1. November tobende Schlacht von Kragujevać eingreifen konnten. Dennoch mußte Putnik sich entschließen, auch Mittelserbien aufzugeben; jetzt erlosch die Widerstandskraft der serbischen Truppen, die bulgarische I. Armee konnten vordringen und am 5. November nach dreitägigem Kampfe Niš besetzen, am 7. wurde Krusevać genommen, in beiden Plätzen fiel reiche Beute, vor allem an Artillerie, in die Hände der Sieger. Jetzt konnten auch die aus Bosnien vorbrechenden österreichischen Truppen über Višegrad und Užice hinaus gelangen. Die Verbindung mit der Türkei und Bulgarien war nun gesichert, schon schwammen Munitionstransporte die Donau abwärts; damit war das erste Ziel des Feldzuges erreicht, aber dennoch war es nicht geglückt, die serbische Armee völlig einzukreisen und gefangen zu nehmen. Wenngleich die serbischen Heere

sich in Auflösung befanden und der Kampfwert der Truppen kaum noch nennenswert war, so bedeutete doch der Fortbestand der serbischen Armee an sich ein Gefahrenmoment und zwar aus dem Grunde, weil das Expeditionskorps der Engländer und Franzosen unter General Sarrail marschbereit wenige Hundert Kilometer südöstlich des Kampfplatzes bei Salonichi stand. Gelang es der geschlagenen serbischen Armee, sich von dem Amselfelde nach Salonichi durchzuringen und sich mit den 80.000 Mann Sarrails zu vereinigen, so konnte die militärische Lage eine entscheidende Wandlung erfahren. Wojwode Putnik und Prinzregent Alexander forderten daher dringend eine Entlastungsoffensive Sarrails. Dieser versuchte Anfang November vorzustoßen, allein er mußte angesichts der drohenden Haltung des in Thrazien unter der Führung des Generalfeldmarschalls Frh. von der Goltz stehenden türkischen Heeres sein Beginnen aufgeben.

Die Leiter der verbündeten Generalstäbe, Falkenhayn und Conrad, standen nun vor sehr schweren Entschlüssen. Es war die Frage, wie weit man den Feldzug führen sollte und ob man nach der Eroberung Serbiens die Orientarmee Sarrails angreifen sollte oder nicht. Wie immer gingen die Meinungen Conrads und Falkenhayns auseinander und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil beide von anderen Voraussetzungen ausgehend ihr Urteil fällten. Conrads Stellung war bei den am 6. November in Pleß stattfindenden Verhandlungen ohne Zweifel durch den peinlichen Umstand beeinträchtigt, daß er seiner Verpflichtung, sechs Divisionen für den gemeinsamen Feldzug zu stellen, nicht hatte nachkommen können; der Kampf gegen Serbien war daher nicht mit gleich starken, sondern mit 2½ österreichischen und 11 deutschen Divisionen begonnen worden. Aber der Verlauf der Kämpfe hatte gezeigt, daß nur wenige deutsche Abteilungen, so besonders das deutsche Alpenkorps, für den Gebirgskrieg in Serbien genügend vorbereitet gewesen waren. Dem Transport der schweren Geschütze waren unüberwindliche Hindernisse entgegengestanden; ebensolche Schwierigkeiten hinderten den Nachschub. Die wenigen nach Süden führenden Straßen und Eisenbahnlinien waren bald völlig verstopft und die Hindernisse wuchsen, je weiter man gegen Süden vorrückte. Falkenhayn erklärte es daher für unmöglich, mehr Soldaten an die Front vorzutreiben, als er dort ernähren und mit Munition versorgen konnte. Er wollte seine Truppen nicht tatenlos zu beiden Seiten der Straßen in Nordserbien lagern lassen und den Gefahren der ansteckenden Krankheiten aussetzen, da er doch jeden Mann dringend an der Westfront gegen Frankreich brauchte. Daher begann er allmählich, einzelne Truppenkörper aus der serbischen Front, die nach seiner Auffassung nunmehr untergeordnete Bedeutung besaß, herauszuziehen. Dagegen erhob Conrad Einsprache; er war für eine restlose Vollendung des Unternehmens, da er fürchtete, die Serben würden sich auf dem Amselfelde zu neuem Widerstande aufraffen und mit Sarrail in Verbindung treten. Auch Bulgarien wünschte eine vollständige Beseitigung der von der serbischen Armee und von Sarrail drohenden Gefahr. Falkenhayn gab nach und so wurde die Fortsetzung der Operationen bis zur vollständigen Niederwerfung der serbischen Armee mit besonderer Berücksichtigung Montenegros beschlossen.

So ging der Vormarsch weiter und die letzten Scharen der serbischen Armee, halb verhungerte, waffenlose und mit Lumpen bekleidete Soldaten drängten sich in dem engen Raume auf dem Amselfelde bei Priština und Mitrovica zusammen. Am 23. und 24. November 1915 wurden beide Orte nach kurzem Kampfe eingenommen. Eine Vereinigung der Reste der serbischen Armee mit den Truppen

Sarrails war unmöglich geworden, da sich die bulgarischen Heere dazwischengeschoben hatten. Putnik erkannte, daß es nur mehr eine Rettung, die Gewinnung der Adriaküste von Skutari bis Durazzo gäbe. Er eilte mit dem kranken König Peter voraus, dann folgte von Ipek und Djakova der schauerliche Gespensterzug des todwunden Heeres an die Küste; vergeblich hatte General Misić, der kühnste und begabteste Führer der Serben, noch einmal zum Widerstande aufzurufen versucht. Der Marsch über das Gebirge forderte zahllose Opfer, von dem ungefähr 420.000 Mann zählenden serbischen Heere kamen 152.000 mit 95 Geschützen an die Küste, wo sie von Kriegsschiffen der Entente unter Verletzung der griechischen Neutralität nach Corfu gebracht wurden. Auch viele Tausende von österreichischen Gefangenen wurden auf dem Marsche mitgeschleppt, von 70.000 wurden nur 23.000 gerettet. (Vgl. Bogdanović. Der Rückzug des serbischen Heeres an das Meer. Agram 1927. — R. Labry. Avec l'armée serbe en retraite à travers l'Albanie et le Monténégro. Prag 1916. — F. Mühlhofer. Der Wiederaufbau des serbischen Heeres nach d. Rückzug an d. Adria 1915/16. Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 590—598.)

An die Mittelmächte trat nun wieder die so folgenschwere Entscheidung heran, ob man den Stoß nach Salonichi führen sollte oder nicht. Falkenhayns Bedenken gründeten sich abermals auf die großen Schwierigkeiten des Nachschubs bis zu einer gegen Salonichi reichenden Front, dann auf die schwer zu lösenden politischen Probleme, die durch eine Besetzung dieser Stadt aufgerollt worden wären. Die haßerfüllte Feindschaft zwischen Bulgaren und Griechen ließ einen bewaffneten Konflikt voraussehen und dann wäre es unmöglich geworden, Griechenland neutral zu erhalten. Falkenhayn glaubte, einen Ausweg zu finden, indem er den Türken und Bulgaren die Aufgabe übertrug, Sarrail in Schach zu halten, ihnen aber die Bedingung stellte, die griechische Grenze nicht zu überschreiten. Diese halbe Maßnahme hat sich später furchtbar gerächt, da gerade von der Orientarmee der letzte entscheidende Stoß in den Rücken der Mittelmächte geführt wurde. (Vgl. Falkenhayn. Oberste Heeresleitung, S. 159 ff. — Hoffmann. Versäumte Gelegenheiten, S. 123 ff. — Kabisch. Streitfragen, S. 182 ff. — A. v. Cramon. Bundesgenosse, S. 38. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund, S. 114 ff. — E Wisshaupt. Saloniki im Weltkriege. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927, S. 673—688. — Th. Jochim. Das Unterbleiben des Angriffs auf Saloniki. 1915—1916. Deutsch. Offiziersbund 1924. — Mackensen, Aufzeichnungen. S. 260 ff.)

Daß Falkenhayn über das Vorgehen gegen Sarrail mit dem bulgarischen General Jekoff Sonderverhandlungen führte, erbitterte Conrad aufs äußerste. Er war nun entschlossen, seinerseits ein selbständiges Unternehmen gegen Montenegro und Albanien zu beginnen, und erklärte ohne vorhergehende Verständigung der Verbündeten am 21. Dezember, die Befehlsgewalt Mackensens über die III. österreichisch-ungarische Armee sei erloschen. Falkenhayn erhob gegen diese Maßnahme in schärfster Form Einsprache; Conrad beharrte jedoch auf seiner Verfügung und so wurden durch diesen Zwist die Beziehungen zwischen dem AOK. und der DOHL. nahezu vollständig gelöst. (Vgl. dazu besonders Cramon. Bundesgenosse, S. 44 ff. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund, S. 115 f., 130 ff.) Auch zwischen Conrad und den Bulgaren nahm die schon bestehende Spannung immer mehr zu und es ist tief bedauerlich, daß der siegreiche Feldzug mit so folgenschweren Verstimmungen endete. Die Verhandlungen über das Vorgehen

gegen Sarrail wurden nun ausschließlich von Falkenhayn und dem bulgarischen Generalstab geführt. Sarrail erhielt inzwischen sehr bedeutende Verstärkungen und Mitte März 1916 zählte die Orientarmee 240.000 Mann und 850 Geschütze. Zu dieser Zeit beschlossen Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand von Bulgarien, das Unternehmen gegen Salonichi infolge der schon angedeuteten Schwierigkeiten überhaupt einzustellen.

Im Jänner 1916 hatten die österreichische III. Armee des G.d.I. Köveß und die bosnischen Truppen des G.d.I. Sarkotić den Vormarsch gegen Montenegro angetreten. Die Offensive begann einerseits am 6. Jänner über den oberen Lim mit der Richtung auf Podgorica, andererseits am 8. von der Bocche di Cattaro aus auf den Lovcen. Die Erstürmung des 1759 m hohen Massivs, das sehr gute Möglichkeiten der Abwehr bot, war umfassend vorbereitet worden und wurde mit größter Begeisterung durchgeführt. Am 10. abends wurde durch die Brigade Törk des XIX. Korps der Gipfel des Berges genommen. Vergeblich versuchten die montenegrinischen Offiziere, ihre Truppen zu einem Gegenstoß zu bewegen; bald brach eine furchtbare Panik aus, die königliche Familie und die montenegrinischen Behörden verließen in wilder Flucht die Hauptstadt Cetinje. Am 11. erfolgte ein Waffenstillstandsangebot der montenegrinischen Regierung; die Verhandlungen dauerten lange und wurden am 23. Jänner abgeschlossen.

Inzwischen hatte Conrad einen Vorstoß längs der Küste zur Bojanamündung befohlen und am 23. Jänner wurde Skutari besetzt. Daran schloß sich der Vormarsch der österreichischen Truppen durch die sumpfigen Niederungen Nordalbaniens. Die Lage der serbischen Flüchtlinge, die in Durazzo auf die Einschiffung warteten, wurde dadurch immer bedrohlicher, auch die italienische Besatzung in Durazzo unter dem General Ferrero geriet in Gefahr. Am 9. Februar war Tirana gefallen, bald darauf wurde Durazzo von der Landseite eingeschlossen. Noch war es gelungen, die Reste des serbischen Heeres einzuschiffen; Ferrero war jedoch zum äußersten Widerstand entschlossen. Nach einigen Kampftagen erkannte aber die italienische Regierung die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen und gab den Befehl zum Rückzug. Am 27. Februar 1916 wurde Durazzo von den k. u. k. Truppen eingenommen. Im Anschluß daran folgte die Besetzung des albanischen Gebietes bis zum Skumbi; ein weiteres Vorrücken war infolge der Schwierigkeiten des Nachschubes unmöglich, Valona blieb im Besitze Italiens. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. IV. Bd. S. 33 ff. — Serbisches Generalstabswerk, 13. u. 14. Teil. — Th. v. Konopicky. Die Niederwerfung Montenegros, in M. Schwarte. Der große Krieg, w. o. V. Bd. S. 188 ff. — G. Veith. Der Angriff auf Durazzo. Militärwiss. Mitt. 53. Bd. 1922. — A. Huber. Erinnerungen an d. Vormarsch d. 20. Landsturmbrigade in Albanien 1916. Ebd. 24. Bd. 1923. — L. Cadorna. Altre pagine sulla grande guerra. Mailand 1926. — C. v. Raveni. Cenni sull'azione italiana in Albania dal 1914 al 1918. Rivista militare italiana. 1931. — E. Bertotti. La nostra spedizione in Albania. [1915—16.] Mailand 1926. — G. Ferrero. L'opera dei soldati italiani in Albania durante la guerra. Neapel 1923. — G. A. Colonna di Cesarò. L'Italia nell' Albania meridionale. Foligno 1922.)

7. Der Krieg gegen Italien.

Vgl. über Italiens Eintritt in den Weltkrieg die Bibliographien: Weltkriegsbücherei, Österreich-Ungarn, Vtjsh. 2/3. S. 62 ff. — Bibliographie zur Gesch. Italiens in d. Vorkriegszeit u. i. Weltkrieg. Weltkriegsbücherei. Vtjsh. 17/18. Stuttgart 1938. — Wegerer, Bibliographie. S. 55 ff. — Ferner die Dokumente und Memoiren: Österr.-Ungarns Außenpolitik. VIII. Bd. — Deutsche Dok. I.—IV. Bd. — Russ. Dok. (Internation. Beziehungen) I. R. 5. Bd. II. R. 6/1. u. 2. Bd. — K. u. k. Minist. d. Äußeren. Diplom. Aktenstücke betreff. d. Bezieh. Österreich-Ungarns zu Italien v. 20. VII. 1914—23. V. 1915. Wien 1915. (Rotbuch. Franz., engl., schwed. u. span. Ausgabe.) — Conrad. Dienstzeit. IV. u. V. Bd. — Zu B. v. Bülow. Denkwürdigkeiten. III. Bd. Berlin 1930—31, vgl. die Literatur bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde, 9. Aufl. No. 15740. — P. Herre. Fürst Bülow u. s. Denkwürdigkeiten. Ein Schlußwort. Berl. Mh. X. 1932. S. 257—261. — K. v. Macchio. Wahrheit. Fürst Bülow und ich in Rom. 1914—1915. Wien 1931. — Ders. Der Monarch u. d. italienische Bundesgenosse. In „Erinnerungen an K. Franz Joseph". Hrsg. v. E. Steinitz, w. o. S. 277—291. — G. v. Jagow. Ursachen, S. 39 ff. — Musulin. Ballplatz, S. 251 ff. — Margutti, Vom alten Kaiser, S. 431 ff. — Polzer-Hoditz, Kaiser Karl, S. 302 ff. — Graf Wedel. Warum Italien in d. Krieg eintrat. Die Trentinoverhandlungen von 1915. N. Freie Presse v. 8. u. 15. III. 1931. No. 23.880, 23.887. — Tisza. Briefe 1914—1918. Deutsch. v. O. v. Wertheimer, w. o. — Burián. Drei Jahre, w. o. S. 17 ff. — M. Erzberger. Erlebnisse im Weltkrieg. Stuttgart-Berlin 1920. S. 21 ff. — D. Janossy. Erzbergers Denkschrift über d. Eintritt Italiens in d. Weltkrieg u. d. Replik Buriáns. Ungar. Jahrb. XIII. 1933. S. 54—72.

Vgl. auf S. 9 Giolitti. Denkwürdigkeiten, dazu M. Claar. Giovanni Giolitti (1842—1928) u. d. liberale Parlamentsdiktatur in Italien. Ztschr. f. Politik. XVIII. Bd. 1928. S. 231—239; L. Salvatorelli. Giovanni Giolitti u. s. auswärtige Politik. Europ. Gespräche. VII. Jahrg. 1929. S. 117—137; P. Herre. Giolitti. Berl. Mh. VI. 1928. S. 734—744. — A. Salandra. La neutralitá italiana 1914. Ricordi e pensieri. Mailand 1928. Vgl. dazu P. Herre. Antonio Salandra u. d. italienische Neutralitätserklärung. Berl. Mh. VI. 1928. S. 453—472. — A. Salandra. L'intervento (1915). Ricordi e pensieri. Mailand 1930. Vgl. dazu P. Herre. Antonio Salandra u. Italiens Eintritt in d. Weltkrieg. Berl. Mh. IX. 1931. S. 969—990 und A. Pingaud. Comment l'Italie entra dans la guerre. La Revue de France. XI. Jahrg. 1931. S. 428—443. — Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica, w. o. — Ders. Nuovi ricordi, S. 205 ff. — S. Crespi. Alla difesa d'Italia, w. o. —

Vgl. H. Lutz. Gutachten, S. 66 ff., S. 156 ff. — Fay. Ursprung des Weltkriegs. II. Bd. S. 180 ff. — C. Barbagallo. Come si scatenô la guerra mondiale. Mailand 1923. — J. Alazard. L'Italie et le conflit européen. 1914—1916. Paris 1916. — P. H. Michel. Les origines de l'intervention italienne d'après les documents secrets de l'Entente. Revue d'histoire de la Guerre Mondiale. III. Jahrg. 1925. — Th. v. Sosnosky. Die Kriegsschuld Italiens. Berl. Mh. V. 1927. S. 747—766. — A. Weber. Graf Tisza u. d. Eintritt Italiens in d. Weltkrieg. Ebd. S. 608—632. — J. V. Bredt. Italien u. d. Dreibund. Ebd. VI. 1928. S. 281—296. — O. v. Wertheimer. Graf Stephan Tisza u. d. Eintritt Italiens in d. Weltkrieg. Preuß. Jahrb. 215. Bd. 1929. S. 59—76. Dazu vgl. M. Graf

Gravina. Italien als Bundesgenosse. Ebd. S. 17—29. — J. V. Bredt. Italien als Bundesgenosse. Ebd. 216 Bd. 1929. S. 1—16. — A. Pingaud. L'intervention italienne dans la Grande Guerre. La Revue de France. 1929. IX. Jahrg. S. 49—78. — E. Urbas. Italiens Stellung im Dreibund u. zum heutigen Deutschland. Preuß. Jahrb. 204. Bd. 1926. S. 276 ff. — P. Herre. Italiens Rolle in d. Kriegsschuldfrage. Berl. Mh. V. 1927. S. 309—334. — + + +. L'Italie et les responsabiltés austro-allemandes de la Guerre. Revue des deux mondes. 41. Bd. 1927. S. 511—542. — + + +. L'Italie et l'agonie de la paix en 1914. Ebd. 35. Bd. 1926. S. 545—562. — G. Frantz. Italiens Eintritt in den Krieg. In „Wissen u. Wehr" 1932. 7.—9. H. — W. Petzold. Italiens Eintritt in d. Weltkrieg. Leipzig 1934. — R. Kiszling. Italiens Neutralität u. geheime Aufrüstung zum Kriege. Berl. Mh. VII. 1929. S. 1096—1106. — C. Mühling. Italien im Juli 1914. Berl. Mh. XII. 1934. S. 674—691. — Ders. Italiens Eintritt in d. Weltkrieg. Ebd. XIII. 1935. S. 411—433. — M. Toscano. Italiens Eingreifen in d. Weltkrieg. Ebd. XIII. 1935. S. 737—752.

F. Cataluccio. Antonio di San Giuliano e la politica estera italiana dal 1900 al 1914. Florenz 1935. — R. Bencivenga. Il periodo di neutralità. Rom 1930. — G. Giurati. La vigilia. (Gennaio 1913—Maggio 1915.) Mailand 1930. — A. Gatti. L'ultimo atto militare italiano della triplice alleanza. Rom 1923. — M. Toscano. Il patto di Londra. 2. Aufl. Bologna. 1934. Vgl. dazu C. Mühling in Berl. Mh. XIII. 1935. S. 263—67.

Über die militärischen Ereignisse vgl. die Bibliographien, Quellen und allg. Darstellungen auf S. 7 ff. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. Bd. II—VII. — L'Esercito italiano. Bd. 1 ff. — Der Weltkrieg. Bd. VIII ff. — A Világháború. Bd. II ff. — Storia della guerra italiana. Bd. 1 ff. Mailand 1934 ff. — Über den Krieg zur See. Vgl. die Literaturangaben auf S. 213 ff.

Vgl. die Memoiren Conrads, Erzh. Josephs II., III. u. VI. Bd. u. a. auf S. 8. — Falkenhayn. Oberste Heeresleitung, w. o. — Krauß. Ursachen, w. o. — Arz. Zur Gesch. d. Großen Krieges, w. o. — Ders. Kampf u. Sturz der Kaiserreiche, w. o. — Cramon. Österr.-ungar. Bundesgenosse, w. o. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund. w. o.

L. Cadorna. La guerra alla fronte italiana fino all'arresto sulla linea della Piave e del Grappa 1915—1917. 2 Bde. Mailand 1921. — Ders. Altre pagine sulla Grande Guerra. Mailand 1925. — L. Capello. Note di guerra. 2 Bde. Mailand 1920—21.

A. Krauß, A. v. Pitreich, Th. Konopicky u. E. Glaise-Horstenau in Schwarte. Der große Krieg. V. Bd. S. 141 ff. — Urbánsky. Conrad v. Hötzendorf. S. 324 ff., 350 ff. — Krauß. Theorie und Praxis. S. 202 ff. — A. Pitreich. Der österr.-ung. Bundesgenosse im Sperrfeuer. Klagenfurt 1930. — R. Pohl. Die Kriegführung der Mittelmächte gegen Italien. Militärwiss. Mitt. 57. Bd. 1926. — F. Weber. Das Ende einer Armee. Die österr.-ungar. Armee im Kampfe gegen Italien 1915—1918. Augsburg 1936. — G. Frantz. Angreifer und Verteidiger zu Beginn der Feindseligkeiten 1915 an d. österr.-ungar. Südwestfront. Wissen u. Wehr 1936. S. 653—676.

N. Krebs. Das österreichisch-italienische Grenzgebiet. (Die Kriegsschauplätze H. 6.) Leipzig 1918. — H. Wendt. Der italien. Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten. Schriften d. kriegsgesch. Abt. im Hist. Seminar d. Univ. Berlin. 11. Bd. Berlin 1936. —

M. Caracciola. L'Italia e i suoi alleati nella Grande Guerra. Mailand 1932. Deutsche Übersetzung v. M. Steinwender. Mailand-Rom 1937. — Ders. L'Italia nella Guerra mondiale. Rom 1935. Deutsche Ausgabe Rom 1936. — R. Bencivenga. Saggio critico sulla nostra guerra. 2 Bde. Rom 1930—1932. — A. Alberti. L'Azione militarie italiana nella guerra mondiale. Rom 1924. — A. Tosti. La guerra italo-austriaca 1915—1918. Mailand 1927. — L. Segato. L'Italia nella guerra mondiale. 4 Bde. 2. Aufl. Mailand 1935. — P. Scipione. L'Italia nella Guerra mondiale. Florenz 1930. — P. Maravigna. Guerra e vittoria 1915—1918. Turin 1938. — G. Dàuli. L'Italia nella grande guerra. Presentazione del Generale A. Cabiati. Mailand 1935. — C. Manfroni. Rifornimenti dell'esercito mobilisato durante la guerra alle fronte italiana (1915—1918). Hrsg. v. d. Kriegsministerium u. Generalstab. Rom 1924. — R. Cavigioli. L'Aviazione austro-ungarica sulla fronte italiana 1915—1918. Mailand 1934. — L. Contini. L'Aviazione italiana in guerra. Mailand 1934. — V. Varanini. Luigi Cadorna. Turin 1935. — R. Corselli. Cadorna. Mailand 1937. — Ders. Armando Diaz. Mailand 1937. — G. Marietti. Armando Diaz. Turin 1933. — C. Geloso. Il primo anno di guerra. (Storia della guerra ital. Bd. I.) Mailand 1934. — R. Bencivenga. La campagna del 1915. Rom 1933. — Ders. La campagna del 1916. La sorpresa di Asiago e quella di Gorizia. Rom 1935.

L. Villari. The war on the italian front. London 1932. — T. N. Page. Italy and the World War. London 1921.

G. Veith. Die Isonzoverteidigung bis zum Falle von Görz. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 1048—1061. — Ders. Die Isonzoverteidigung vom Falle von Görz bis zur Eroberung von Karfreit. Ebd. 63. Bd. 1932. S. 648—664. — K. Abel. Karst, das Buch vom Isonzo. Salzburg 1934. — F. Weber. Isonzo 1915—1917. Klagenfurt 1933. — G. Seifert. Isonzo. Wien 1936. — W. Czermak. Der Krieg im Stein. Die Menschenmühle am Isonzo. Berlin 1936. — B. Mussolini. Mein Kriegstagebuch. Hrsg. v. E. Conte Corti. Wien-Leipzig 1930.

H. Lukas. Der Krieg an Kärntens Grenze 1915—1917. Graz 1938. — J. Reinhardstein. Feuerbrand in Kärnten. Der Heldenkampf eines Volkes. Berlin 1938. — Der Krieg in der Wischberggruppe. Hrsg. v. N. Nau. Graz 1937. —

E. Fröhlich. Der Kampf um die Berge Tirols in österr. u. italien. Darstellung. Bregenz 1932. — F. Weber. Alpenkrieg. Wien 1934. — C. Pichler. Der Krieg in Tirol 1915/6. Innsbruck 1924. — A. Graf Czernin-Morzin. Dolomitenwacht. Innsbruck 1918. — V. Feurstein. Dolomitenkämpfe. Militärwiss. Mitt. 56. Bd. 1925. — G. Langes. Front in Fels und Eis. Der Weltkrieg im Hochgebirge. 2. Aufl. München 1936. — J. Pölzleitner. Landsturm im Hochgebirge. Salzburg 1930. — F. Lenhardt. Des Kaisers letzte Soldaten. Wien-Leipzig 1937. — J. Flores. La guerra in alta montagna. Mailand 1934. —

Hoen — Waldstätten — Zipperer — Seifert. Die Deutschmeister; Wisshaupt. Tiroler Kaiserjäger; Vogelsang. Infanterieregiment No. 47; Schemfil. Tiroler Kaiserjäger; Jakoncig. Tiroler Kaiserjäger; Saar. Infanterieregiment Nr. 14, w. o. — Das Standschützenbataillon Dornbirn im Weltkrieg. Dornbirn 1917. — A. Seidler. Die steir. freiwilligen Schützen im Felde 1915—1918. Graz 1935.

Schon bei Beginn des serbischen Konfliktes, als sich in dem Kreise um Berchtold und Conrad der Gedanke einer kriegerischen Lösung immer mehr befestigt hatte, bereitete die Frage, wie sich die beiden Bundesgenossen, Italien und Rumänien, im Ernstfall verhalten würden, schwerste Sorgen. Conrad hegte zwar seit

jeher begründete Zweifel an der Bundesbereitschaft beider Staaten, aber er gab sich gerade damals in bezug auf Italien der Hoffnung hin, daß dieser Staat an der Seite der Mittelmächte kämpfen würde. Es ist begreiflich, daß er aus militärischen Gründen angesichts der täglich wachsenden Gefahr auf diese Unterstützung großen Wert legte; dennoch hat er es unterlassen, sofort in nachdrücklichster Weise von Berchtold die Befolgung einer dem Bündnisvertrage vollkommen entsprechenden Politik zu fordern. Schon seit vielen Jahren hatten dynastische, nationale und auch kirchenpolitische Gegensätze trotz des Bundesverhältnisses Österreich-Ungarn von Italien geschieden und auf beiden Seiten war wenig geschehen, um die trennende Kluft zu überbrücken. In der Zeit der Annexionskrise 1908/9 und während der Balkankriege war die seit langem bestehende Spannung noch verschärft worden.

Die Nachricht von der Ermordung Franz Ferdinands, der als ein Gegner des italienischen Bündnisses bekannt war, hatte in Rom unverkennbar ein Gefühl der Erleichterung hervorgerufen. Zunächst war die italienische Regierung bemüht gewesen, zu vermitteln und den Frieden zu erhalten. Das geschah vorwiegend aus dem Grunde, weil das italienische Heer durch den lybischen Feldzug geschwächt und auch die Finanzlage des Landes keineswegs günstig war. Ministerpräsident Salandra, der am 10. März 1914 als Nachfolger Giolittis die Leitung der italienischen Regierung übernommen hatte, und Außenminister Marchese di San Giuliano fürchteten, vor die Entscheidung gestellt zu werden, sich entweder für die Mittelmächte oder für die Entente erklären zu müssen; man wollte in Rom weder ein Erstarken Serbiens noch ein Vordringen Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel, am allerwenigsten aber die Herbeiführung eines Krieges, der Italien an der Seite der Mittelmächte in einen Konflikt mit England hätte bringen können. In dieser unsicheren Lage war die italienische Regierung entschlossen, reine Interessenpolitik zu befolgen und jede Gunst der augenblicklichen Lage zu ihrem Vorteil auszunützen. Sehr bald aber zeigte es sich, welche Bedeutung Italien zukam, und in dem Maße, als das Bewußtsein des eigenen Wertes stieg, wuchs auch der Wille, den höchsten Preis für die zu leistende Hilfe zu erzielen.

Diese Stimmung hatte man in Berlin frühzeitig erkannt und schon Mitte Juli 1914 kamen die ersten von der deutschen Regierung an Berchtold gerichteten Mahnungen, Italien gemäß der im Dreibundvertrag enthaltenen Bestimmungen zu behandeln. Bethman-Hollweg, Staatssekretär Jagow und der Botschafter Herr von Tschirschky verlangten vor allem, daß Italien zeitgerecht von den geplanten Maßnahmen gegen Serbien verständigt werde. Aber Berchtold war dagegen, weil er Verrat an Rußland befürchtete, und man vertrat im Wiener Außenministerium die Ansicht, daß man Rom nicht zu verständigen brauche, „weil die Aktion gegen Serbien weder auf Krieg noch auf Gebietserwerb" gerichtet sei. (Vgl. M. Claar. Zwanzig Jahre habsburgischer Diplomatie in Rom 1895—1915. Berl. Mh. XV. 1937. S. 559.) Seit jeher hatte man in Wien und in Berlin verschiedene Wege in der Behandlung Italiens eingeschlagen und dieser Umstand hatte nicht wenig zur Lockerung des Dreibundes beigetragen. Nun trat der Zwiespalt in voller Schärfe zutage. Der deutsche Generalstab und die deutsche Reichsregierung rieten, die Wünsche Italiens dadurch zu befriedigen, daß Berchtold die in dem Artikel VII des Dreibundvertrages verbürgten Kompensationen in Aussicht stelle und so den schwankenden Bundesgenossen festhalte. Man dachte in Berlin an die Abtretung des Trentino, der italienischen Gebiete Südtirols. Aber diese Vorschläge wurden

von Berchtold schroff abgelehnt. Er ahnte noch nicht, welch ungeheure Gefahr der Monarchie drohte, und hielt auch jetzt an seiner ursprünglichen Ansicht fest, daß der serbische Konflikt nur eine Angelegenheit Österreich-Ungarns sei und nicht zu Weiterungen führen werde. Auch wurden die Verhandlungen zwischen Wien und Rom durch die unfreundliche Haltung Berchtolds gegen den Vertreter Italiens, den Herzog von Avarna, und durch die widersprechenden Weisungen erschwert, die der österreichische Botschafter in Rom, Herr von Mérey, von dem Wiener Außenministerium empfing; infolge einer sträflichen Nachlässigkeit gelangte die österreichische Note an Serbien (vgl. S. 42 ff.) so spät in die Hände Méreys, daß er sie erst am 23. Juli der italienischen Regierung überreichen konnte. (Vgl. dazu M. Claar. Die römische Mission des österr.-ungar. Botschafters von Mérey. Berl. Mh. X. 1932. S. 245—257. — Über den Standpunkt Berchtolds vgl. besonders K. v. Macchio. Wahrheit, w. o. S. 10 ff. — Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica, w. o. S. 19 ff.)

Diese Politik der „Nadelstiche" hat sicher dazu beigetragen, der italienischen Regierung ihre Stellungnahme zu erleichtern. Schon am 24. Juli 1914 machte San Giuliano dem deutschen Botschafter Herrn v. Flotow davon Mitteilung, daß die italienische Regierung das Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien „aggresiv" finde und daher für Italien keine Vertragsverpflichtung bestünde. Er konnte sich darauf berufen, daß er schon im Juli 1913 bei einem Besuche König Viktor Emanuels in Kiel im Auftrage Giolittis die Erklärung abgegeben habe, der defensive Charakter des Dreibundes werde Italien nicht gestatten, einen Angriffskrieg Österreich-Ungarns gegen Serbien als Bündnisfall zu betrachten, und daß er seinerzeit ausdrücklich gebeten habe, diese Erklärung der Wiener Regierung zu übermitteln. Das war damals auch geschehen, aber Berchtold hatte dieser ernsten Mahnung nicht den gebührenden Wert beigemessen und sich ihrer in diesen kritischen Tagen nicht mehr erinnert. (Vgl. M. Claar. Giolitti, w. o. S. 233 ff. u. Röm. Mission Méreys, w. o. S. 253 f.)

Nach der Kundgebung San Giulianos verdoppelte Jagow seine Bemühungen, Berchtold zu größerem Entgegenkommen zu bewegen. Darauf beschloß der österreichische Ministerrat am 31. Juli, für den Fall einer dauernden Besetzung serbischen Gebietes Italien nach Erfüllung seiner Bundespflicht den südalbanischen Hafen von Valona als Kompensation in Aussicht zu stellen, doch müsse dafür Österreich-Ungarn eine beherrschende Stellung in Nordalbanien erhalten. In diesem Sinne erfolgte am 31. Juli und 1. August eine Vereinbarung Berchtolds mit dem italienischen Botschafter, dem Herzog von Avarna, einem der wenigen aufrichtigen Freunde des Dreibundes unter den Diplomaten Italiens.

Allein in Rom war inzwischen schon die Entscheidung gefallen. Die italienische Regierung gab am 1. August 1914 die Erklärung ab, daß Italien nicht verpflichtet sei, an der Seite der Mittelmächte in den Krieg einzutreten, weil der Dreibund ausschließlich defensiven Charakter habe, Österreich-Ungarn aber einen Angriffskrieg gegen Serbien führe; sie berief sich darauf, daß Berchtold es versäumt habe, gemäß den Bestimmungen des Dreibundvertrages die Bundesgenossen von seinen Absichten rechtzeitig zu verständigen, endlich, daß man es in Wien unterlassen habe, bindende Zusagen über die Wahrung der Integrität und Unabhängigkeit des serbischen Staates abzugeben. Zwei Tage später erfolgte die Erklärung der Neutralität Italiens. Dieser Schritt bedeutete militärisch eine schwere Schädigung Deutschlands, während Österreich-Ungarn zunächst nicht unmittelbar betroffen

wurde. Denn Deutschland mußte nun den Schutz seiner gesamten Westgrenze allein übernehmen und mit einem um so stärkeren Aufgebot seines Gegners rechnen, da Frankreich an seiner italienischen Grenze vor einem Angriff gesichert war und dieselbe von Truppen entblößen konnte.

Gleichzeitig mit der Neutralitätserklärung begannen in Italien nicht nur eine lebhaft betriebene Propaganda gegen die Mittelmächte, sondern auch die ersten militärischen Vorbereitungen. General Pollio, ein treuer Anhänger des Dreibundes, war plötzlich am 1. Juli gestorben; sein Nachfolger Luigi Cadorna traf anfangs Maßnahmen für ein militärisches Unternehmen an der Seite der Mittelmächte, aber nach dem Neutralitätsbeschluß des italienischen Ministerrates mußte er seine Anordnungen widerrufen und die diesbezüglichen Anfragen Conrads ablehnend beantworten. (Vgl. Conrad. Dienstzeit IV. S. 176 und R. Kiszling. Italiens Neutralität, w. o. S. 1095 ff. — A. Gatti. La Rottura militare della Triplice Alleanza. Rassegna Italiena. Dezember 1923—Jänner 1924.) Am 2. August wurde die sogenannte „leichte" Mobilisierung in Italien anbefohlen und schon setzten die Vorarbeiten für eine Offensive gegen Österreich sowohl in Tirol als am Isonzo ein.

Konnte man infolge der Art, mit der sich Berchtold und seine Berater über die Bestimmungen des Dreibundvertrages hinweggesetzt hatten, die Vorwürfe Italiens weder in Berlin noch in Wien entkräften, so waren die Mittelmächte ohne Zweifel berechtigt, von dem Bundesgenossen die Einhaltung wohlwollender Neutralität in ihrem Ringen mit dem Dreibund zu erwarten. Aber die italienische Regierung, vor allem ihr Leiter Antonio Salandra, war bald entschlossen, diese gewaltige Erschütterung Europas nicht vorbeigehen zu lassen, ohne die weitgehendste Erfüllung der nationalen und politischen Wünsche Italiens zu erlangen. In seiner Anschauung, daß dies nur an der Seite der Ententemächte zu erreichen sei, wurde Salandra durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht an der Marne bestärkt. Er befand sich in seiner Auffassung nicht im Einklang mit Giolitti, der Italien an der Neutralitätspolitik festhalten wollte und dadurch große Vorteile zu erringen hoffte. Vielmehr war sein gleichgesinnter Helfer Sidney Sonnino, der nach dem Tode San Giulianos am 16. Oktober 1914 das Außenministerium übernommen hatte. (Vgl. A. Savelli. S. Sonnino. Piacenza 1923. — C. Montalcini. S. Sonnino. Rom 1926.) Während die Rüstungen vollendet wurden, begannen beide mit der Entente über den Preis zu verhandeln, der für Italiens Hilfeleistung gezahlt werden sollte. Schon im August 1914 hatte Salandra in Petersburg wissen lassen, daß Italien gegen bestimmte Zugeständnisse bereit sei, an der Seite der Entente in den Kampf zu treten. Schon war ein Vertragsentwurf mit Sasonow vereinbart worden, allein Salandra zögerte abzuschließen und schob die Entscheidung hinaus. Vor allem San Giuliano, der damals noch die Geschäfte leitete, hatte sofort erkannt, daß die politischen Ziele Italiens nicht mit den Wünschen der Entente, die auf eine Vernichtung der deutschen Machtstellung gerichtet waren, übereinstimmten. Für Italien war aber nicht Deutschland, sondern Österreich-Ungarn der Hauptgegner und auch da war weniger die Zertrümmerung der Monarchie, wie sie Rußland betrieb, in seinem Interesse gelegen, als die Erwerbung der von Italienern bewohnten Landesteile, einer strategisch gesicherten Grenze gegen Norden und der Gewinn der östlichen Adriaküste. Aus diesem Grunde stand die italienische Regierung dem Plane Rußlands, dem serbischen Staat die Ostküste der Adria auszuliefern, feindselig gegenüber; sie näherte sich daher den Westmächten und hoffte, über Paris und London einen Druck auf Rußland aus-

üben zu können. Trotz dieser Verhandlungen wurden die Verbindungen mit den Mittelmächten aufrechterhalten; Anfang Dezember 1914 meldete der Herzog von Avarna im Auftrage seiner Regierung die Kompensationsansprüche Italiens an, und um sich für jeden Fall einen Gewinn zu sichern, besetzten italienische Truppen die Bucht von Valona. Wieder drängte man von Berlin aus die Wiener Regierung zu größerem Entgegenkommen. Auch durch den päpstlichen Nuntius Scapinelli versuchte man in diesem Sinne auf den Kaiser zu wirken. Bei den Verhandlungen in Rom waren der deutsche Botschafter Fürst Bülow, der an die Stelle Flotows getreten war, und der Nachfolger Méreys, Freiherr von Macchio, beteiligt, während in Wien der ungarische Ministerpräsident Graf Stephan Tisza immer größeren Einfluß auf die Führung der Außenpolitik gewann. Er war mit der Haltung Berchtolds, der zwar die Forderungen Italiens zurückwies, aber jetzt, dem Ernst der Lage entsprechend, für ein weitergehendes Entgegenkommen eintrat, so wenig einverstanden, daß er dessen Entlassung bewirkte und am 14. Jänner 1915 die Ernennung seines vertrauten Freundes, des Baron Stephan Burián, zum Minister des Äußeren durchsetzte, von dem er die widerspruchslose Befolgung seiner Ansichten erwarten durfte. (Vgl. G. Gratz, Stephan Tisza. S. 101 f. — Tisza. Briefe. S. 150.) Burián war ein entschiedener Gegner der deutschen Vermittlungspolitik des Fürsten Bülow; er und Macchio waren ebenso wie Conrad gegen jede Abtretung altösterreichischen Gebietes. Sie erhofften von einem siegreichen militärischen Unternehmen die größte Wirkung auf die Haltung Italiens. Aber die erwarteten Erfolge blieben aus und am 15. Februar 1915 erhob Sonnino in Wien Einsprache gegen jedes weitere Vorgehen Österreichs auf dem Balkan, widrigenfalls Italien vollkommene Freiheit zum Schutz seiner Interessen beanspruchen werde. Wenige Wochen später, am 4. März, nahm Sonnino die abschließenden Verhandlungen mit der Entente, die zu rascher Entscheidung drängte, wieder auf. Die Ansprüche Italiens waren inzwischen bedeutend gestiegen; neben der Brennergrenze, Triest, Görz und Istrien begehrte Salandra noch Dalmatien, Valona, den Dodekanes, Anteil an der Türkei, Kompensationen in Afrika und Teile deutschen Kolonialbesitzes. Der Anspruch auf die dalmatinische Küste rief abermals den heftigsten Widerstand Sasonows und Serbiens hervor.

Inzwischen hatte Tisza doch erkannt, wie ernst die Lage geworden war, und daß man unverzüglich handeln müsse, um den Übertritt Italiens in das Lager der Gegner zu verhindern. Am 8. März 1915 fand in Wien ein Kronrat statt, in dem der Kaiser nach hartem inneren Kampfe die grundsätzliche Zustimmung gab, über Abtretungen österreichischen Gebietes zu verhandeln. Man hoffte, durch das Anerbieten des Trentino die italienische Regierung zu befriedigen; aber was noch im Juli und August 1914 den größten Eindruck gemacht hätte, verhallte jetzt ganz wirkungslos. Sonnino zog die Entscheidung hinaus, bis die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz mit größerer Sicherheit eine Voraussage gestatteten. Mit dem Fall von Przemysl am 22. März 1915 (vgl. S. 106 ff.) glaubte er, daß der Enderfolg der Entente gesichert sei, und war nun entschlossen, an ihre Seite zu treten. So blieben alle Bemühungen Tiszas, der persönliche Verhandlungen anzubahnen versuchte und nun zu dem größten Entgegenkommen bereit war, vergeblich. Ohne daß man es in Wien und Berlin ahnte, schloß Sonnino am 26. April 1915 den Londoner Pakt, in dem er für Italien die Verpflichtung übernahm, binnen vier Wochen in den Krieg einzutreten. Es wurden ihm Tirol bis zum Brenner, Triest, Görz und Gradiska, die Nordküste der Adria von Volosca bis zur Nordgrenze

von Dalmatien einschließlich Fiume, sowie von der Narenta bis zum Drin mit Ragusa, Cattaro, Antivari, Dulcigno und S. Giovanni di Medua mit einigen Inseln zugesichert. (Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica. S. 59 ff.)

Auch nach dem Abschluß des Londoner Paktes hat jedoch die italienische Regierung die Verhandlungen mit Österreich-Ungarn und Deutschland nicht eingestellt. Damals hatte sich die militärische Lage endlich durch den Erfolg bei Gorlice (vgl. S. 108 ff.) für die Mittelmächte günstiger gestaltet und man verdoppelte die Anstrengungen, um Italien festzuhalten. Obgleich am 4. Mai die Ungültigkeitserklärung des Dreibundvertrages durch die italienische Regierung erfolgt war, vereinbarte Fürst Bülow am 9. Mai in Rom unter Vermittlung des deutschen Zentrumsabgeordneten Erzberger ein gemäß den nationalen und politischen Wünschen Italiens sehr weitgehendes Abtretungsprogramm. Italienisch-Südtirol und Gradiska sollten an Italien fallen, Triest sollte freie Reichsstadt und Sitz einer italienischen Universität werden, ferner sollte Österreich-Ungarn auf jeden Einfluß in Albanien verzichten. Eine Woche später, am 18. Mai, folgte ein neues Angebot aus Wien. Allein jetzt war alles umsonst; Salandra und Sonnino konnten den Weg nicht mehr verlassen, den sie beschritten hatten. Schon war die Erregung der Massen zu solcher Leidenschaft aufgepeitscht worden, daß eine Umkehr unmöglich war. Am 23. Mai erschien der Botschafter von Avarna im Wiener Ministerium des Äußern und überbrachte die Kriegserklärung. (Vgl. Bülow. Denkwürd. III. S. 204 ff. — Erzberger, Erlebnisse. S. 34 ff. — Macchio, Wahrheit, w. o. S. 117 ff. — Aldrovandi Marescotti. Nuovi ricordi, w. o. S. 211 ff.)

Man wird die von Berchtold, Tisza und Burián gegen Italien befolgte Politik nicht anders als verfehlt bezeichnen können; wenn man schon dem schwankenden Bundesgenossen mit solchem Mißtrauen begegnete, so wäre es das erste Erfordernis gewesen, in voller Klarheit und Entschiedenheit alle Bestimmungen des Dreibundvertrages zu erfüllen, um nicht selbst in dieser kritischen Zeit berechtigten Anlaß zu Klagen und Mißtrauen zu bieten. Es ist merkwürdig, daß man in dem Wiener Ministerium des Äußern auch in diesen entscheidenden Tagen, wo es um Sein oder Nichtsein des Staates ging, von der Politik der kleinen Mittel nicht abgegangen ist und sich auch jetzt nicht ein einzigesmal aus eigener Kraft zu einem, wenn auch opfervollen Entschluß emporgeschwungen hat. Am Ende hat man sich doch alle Zugeständnisse abhandeln und abringen lassen; dann war es zu spät und die grenzenlose Demütigung war umsonst. Wie so oft, hat das Wiener Außenministerium auch bei den Verhandlungen mit Italien den psychologisch richtigen Augenblick versäumt.

Überdies hat das Verhalten der genannten Staatsmänner auch zu schweren Spannungen zwischen Wien und Berlin geführt. Die Stellung der Reichsregierung zu Italien war, wie schon dargelegt wurde (vgl. S. 132 f.), immer eine andere gewesen als die Österreich-Ungarns, weil ihr Verhältnis weder durch das Nationalitätenproblem noch durch den politischen Katholizismus belastet war; infolgedessen hatte man von Berlin aus immer versucht, die Gegensätze zwischen den beiden Partnern auszugleichen. Nun befand sich aber die deutsche Regierung angesichts der ablehnenden Haltung Berchtolds und Buriáns in einer sehr schwierigen Lage, da sie schon aus militärischen und auch aus wirtschaftlichen Gründen den größten Wert auf die Mitwirkung oder wenigstens neutrale Haltung Italiens legen mußte; sie war dadurch genötigt, in Wien als unangenehmer Mahner zu erscheinen und auf Erfüllung der Dreibundpflichten und der Kompensationsansprüche Italiens

drängen zu müssen. So kam es einerseits zu fortwährenden Verstimmungen bei der österreichischen Regierung, andererseits weckte man durch den offenkundigen Zwiespalt die Begehrlichkeit Italiens; dazu trugen besonders die Verhandlungen bei, die Fürst Bülow und Erzberger im Frühjahr 1915 in Rom führten. Ihr Abtretungsprogramm überschritt das zulässige Maß, niemals durfte eine Großmacht, die Lebensrechte beanspruchte, so weitgehenden Verzicht auf sich nehmen, ohne vorher die Entscheidung der Waffen anzurufen.

Wie schon erwähnt wurde (vgl. S. 132), war Italien im Sommer 1914 infolge der schweren Verluste im lybischen Krieg militärisch nicht imstande gewesen, als selbständig kriegführende Macht an der Seite der Entente in den Kampf gegen die Mittelmächte einzutreten. Vor allem herrschte ein derartiger Mangel an Offizieren und Unteroffizieren, daß die Ausbildung größerer Truppenmassen unmöglich war. So war es nun die erste Aufgabe Cadornas gewesen, ein neues Heer aufzustellen, die Sachaufrüstung sowie die Ausbildung von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften durchzuführen. Er konnte sich dabei auf die Erfahrungen stützen, die von den Generalstäben Frankreichs und Englands in den ersten Kriegsmonaten gemacht worden waren. Daher wurden der artilleristischen Ausstattung des Heeres und der Schaffung einer Luftflotte besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Trotzdem hat Cadorna bei diesen Vorbereitungen den Bedarf an Kriegsmaterial, vor allem an Munition, zu nieder eingeschätzt.

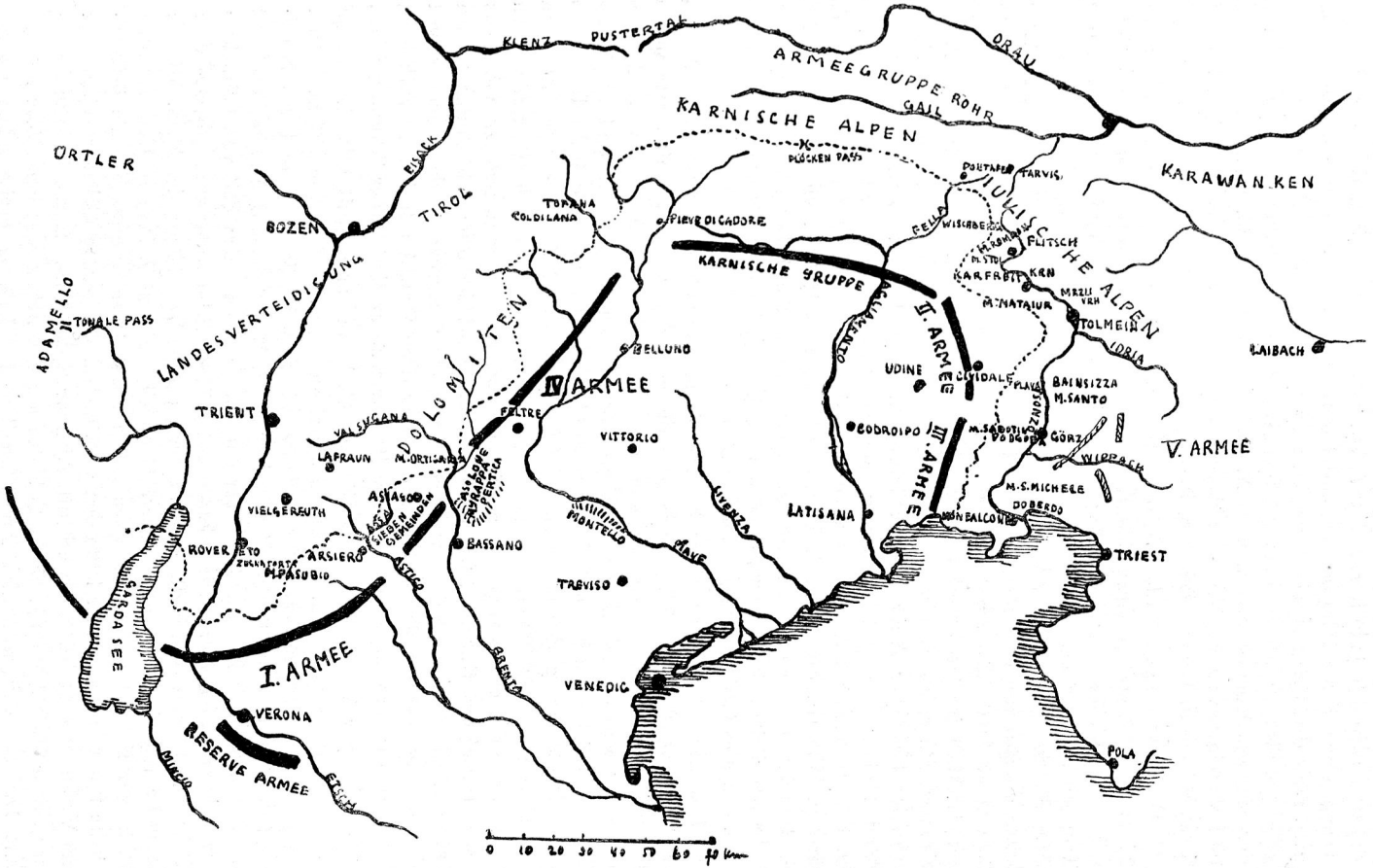
Kurz vor Abschluß des Londoner Paktes (vgl. S. 135) war am 23. April 1915 die geheime Mobilisierung von 8 Korps angeordnet worden, der nach vier Wochen die Einberufung der gesamten Wehrmacht folgte. Es wurden 35 Infanteriedivisionen und 52 Bataillone Alpini aufgeboten und 492 Batterien aufgestellt. Die Luftflotte zählte 70 Flugzeuge modernster Konstruktion. (Vgl. dazu das italien. Generalstabswerk. I. Bd. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. II. Bd. S. 281 ff., 507 ff. —Weltkrieg. VIII. S. 25 ff. — Cadorna. Memoiren. S. 9 ff. — Erzherzog Joseph. A világháború. II. Bd. — Kiszling. Italiens Neutralität, w. o. — F. de Chaurand de St. Eustache. Come l'esercito italiano entrò in guerra. Mailand 1929. — Bencivenga. Saggio critico, w. o. I. Bd. Il periodo di neutralità. — M. Toscano. Le convenzioni militari concluse fra l'Italia e l'Intesa alla vigilia dell' intervento. Mailand. 1936. — H. Schäfer. Die Kriegspläne Italiens gegen Österreich-Ungarn. 2. Ergsh. zu Österr.-Ungarns letzter Krieg. Wien 1931. S. 1—8.)

Cadorna sah sich durch den Entschluß der italienischen Regierung, gegen Österreich-Ungarn Krieg zu führen, vor die Lösung schwieriger strategischer Aufgaben gestellt. Der Kampf konnte nicht anders als offensiv geführt werden und Cadorna plante in der Tat ein sprunghaftes Vorgehen an allen Frontteilen sogleich in der Stunde der Kriegserklärung. Der Verlauf der Grenze gegen Österreich gestattete aber wirksame Offensivstöße nur im Osten am Isonzo, in dem Raume vom Canaltal bis zur Meeresküste, wo man den Vormarsch einerseits nach Villach und Klagenfurt, andererseits nach Laibach, beziehungsweise nach Triest zu erzwingen hoffte. So glaubte Cadorna am raschesten in das Innere der Monarchie vordringen zu können. Ein Angriff auf Tirol hätte keine entscheidende Bedeutung gehabt und an die Kampfkraft der Truppen noch größere Anforderungen gestellt. Wohl aber drohte von dieser Stelle den nach Nordosten gegen den Isonzo vorgeschobenen Heeren der Italiener eine ungeheure Gefahr: Durch einen Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen aus Südtirol heraus in der Richtung der

Brenta und Piave hätten die in dem venetianischen „Sack" versammelten Armeen abgeschnitten werden können. Dieser Gefahr suchte Cadorna durch die Schaffung moderner Befestigungslinien und durch die Anhäufung größerer Truppenmassen an der Südtiroler Grenze, endlich durch die Bildung einer beweglichen Reservearmee bei Verona zu begegnen. Der Hauptangriff sollte am mittleren Isonzo durch die sehr starke II. Armee erfolgen, daran schloß sich gegen Süden, am unteren Isonzo bis zum Meere die III. Armee unter dem Herzog von Aosta. Im Norden an dem oberen Isonzo bis zu den Dolomiten war die IV. Armee mit der karnischen Gruppe von 16 Bataillonen Alpini am oberen Tagliamento aufgestellt, südlich des Trentino, am Gardasee und im Adamellogebiet bis zum Ortler stand die I. Armee unter General Brusati.

Der österreichische Generalstab hatte bald nach der Neutralitätserklärung Italiens den Grenzschutz vor allem in Tirol und Kärnten organisiert. Er konnte zwar dem Kommandanten G.d.K. Franz Rohr nur sehr bescheidene Kräfte, ungefähr 40.000 Mann Landsturm und Ersatzreserve, zur Verfügung stellen, doch erwuchs eine wirksame Hilfe in der begeisterten Teilnahme des Volkes. Aus allen Alpenländern, vornehmlich aus Tirol, Salzburg, Kärnten und Steiermark strömten Tausende von freiwilligen Kämpfern, die Standschützen, zusammen, um den Schutz der Heimat zu übernehmen. Die zahlreichen kleinen Tiroler Befestigungsanlagen konnten mit guten Besatzungen versehen, die Panzerwerke von Malborghet im Canaltal, am Predilpaß und bei Flitsch instand gesetzt werden. Allein die Vorgänge auf dem russischen Kriegsschauplatz im Winter 1914/15 nötigten den österreichischen Generalstab, jeden verfügbaren Mann aus dem italienischen Grenzgebiete herauszuziehen, so daß einzelne Länder wie Kärnten und Tirol schon vollkommen ausgeblutet waren, als am 23. Mai 1915 Italien an Österreich-Ungarn den Krieg erklärte. (R. Pfersmann. Vom stillen Heldentum eines Volkes. München 1923, in H. Kerchnawe. Im Felde unbesiegt. III. Bd. — R. Pfersmann. Das Werden des Tiroler Standschützenkorps. Militärwiss. Mitt. 63. Bd. 1932. S. 255—267, 449—463. — Ders. Die Entstehung der Tiroler Widerstandslinie. Ebd. 64. Bd. 1933. S. 323—334, 413—425. — A. Moerl. Unsere Standschützen im Weltkrieg. Wien 1934. — J. v. Kortzfleisch. Verteidigungsmaßnahmen Österreich-Ungarns an der Südwestgrenze vom Kriegsbeginn bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg. In „Wissen u. Wehr" 1930. — J. Rebold. Festungskämpfe im Weltkrieg, w. o.)

Da das AOK. in Teschen mit Sicherheit den Hauptangriff der italienischen Heere am Isonzo erwartete und vor allem Triest schützten wollte, war die einzige größere Truppenmacht auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz auf dem Karstgebiet zwischen Wippach und dem Meere aufgestellt worden. Hier sammelte sich im Frühjahr 1915 diese neugebildete V. Armee unter General Boroević, die 8 Divisionen umfaßte und den Angriff der II. und III. italienischen Armee abwehren sollte. Das Kommando über die Truppen an der Kärntner Front führte jetzt G.d.K. Rohr, während in Tirol G.d.K. Viktor von Dankl zum Landesverteidigungskommandanten ernannt wurde. Ihm standen nur 2 Divisionen und eine Gebirgsbrigade zur Verfügung; das deutsche Alpenkorps unter Generalleutnant Krafft von Dellmensingen war im Anrollen und sollte an der besonders gefährdeten Stelle des Toblacher Feldes eingesetzt werden, wo die strategisch so wichtige Transversalbahn im Drau- und Pustertal durch einen Vorstoß der Italiener von der nahen Grenze her leicht unterbrochen werden konnte. Eine eigenartige Schwie-



Aufmarsch Mai 1915. — Italienischer Kriegsschauplatz.

rigkeit ergab sich jedoch für das AOK. aus dem Umstand, daß die deutschen Truppen nur in der Abwehr verwendet werden durften, da Italien an Deutschland noch nicht den Krieg erklärt hatte. Den Oberbefehl über die gesamte gegen Italien gerichtete Front führte Erzherzog Eugen, sein Generalstabschef war General Krauß, der Sitz des Kommandos war in Marburg a. d. Drau. (G. Frantz. Angreifer und Verteidiger zu Beginn der Feindseligkeiten 1915 an d. österr.-ungar. Südwestfront. Wissen u. Wehr. 1936. S. 653—676.)

Die Erwartungen Cadornas, daß alle italienischen Armeen in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai zu einem überraschenden Angriff vorbrechen würden, erfüllten sich nicht; vielmehr war der Aufmarsch nicht vollendet und der Nachschub an Truppen und Kriegsmaterial erfuhr eine empfindliche Störung durch die kühnen Angriffe der gesamten österreichisch-ungarischen Flotte auf die italienische Ostküste, die sich von Rimini—Ankona bis nach Bari erstreckten. (Vgl. S. 216.) Daher kam es an Stelle des erhofften großen Schlages nur zu kleineren Grenzkämpfen hauptsächlich in Tirol und an der Kärntner Front. Die IV. italienische Armee versuchte einen Vorstoß gegen Toblach, wurde aber leicht zurückgewiesen, ebenso erfolglos blieb der Angriff am Plöckenpaß. (Vgl. Das Plöckengebiet im Weltkrieg. Hrsg. v. Landeskameradschaftsbund Kärnten. Klagenfurt 1932. — O. Frh. Wolf-Schneider v. Arno. Das Fort Hensel im Weltkrieg. Militärwiss. Mitt. 66. Bd. 1935. S. 3—26. — Erzh. Joseph. A világháború. II. Bd. S. 1—137.) Im Gebiet des Isonzo überschritten die italienischen Truppen an mehreren Stellen die Grenze, ohne daß es gelang, im ersten Sturme Görz zu besetzen, wie es Cadorna angeordnet hatte.

Erst einen Monat nach der Kriegserklärung konnte ein umfassender Angriff eingeleitet werden. Am 23. Juni begann die erste Isonzoschlacht mit einem sieben Tage dauernden Artilleriefeuer von dem Karstplateau von Doberdó, das am unteren Isonzo den Zugang nach Triest sperrt, über Görz, Plava und die Hochfläche von Bainsizza bis nach Tolmein im Norden, dem am 30. Juni der Infanteriesturm folgte. Trotz der bedeutenden Übermacht der Italiener — 250.000 Mann kämpften gegen 115.000 mit 700 gegen 356 Geschützen — endete die Schlacht am 8. Juli, ohne daß es ihnen gelungen wäre, wesentliche Erfolge zu erringen. Görz, das ersehnte Ziel des Kampfes, blieb fest in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen, die sich an Kriegserfahrung und zähem Ausharren dem Gegner weit überlegen gezeigt hatten; sie litten zwar unter dem Mangel ausgebauter Stellungen, doch kam es ihnen zugute, daß es den Italienern an artilleristischer Schulung fehlte.

Nach einer kurzen Ruhepause begann Cadorna am 18. Juli 1915 den Kampf aufs neue. Auch in der 2. Isonzoschlacht richtete er den Hauptangriff auf Görz, das durch den Höhenrücken der Podgora mit dem M. Sabotino und den Nordhang des Plateaus von Doberdó mit dem M. S. Michele und S. Martino geschützt war. Cadorna gedachte, durch Erstürmung dieser Punkte den Fall von Görz herbeizuführen; auf beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gekämpft, auf dem M. Sabotino türmten sich die Leichen der tapferen Verteidiger, der M. S. Michele wechselte mehrmals seinen Besitzer. Dennoch, als am 3. August Cadorna den Befehl zur Einstellung des Kampfes geben mußte, war es gelungen, die österreichische Front zu halten. Er hatte den Gewinn eines schmalen Geländestreifens mit dem Verlust von 41.000 Mann erkauft. Aber auch die Armee Boroević hatte furchtbar gelitten (46.000 Mann), da die Soldaten auf der weiten Karsthochfläche nahezu ohne Deckung den wütenden Angriffswellen der Italiener preisgegeben waren.

Einzelne Bataillone waren ganz zerfetzt worden, manche Abteilungen waren auf ein Drittel ihres Bestandes herabgesunken. (Erzh. Joseph. A világháború. II. Bd. S. 138 ff. — Vogelsang. Infant.-Reg. No. 47. S. 249 ff. — E. Marras. Sabotino. Collana di monografie. 4. Rom 1933. — E. Galante. San Michele del Carso. Görz 1933.)

In den folgenden Wochen kam es zu schweren Kämpfen am oberen Isonzo bei Tolmein, am Krn bei Flitsch und bei Malborghet, dann in Südtirol bei Lafraun und Vielgereuth sowie am Col di Lana an der Dolomitenfront. Hier erlitt die IV. italienische Armee eine empfindliche Niederlage; bei dem Vorstoß gegen Toblach wurden sieben italienische Bataillone durch Tiroler Standschützen und das deutsche Alpenkorps gefangen genommen.

Am Isonzo aber war eine Kampfpause von mehreren Monaten eingetreten. Cadorna hatte erkannt, daß die mangelhafte Artillerievorbereitung die Ursache der bisherigen Mißerfolge sei, und war entschlossen, erst nach Auffüllung der Lücken, nach Vollendung aller notwendigen Vorbereitungen den Kampf wieder aufzunehmen. Er ließ sich auch durch die dringenden Mahnungen des französischen Generalissimus General Joffre nicht zu einem verfrühten Angriff bewegen.

Wieder hatte Cadorna der II. und III. Armee die Hauptrolle in dem geplanten großen Offensivstoß mit der Hauptrichtung gegen Görz zugedacht, während die übrigen italienischen Armeen an der Tiroler und Kärntner Front durch Teilangriffe die österreichischen Truppen binden und ein Verschieben derselben an die bedrohten Stellen der Isonzofront unmöglich machen sollten. So ballte er in dem engen Raume von Flitsch und Tolmein bis zum Meere 338 Bataillone mit 1363 Geschützen zusammen. Die Mannschaften waren neu geschult und mit modernstem Kriegsmaterial englischer und französischer Herkunft, mit Handgranaten und Minenwerfern, ausgerüstet worden; ungeheure Munitionsmengen (725 Schuß für jedes Geschütz) wurden aufgestapelt, die sehr bedeutende Luftflotte sollte den Angriff der Infanterie wirksam unterstützen.

Aber nicht nur die italienische Heeresleitung, auch das österreichische AOK. hatte die Ruhezeit benützt, um die Verteidigung der italienischen Grenze neu zu organisieren. Vor allem mußten die durch die letzten Kämpfe stark geschwächten Streitkräfte durch Verstärkungen wieder auf die erforderliche Höhe gebracht werden. Alle auf den anderen Kriegsschauplätzen entbehrlichen Mannschaften wurden bei der V. Armee Boroević eingeteilt, die nun 120.300 Gewehre und 610 Geschütze zählte; trotz aller Bemühungen sah sie sich aber einer doppelten Übermacht der Italiener gegenüber. Daher war, um den zu erwartenden gewaltigen Angriff auf Görz und Triest abwehren zu können, einerseits eine sehr geschickte Verteilung der Truppen, andererseits die Anlage von gut befestigten Stellungen nötig. Anfangs hatte man in den waldlosen Hochflächen des Karstes nur lose Steinriegel als Deckungen errichtet, aber diese einfachen Schutzmaßnahmen waren gegen das moderne Artilleriefeuer ganz unwirksam geblieben. Es war daher nötig geworden, in den Fels hinein Unterstände und Laufgänge zu bohren; allein die sehr geringe Eignung aller österreichischen Stämme für Stein- und Erdarbeiten erwies sich dabei als hinderlich, auch verzögerte ein Streit zwischen Boroević und Krauß über die Verwendung der bereitgestellten Pionierabteilungen die Vollendung der befestigten Verteidigungslinie, so daß erst eine verschwindend geringe Zahl von bombensicheren Unterständen fertiggestellt war, als die dritte Isonzoschlacht begann. Hingegen hatte die V. Armee eine sehr bedeutende artilleristische Verstärkung erhalten, man

hatte Geschütze modernster Konstruktion, so die schweren Feldhaubitzen herbeigebracht; die Truppen waren in der Zusammenarbeit von Artillerie und Infanterie vortrefflich geschult, sie waren auch mit allen neuen Waffen, Handgranaten, Maschingewehren u. a. gut versehen, nur die Luftwaffe stand weit gegen die italienische zurück. Außerordentliche Schwierigkeiten bot die wirtschaftliche Organisation bei der V. Armee, da die Zufuhr von Munition und Lebensmitteln vielfach im Bereich des feindlichen Feuers lag.

Cadorna, der von der dritten Isonzoschlacht den entscheidenden Erfolg, in erster Linie den Fall von Görz, erhoffte, hatte seine frühere Kampfesweise geändert; in den beiden ersten Schlachten war der Angriff, gestützt auf die bedeutende Übermacht, immer in breiter Front mit regelmäßigen Vorstößen gegen die einzelnen besonders gefährdeten Stellen erfolgt. Durch dieses Abhämmern der österreichischen Verteidigungslinie hatte er gedacht, irgend eine Stelle schwächeren Widerstandes zu finden und dort durchdringen zu können. Nun aber ballte er die Hauptmasse seiner Streitkräfte zum Angriff auf den Brückenkopf von Görz zusammen und 170 Geschütze waren allein gegen den Südabschnitt der Podgora eingebaut worden. Er gedachte, zuerst durch Flankenangriffe bei Plava, nördlich von Görz und im Süden bei S. Michele den Gegner auf die Hochflächen von Bainsizza und Doberdó zurückzudrängen und dann durch einen Sturmangriff die Höhen von Podgora zu nehmen.

Am 18. Oktober 1915 wurde die dritte Isonzoschlacht durch ein orkanartiges Trommelfeuer eingeleitet, das die österreichischen Stellungen in Rauch und Flammen hüllte. Gleichzeitig belegten italienische Flugzeuge das Kampfgebiet, vor allem die Stadt Görz mit zahlreichen Bomben. Der bald einsetzende Infanterieangriff auf Plava und den M. S. Michele brachte aber nicht den erwarteten Erfolg, auch der Sturm der mit Brustpanzern ausgerüsteten Sprengpatrouillen wurde zurückgewiesen. Die Schlacht erreichte am 22.—24. Oktober im Gebiet des M. S. Michele und bei S. Martino ihren Höhepunkt, aber alle Anstrengungen führten doch nur zu verschwindend kleinen Einbuchtungen der österreichischen Verteidigungslinie. Die Erschöpfung der angreifenden Truppen war so groß, daß Cadorna am 24. die Einstellung des Kampfes für drei Tage in dem Abschnitt von S. Michele befahl. Inzwischen kam es zu heftigen Stürmen auf den Görzer Brückenkopf und in der Gegend von Tolmein am Mrzli vrh; dort gelang es der zähen Ausdauer der österreichischen Truppen, die Tag und Nacht ohne Unterlaß kämpften, eine schwere Kampfkrise abzuwehren.

Am 28. nahm Cadorna die Schlacht mit neu gesammelter Kraft wieder auf, jetzt erfolgte der Stoß auf den Podgorarücken. Bei dem Dorfe Oslavija und am M. Sabotino wurde mit größter Erbitterung gekämpft; steirische und Dalmatinertruppen warfen immer wieder die in ihre Stellungen eindringenden Angreifer zurück. Am 30. und 31. Oktober flauten die Kämpfe ab; Cadorna glaubte die Widerstandskraft der österreichischen Truppen erloschen und hoffte, durch neue wütende Stöße bei Plava und S. Michele einen nachhaltigen Erfolg zu erringen. Als aber die dritte Isonzoschlacht am 4. November zu Ende ging, war abermals der Gewinn einiger kleiner Geländestreifen mit ungeheuren Verlusten bezahlt worden. Viele italienische Regimenter waren auf die Hälfte ihres Bestandes herabgesunken, der Gesamtabgang bei der II. und III. Armee betrug 67.000 Mann; das österreichische Heer hatte 42.000 Mann verloren.

Während dieses schauerlichen Ringens am Isonzo hatte Cadorna auch an der

karnischen Hauptkette und in den Dolomiten eine Offensive eingeleitet; er war zu diesen Teilangriffen genötigt, da er seine am Isonzo kämpfende Hauptmacht vor einem Flanken- und Rückenstoß des österreichisch-ungarischen Heeres aus Kärnten und Tirol sichern mußte. An der Tiroler Front hatte das AOK. vortreffliche Maßnahmen zur Abwehr getroffen, Felsenunterstände, Kavernen waren in die steilen Wände bis zu den Gipfeln der Berge gebaut, die Stellungen waren von gut geschulten Gebirgstruppen besetzt worden. In dem besonders gefährdeten Gebiet des Toblacher Feldes und der nördlichen Dolomiten, wo die Bergkuppe des Col di Lana wieder den Brennpunkt der Kämpfe bildete, leitete F.M.L. Goiginger mit deutschen und österreichischen Truppen die Verteidigung. (Vgl. A. Graf Bossi-Fedrigotti. Die Tiroler Kaiserjäger am Col di Lana. Leipzig 1934. — L. Pengov. Die Kämpfe um den Col di Lana. Militärwiss. Mitt. 54. Bd. 1923. — V. Schemfil. Col di Lana. Bregenz 1935. — K. Fein. Berg des Blutes. München 1937. — D. Badini. La conquista di Col di Lana. Rom 1925. [Generalstabswerk.] — O. Mezetti. Dal piede alla cima del Col di Lana. 1915—1916. Rom 1934. — A. Barbaro. Col di Lana. Guerra sul calvario del Cadore. Rom 1934. — W. Kranz. Feldminierkampf und Kriegsgeologie. M. Cismone — Col di Lana. M. Sief. Ztschr. f. d. gesamte Schieß- und Sprengwesen. 1936. — R. Vogler. Minenkämpfe an der österr.-italienischen Front 1915—1918. Technische Mitt. f. Sappeure. 1938/4. S. 205—232. — A. Tosti. La guerra sotteranea. Episodi della guerra di mine sulla fronte italiana 1915—1918. Mailand 1935. — O. Ebner. Der Kampf um die Sextener Rotwand. Mit d. Kriegstagebuch d. Bergführers Sepp Innerkofler. Bregenz 1937. — G. Burtscher. Die Kämpfe in den Felsen der Tofana. 1915—1917. 2. Aufl. Bregenz 1935. — P. Pieri. La nostra guerra tra le Tofane. 3. Aufl. Neapel 1932.)

Kaum war die dritte Isonzoschlacht zu Ende gegangen, sah sich Cadorna mit Rücksicht einerseits auf die Forderungen der Entente, andererseits auf die für den 1. Dezember 1915 angesetzte Eröffnung des italienischen Parlamentes, dessen scharfe Kritik man bei der Erfolglosigkeit aller bisherigen militärischen Operationen fürchtete, zu einem neuen Angriff gedrängt. So rasch als möglich wurden die abgekämpften Truppen durch Reserven abgelöst und unerschöpflich scheinende Mengen von Munition bei der II. und III. Armee angehäuft. Schon am 10. November 1915 begann die „Parlamentsschlacht" (4. Isonzoschlacht) mit einem auf einem schmalen Frontabschnitt bei Oslavija und M. Sabotino einsetzenden Trommel- und Sperrfeuer von nie gekannter Wucht. Am 12. gelang es den Italienern, bei der Kirche von Oslavija in die österreichischen Linien einzudringen, doch wurden sie am nächsten Tag durch Dalmatiner und Ungarn wieder zurückgeworfen. Abermals zerfiel die Schlacht in zwei Phasen, die durch eine zweitägige Pause (15.—17. November) geschieden waren. Am 17. erneuerte sich der Kampf in furchtbarer Heftigkeit, ein verheerendes Artilleriefeuer wurde auf die Stadt Görz gerichtet, die von über 3000 Geschossen und Bomben in Trümmer gelegt wurde. Cadorna ließ in diesem zweiten Abschnitt der Schlacht seinen Unterkommandanten freie Hand, nachdem der konzentrierte Stoß auf die Podgora nicht zum Ziele geführt hatte. So wurde von der Meeresküste bis zum M. Sabotino gekämpft, wieder waren S. Michele und Oslavija am meisten gefährdet, aber auch diesmal gelang es, fast alle Stellungen zu halten, als die Schlacht am 1. Dezember zu Ende ging. Cadorna hatte 49.000 Mann geopfert, um ein paar Grabenstücke zu gewinnen; wie geschickt die österreichischen Truppen in der Verteidigung geworden

waren, zeigt die Abnahme der Gesamtverluste. Trotz der gesteigerten Angriffskraft der Italiener betrug der Verlust der V. Armee nur 25.400 Mann gegen 46.000 der ersten Isonzoschlacht. Ungeheure Mengen von Munition waren in den zwei letzten Isonzoschlachten auf beiden Seiten verbraucht worden, der Bedarf der V. österreichischen Armee allein betrug in der Zeit vom 18. Oktober bis 1. Dezember 37 Mill. Infanteriegewehrpatronen, 706.000 Artilleriegeschosse und 76.000 Handgranaten. Große Leistungen hatten die technischen Truppen aufzuweisen, Tausende von Arbeitern waren bei dem Bau der Unterstände beschäftigt gewesen; dem Verbindungsdienst kam besondere Bedeutung zu, endlich hatten die Ärzte und Sanitätstruppen bei dem außerordentlich schwierigen und gefährlichen Transport der Verwundeten mit größter Aufopferung ihren Dienst versehen.

Der einbrechende Winter setzte nun nach Beendigung der vierten Isonzoschlacht den umfassenden Operationen ein Ende. Es kam nur zu kleineren Vorstößen unserer Truppen, die der Verbesserung ihrer Stellungen dienen sollten; am wichtigsten war das Unternehmen, das zur Wiedereroberung des Kirchenrückens von Oslavija führte (24. Jänner 1916), der in der vierten Isonzoschlacht von den Italienern besetzt worden war. Cadorna plante für den April 1916 eine neue Offensive, aber das Vorgehen der deutschen Armeen gegen Verdun nötigte ihn, dem dringenden Verlangen des französischen Generalstabes nachzugeben und schon im März loszuschlagen. Er hatte jedoch seine Vorbereitungen nicht vollendet und so verlief die fünfte Isonzoschlacht vom 11.—16. März 1916 ohne jeden Erfolg.

Seit Beginn des italienischen Krieges hatte Conrad von Hötzendorf den Gedanken erwogen, den Kampf nicht in der Verteidigung, sondern in Form einer großen Offensive zu führen. Hatte man in Friedenszeiten immer einen Angriff aus dem Isonzogebiet heraus geplant, so hatte im Sommer 1915 das Operationsbureau des Generalstabes unter der Leitung des Oberstleutnants Schneller zwei Denkschriften vorgelegt, die einen Stoß aus Südtirol vorschlugen. Bald nach Beendigung der vierten Isonzoschlacht hatte Conrad den Plan einer Offensive gegen Italien wieder aufgenommen; in einer Unterredung mit Falkenhayn am 10. Dezember 1915 in Teschen wurde dieser Plan eingehend erörtert. (Falkenhayn, Oberste Heeresleitung. S. 164 ff.) Aber Falkenhayn vertrat die Ansicht, daß die Entscheidung im Weltkriege im Kampfe gegen Frankreich und nicht gegen Italien fallen werde und daß man daher auf dem westlichen Kriegsschauplatze eine große Angriffsbewegung vorbereiten müsse. Er warnte davor, die Südtiroler Offensive mit zu geringen Kräften zu unternehmen; würde man die entsprechenden Truppenmassen herbeischaffen, so müßten alle anderen Fronten erstarren, ein entscheidender Erfolg könne aber gegen Italien überhaupt nicht errungen werden. Es kam jedoch zu keiner Einigung und in den nächsten Wochen führten die Ereignisse des serbischen Feldzuges (vgl. S. 127) zu einem so tiefgreifenden Zwist beider Feldherren, daß ihre Verbindung fast ganz unterbrochen wurde. Durch Vermittlung des Generals von Cramon kam es Ende Jänner 1916 zu neuerlichen Aussprachen zwischen Conrad und Falkenhayn. Aber beide waren schon entschlossen, selbständig ihre Ziele zu verfolgen; Falkenhayn hatte die Offensive gegen Verdun ins Werk gesetzt, Conrad wollte auf das Südtiroler Unternehmen nicht verzichten. So schieden sie, ohne sich zu einigen, ja sogar ohne sich gegenseitig in ihre Pläne genauen Einblick zu gewähren. Jeder der führenden Feldherrn der Mittelmächte ging seine eigenen Wege, am 6. Februar 1916 befahl Conrad, mit den Vorbereitungen für die Südtiroler Offensive zu beginnen, am 21. Februar donnerten die deut-

schen Geschütze vor Verdun und leiteten das Unternehmen ein, dem viele Tausende von deutschen Kriegern ihr Leben opferten. (Vgl. dazu besonders A. v. Cramon. Bundesgenosse. S. 38 ff. — Ders. Deutschlands Schicksalsbund. S. 117. — Kabisch. Streitfragen. S. 209 ff. — Hoffmann. Versäumte Gelegenheiten. S. 129 ff.)

Für die Südtiroler Offensive wurde eine neue, die XI. Armee unter der Führung Dankls gebildet, die zwischen dem Etsch- und Brentatal (Val Sugana) über die Hochfläche von Vielgereuth (Folgaria) und Lafraun (Lavarone) vorstoßen sollte. Sie umfaßte vier Korps, darunter das III., das von der Isonzofront abgezogen wurde, und das XX., dessen Führung der Erzherzog-Thronfolger Karl erhielt. Es war eine verhängnisvolle Maßnahme, daß Conrad der V. Armee Boroević starke Kräfte entzog; sie mußte außer dem III. Korps noch 11 schwere Batterien abgeben, ihr Stand sank auf 70.000 Mann. Dazu betraf der Abgang solche Truppen, die seit Beginn der Kämpfe an diesem Görzer Frontteil gestanden waren, genaue Kenntnis der Befestigungen besaßen und in fünf Schlachten ihre Erfahrungen gesammelt, ihre Tapferkeit erprobt hatten; als Ersatz erhielt Boroević nur einige Landsturmbrigaden zugewiesen.

Da ein Vorbrechen aus Südtirol mit größeren Streitkräften nicht möglich war, die engen Talböden ein Anhäufen beträchtlicher Massen nicht gestatteten, wollte Conrad eine zweite Armee (III.) gestaffelt hinter der XI. aufstellen. Das Marburger Heereskommando der Südwestfront, Erzherzog Eugen und General Krauß, erhob schwere Bedenken gegen den Plan Conrads, die Angriffsfront — 20 km — sei zu schmal für einen Gebirgsangriff, die vordringenden Truppen seien von beiden Seiten der Gefahr eines Flankenstoßes ausgesetzt und es bestehe keine Möglichkeit, die im Innern des Landes aufgestellten Verstärkungen rasch nachrücken zu lassen. Krauß schlug vor, die Basis der Offensive dadurch zu erweitern, daß die III. Armee nicht hinter, sondern neben der XI. im Valsugana- und Fleimsertal eingesetzt würde. Er vertrat die Ansicht, daß der Angriff nicht über die schneebedeckten Höhen, sondern durch Talstöße erfolgen solle. Diese Einwände erfuhren jedoch eine schroffe Zurückweisung durch das AOK. in Teschen. (A. Krauß. Theorie u. Praxis. S. 219 ff. — Ders. Ursachen unserer Niederlage. S. 183 ff. — E. Horsetzky. Zum Angriffsplan der österr.-ungar. 11. Armee im Mai 1916 in Südtirol. Militärwiss. Mitt. 55. Bd. 1924.)

Der Aufmarsch der Truppen in Südtirol bot bei den geringen Verkehrsmöglichkeiten große Schwierigkeiten. Ungeheure Menschenmassen, Kriegsmaterial und Munition wurden im Etschtal angehäuft, für den Transport kam, da die Pustertalbahn stellenweise unter dem Feuer der Italiener lag, eigentlich doch nur die Brennerbahn in Betracht. In großzügiger Weise wurde die XI. Armee mit Artillerie ausgestattet, man gab ihr die modernsten, eben in den Pilsner Skodawerken fertiggestellten Geschütze mit, darunter eine neue, durch den Umbau eines Schiffsgeschützes hergestellte Kanone von 31 km Tragweite; im Ganzen erhielt die Angriffsarmee 641 leichte und 276 schwere und schwerste Geschütze. (Padiaur. Die schwere Fernkampfartillerie in der alten österr.-ungar. Armee. Militärwiss. Mitt. 54. Bd. 1923. — A. Reutter v. Vallone. Barbara und Gudrun; die zwei ersten österr.-ungar. 38-cm-Haubitzen 1916. Wien 1937.) Es bereitete außerordentliche Schwierigkeiten, diese Geschütze in ihre Stellungen zu bringen, da das Gebiet der Offensive ein gewaltiges Kalkplateau mit vielen Spalten, tiefen Tälern und hohen Gipfeln war. Durch alle möglichen Scheinmaßnahmen suchte man den

Feind über die Richtung und Stärke des geplanten Unternehmens zu täuschen, denn Conrad hoffte, durch Überraschung des Gegners einen bedeutenden Erfolg zu erzielen. Aber vergeblich hatte das Heereskommando Südwest davor gewarnt, eine alpine Operation für den März anzusetzen, da zu dieser Zeit die Schneeflächen im Gebirge kaum mehr tragfähig waren. Wirklich trat Tauwetter ein, darauf folgte ein schwerer Nachwinter mit massenhaftem Schneefall, so daß es unmöglich wurde, die Mannschaften und Geschütze in ihre Höhenstellungen zu bringen. Der Aufmarsch erfuhr schwere Störungen und wurde so verzögert, daß Mitte März erst ein Drittel der vorgesehenen Truppen an Ort und Stelle waren. Lawinen forderten zahlreiche Todesopfer, die Truppen konnten in dem weichen Schnee nicht vorwärtskommen und man mußte nun ohne Rücksicht auf die geplante Überraschung des Gegners warten, bis die Schneemassen abgeschmolzen waren.

Durch Überläufer hatte Cadorna erfahren, daß eine Offensive aus Südtirol heraus erfolgen werde, und hatte begonnen, seine Gegenmaßnahmen zu treffen. Vor allem suchte er den österreichischen Aufmarsch so viel als möglich zu stören. Er setzte nicht nur an der Isonzofront mit einem Angriff ein (vgl. S. 144), sondern auch im Adamellogebiet, in Südtirol und in den Dolomiten. Auf den Gletschern des M. Adamello spielten sich (12.—30. April) heftige Kämpfe ab, es war die größte Kampfhandlung im Hochgebirge, die während des Weltkrieges stattgefunden hat. Der Tonalepaß mußte von den tapferen Verteidigern geräumt werden. (F. Fahrner. Adamellokämpfe Mai 1916. Salzburg 1927. — A. Cavaciocchi. L'impresa dell'Adamello. Turin 1923. — W. Schmidkunz. Der Kampf über den Gletschern. Erfurt 1934. — A. Ravenni u. E. Battisti. La guerra sul ghiacciao. 1. Bd. Sull'Adamello del 1915 al 1918. Rom 1933.)

Auch im Val Sugana schritten die Italiener zum Angriff, ein Gegenstoß der österreichischen Truppen warf sie jedoch unter schweren Verlusten zurück. Der dritte Vorstoß erfolgte in den Dolomiten am Col di Lana. Fast den ganzen Winter hindurch hatten die Italiener an der Anlage eines Minenganges nach dem Gipfel des Berges gearbeitet; Mitte April war das Werk vollendet, 5500 kg Dynamit waren unter den österreichischen Stellungen angehäuft worden, die von einem Bataillon des 2. Kaiserjägerregimentes gehalten wurden. Bohrgeräusche aus dem Innern des Berges hatten die drohende Gefahr erkennen lassen; am 16. und 17. IV. richteten 109 Geschütze ihr vernichtendes Feuer auf den Gipfel des Col di Lana. Um Mitternacht vom 17. zum 18. April 1916 erfolgte die Sprengung. Der größte Teil der Besatzung fand den Heldentod. Der Versuch Goigingers, den zerstörten Gipfel zurückzugewinnen, mißlang, hingegen konnte der benachbarte M. Sief behauptet werden.

Cadorna hatte die lange Wartezeit, zu der das österreichische Angriffsheer durch die Unbilden der Witterung gezwungen war, benützt, um zahlreiche Verstärkungen für seine erste Armee herbeizuführen und ihre Stellungen auszubauen. Ein Raid von 78 österreichischen Flugzeugen am 26. März gegen die italienischen Verkehrszentren und Bahnlinien hatte verhältnismäßig geringen Schaden angerichtet und Cadorna in seinen Maßnahmen nicht gestört. Er zog Truppen und Artillerie von der Isonzofront ab und brachte die I. Armee auf 176 Bataillone, ferner sammelte er eine bedeutende Reserve von 72 Bataillonen am Tagliamento. In der Leitung der I. Armee trat ein Wechsel ein, General Brusati, dem man die Schuld an dem Mißerfolg im Val Sugana zuschrieb, wurde durch General Graf Pecori-Giraldi ersetzt. Trotz dieser weitgehenden Vorbereitungen müssen wir annehmen,

daß Cadorna zwar einen Angriff der Österreicher, nicht aber eine Durchbruchsschlacht größten Stils an der Südtiroler Front erwartete. (L'Esercito italiano. III./2. L'offensiva austriaca e controoffensiva italiana nel Trentino. 3 Tle. Rom 1936. — F. Schiarini. L'Offensiva austriaca nel Trentino [1916]. Rom 1929. — Ders. L'armata del Trentino [1915—1919]. Mailand 1926. — G. Baj-Macario. La „Strafexpedition". Mailand 1934. — R. Bencivenga. Asiago, w. o. — Aldrovandi Marescotti, Nuovi ricordi. S. 255 ff.)

Die Kämpfe begannen am 15. Mai um 6 Uhr früh mit einem Wirkungsschießen, das nach drei Stunden in ein furchtbares Vernichtungsfeuer überging; eine 6 km breite Frontstelle wurde von 249 leichten, 87 schweren und 33 schwersten Geschützen beschossen; besondere Verheerungen richteten die 42-cm-Haubitzen an, die dicht hinter den Infanteriestellungen eingebaut waren. Die Leitung des Artilleriefeuers war vortrefflich. Um 12 Uhr Mittag begann der Hauptsturm der Infanterie; am 15.—18. Mai wurden große Erfolge erzielt, die vordersten Linien der Italiener fielen vielfach kampflos in die Hände der Angreifer, M. Coston und Costa D'Agra wurden erstürmt. Der Feind wurde auch zur Aufgabe der zweiten Linie genötigt, am 19. Mai fielen der Col Santo und der M. Campomolon. Nun wurde eine Umgruppierung der Truppen vorgenommen, die anfangs hinter der XI. Armee aufgestellte III. Armee wurde an dem linken Flügel im Val Sugana vorgeschoben und ihr das III. Korps zugeteilt.

In der zweiten Etappe der Schlacht hatte gerade diese Gruppe die schwierigste Aufgabe zu vollbringen. Die italienische Heeresleitung hatte den Angriff aus dem Val Sugana erwartet und hier und auf den begleitenden Höhen unter der Leitung französischer Generalstäbler starke Befestigungsanlagen mit Panzerwerken errichtet. Ihre erste Linie ging vom Val Sugana über den Marcairücken durch das Becken von Vezzena zum M. Costesin und zum Asticotale, die zweite über den Kempelrücken durch Val d'Assa zum M. Verena und Campolongo. Der M. Costesin war am stärksten befestigt, in zahlreichen Kavernen befanden sich Maschingewehrnester und der Zugang zu dieser natürlichen Festung konnte von drei Seiten her durch schwerste Artillerie beschossen werden.

Das österreichische Heereskommando hatte, um die Panzerwerke des M. Verena und des Campolongo niederzukämpfen, weittragende Geschütze bei Levico eingebaut, die bei Beginn des neuen Angriffes am 19. Mai ihre 1000 kg schweren Geschoße auf die italienischen Befestigungen schleuderten. Schon am 20. wurde der Marcairücken von Grazer und Egerländer Truppen genommen, am 22. der Kempelrücken erstürmt. Die größten Opfer erforderte aber die Eroberung des M. Costesin, auf den ein konzentriertes Feuer der schweren Artillerie gerichtet wurde und dessen Besatzung sich endlich ergeben mußte.

Über die Fortführung des Kampfes herrschten jedoch tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kommandostellen. Das Heeresgruppenkommando Erzherzog Eugen—General Krauß war für einen Talstoß im Val Sugana und suchte das Schwergewicht des Kampfes auf dem linken Flügel bei der III. Armee festzuhalten, während Dankl, der Kommandant der XI. Armee, Verstärkungen auf dem rechten Flügel bei der Zugna Torta und gegen den M. Pasubio ansetzen wollte. Allein die Kämpfe der nächsten Tage brachten unerwartete Veränderungen. Das III. Korps stieß rasch und ohne nennenswerten Widerstand zu finden in der Assaschlucht vor, besetzte am 27. abends überraschend Asiago, am 29. fiel das Panzerwerk auf der P. Corbin und am 31. Mai wurde das Massiv des M. Cengio,

am 7. Juni der M. Meletta genommen. In ähnlichem Tempo drang das XX. Korps vor, der M. Cimone wurde erobert und ein Aufklärungsbataillon der Kaiserjäger besetzte am 30. Mai den M. Priaforà. Hingegen blieb der rechte Flügel zurück, hier stockte der Angriff, allmählich versteifte sich der Widerstand der Italiener und die Schlacht löste sich in eine Reihe von Einzelunternehmungen auf. (Vgl. L. v. Fabini. M. Priaforà. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 1009—1030. — E. Saffert. Mit der Edelweißdivision bis zum M. Cimone. Berlin 1936. — A. Hueber. Die Rainer am Cimone. Salzburg 1936.)

Gerade in diesen Tagen kam es zu dem folgenschweren Durchbruch der Russen bei Luck (vgl. S. 117). Das AOK. teilte am 6. Juni dem Heeresgruppenkommando, ohne ihm Einblick in die Größe der Niederlage zu gewähren, mit, daß keine weiteren Verstärkungen nach Tirol gesandt werden könnten, und zwei Tage später begann Conrad sogar einzelne Truppenabteilungen aus Tirol abzuziehen und an die gefährdeten Stellen der russischen Front zu werfen. Er erteilte den Befehl, die Südtiroler Offensive nicht in die Ebene vorzutragen, sondern sich mit einem enger begrenzten Ziel zu begnügen. Jetzt kam auch der bisher kaum verhüllte Gegensatz zwischen den drei kommandierenden Stellen Conrad—Krauß—Dankl zum offenen Ausbruch. Conrad und Krauß waren mit der Führung Dankls nicht einverstanden gewesen, sie warfen ihm vor, er habe jede Initiative verloren und lasse die Unterbefehlshaber nach eigenem Gutdünken vorgehen; am 17. Juni wurde Dankl enthoben und an seine Stelle als Führer der XI. Armee trat nun Generaloberst Rohr. Mitte Juni machte die Lage auf dem russischen Kriegsschauplatz die völlige Einstellung der Offensive notwendig. Es wurde eine Linie bezogen, die nördlich der Zugna Torta und über den M. Pasubio durch das Asticotal nach Norden, östlich des M. Kempel verlief. (Vgl. K. Korzer. Ein Angriff im Felsgebirge. Die Kämpfe auf dem Pasubio. Juni/Juli 1916. Militärwiss. Mitt. 61. Bd. 1930. S. 245—259. — Vgl. über die Pasubiokämpfe S. 158).

Die Urteile über Anlage und Wert der Südtiroler Offensive sind verschieden. Sicher ist, daß ein nachhaltiger Erfolg nur dann hätte erzielt werden können, wenn es möglich gewesen wäre, auch von der Isonzofront her einen starken Druck auszuüben und die Italiener in die Zange zu bekommen. Ein nur von Südtirol heraus unternommener Angriff hätte, um den Gegner abschneiden und bis zur Adria vorstoßen zu können, viel bedeutendere Truppenmassen gefordert, als man überhaupt in den engen Schluchten und Tälern Tirols anhäufen konnte. Unüberwindliche Schwierigkeiten bot in dem zerklüfteten Gebirgsland auch das Nachrücken der Artillerie. Es war ausgeschlossen, die bei Beginn des Angriffes eingebauten schweren Geschütze so rasch vorwärts zu bringen, daß sie dem stürmischen Vorgehen der Infanterie folgen konnten. Infolgedessen mußte der Vormarsch erlahmen, als die Sturmtruppen auf die rückwärtigen Linien der Italiener stießen, ohne daß sie von dem Feuer der schweren Artillerie wirksam unterstützt worden wären. Eine gewisse Hemmung bedeutete auch der Wunsch aller Kommandostellen, die Mannschaft zu schonen und ihr so wenig Blutopfer als möglich aufzuerlegen. Sicher ist, daß die Offensive schon zu Beginn durch die lange Wartezeit und den dadurch bedingten Verlust des Überraschungsmomentes der Möglichkeit eines durchschlagenden Erfolges beraubt war. Dennoch war ihre Wirkung auf die italienische Front eine sehr bedeutende; Cadorna war tief bestürzt über die schweren Verluste seiner I. Armee, er warf in rascher Folge zahlreiche Divisionen von der Isonzofront an die Südtiroler Grenze, so daß dort 344 Bataillone versammelt

waren. Schon war er entschlossen, bei einem weiteren Vordringen der österreichischen Truppen die Isonzofront überhaupt aufzugeben und seine Armeen hinter die Piave zurückzuziehen, als die Offensivstöße der Russen bei Luck und Okna ihm die ersehnte Rettung brachten.

Cadorna benützte nach der unverhofften Einstellung der österreichischen Angriffsschlacht seine großen Truppenanhäufungen sofort, um zu einer Gegenoffensive auf Asiago und Asiero auszuholen. Die vom 1. bis 24. Juli 1916 dauernden Kämpfe brachten aber ebensowenig wie ein Vorstoß im Fleimsertal einen Erfolg. Gleichzeitig kam es zu kleineren Unternehmen in der Umgebung der Marmolata und im Ortlergebiet, die artilleristische Bedeutung besaßen, da ein Geschütz auf 3800 m Höhe gebracht wurde (Frh. v. Lempruch. Der König der Deutschen Alpen und seine Helden. Stuttgart 1925. — Ch. Röck. Das Fähnlein v. Trafoi. Leipzig 1937.) Bald aber gab Cadorna, dem nun wieder die Wahl der Angriffsrichtung freistand, diese fruchtlosen Stöße gegen die Tiroler Berge auf und entschloß sich zu einer neuen, großangelegten Offensive am Isonzo. Er besaß den Vorteil der inneren Linie und konnte seine Truppen rasch herumwerfen und die günstige Stimmung, die damals in der Bevölkerung herrschte, ausnützen, um seine Armeen zu entscheidenden Taten anzufeuern. Nicht weniger als vier Korps mit fast 1300 Geschützen und gegen 800 Minenwerfer wurden in dem engen Raume von Görz bis zur Meeresküste vereinigt.

Diesen Maßnahmen Cadornas gegenüber befand sich das AOK. im Nachteil. Nicht nur, daß man bedeutend weitere Strecken bei dem Heranführen der Verstärkungen für die am Isonzo kämpfende Armee Boroević zu bewältigen hatte, Conrad sah sich auch genötigt, einen Großteil der in Tirol freiwerdenden Truppen an der russischen Front zu verwenden, so daß die Kampfkraft der österreichischen Isonzofront so tief wie niemals zuvor gesunken war, als die VI. Schlacht am 4. August 1916 begann; in dem Abschnitt der III. italienischen Armee standen nur 78 österreichische Bataillone gegen 203 der Italiener und 384 Geschütze gegen 1250. In der Nacht auf den 6. August 1916 setzte auf der ganzen Linie von Tolmein bis nach Monfalcone, nachdem die beiden ersten Tage mit vorbereitenden Versuchen vergangen waren, ein wütendes Trommelfeuer ein, dann ein weittragendes Sperrfeuer, das die Verbindung der vordersten Linien mit den rückwärtigen Stellungen unmöglich machte. Hierauf erfolgte mit mindestens vierfacher Überlegenheit der Stoß gegen den Görzer Brückenkopf, den Generalmajor Zeidler mit 18½ Bataillonen und 87 Geschützen besetzt hielt. Durch Überläufer hatten die Italiener genaue Kenntnis von unseren kunstvoll ausgebauten Stellungen auf dem M. Sabotino und der Podgora, die um die Mittagstunde des 6. August durch das Artilleriefeuer vollkommen niedergestampft waren. Der Görzer Brückenkopf war nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen, als am Nachmittag der Sturm der Italiener erfolgte. Ununterbrochen rollten neue Angriffswellen heran und brachten die Italiener in den Rücken der tapferen Verteidiger, die sich noch tagelang in den Kavernen des M. Sabotino hielten. Starker Munitionsmangel hinderte die österreichischen Truppen an entscheidenden Gegenstößen und am 8. August mußte der so lange und so tapfer verteidigte Brückenkopf aufgegeben werden. (R. Pohl. Noch einmal der Fall von Görz. Österr. Wehrzeitung 1926.) Damit war auch das Schicksal von Görz entschieden, am 9. August wurde nach Sprengung der Eisenbahnbrücke über den Isonzo der Rückzug angetreten, der die Räumung des nördlichen Teiles der Karsthochfläche nach sich zog. Die Verteidiger waren vollkommen erschöpft und

ausgeblutet, viele Abteilungen hatten nur mehr ein Viertel ihres Bestandes; niemals war die Gefahr eines Durchbruches an dieser Stelle so nahe gewesen wie jetzt und nur durch den Umstand, daß Cadorna den errungenen Erfolg nicht auszunützen verstand und zu keinem neuen gesammelten Stoß ausholte, auch die II. Armee nicht energisch genug in die Schlacht eingriff, dankte das AOK. die Erhaltung der österreichischen Front. In der zweiten Etappe der Schlacht von 10.—16. August wurden nur kleine Teilerfolge errungen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheure, der Angreifer hatte 51.000 Mann eingebüßt, die Armee Boroević zählte nur mehr die Hälfte ihres Bestandes, sie hatte über 40.000 Mann verloren.

So hatte Cadorna endlich in der VI. Schlacht den großen „politischen" Erfolg, den Fall von Görz, errungen. An die Leitung der V. österreichischen Armee trat nun die Aufgabe heran, neue Stellungen auszubauen, da die vorderen Linien, deren Befestigung so viel Material und Menschenkraft erfordert hatte, verloren gegangen waren. Die größte Schwierigkeit war der Ersatz der Mannschaftsverluste; es war schon kaum mehr möglich, die notwendigen Marschbataillone bereitzustellen, da in vielen Gegenden der Monarchie die männliche Bevölkerung im waffenfähigen Alter überhaupt schon verschwunden war. Dennoch gelang es, die Armee Boroević wieder auf die erforderliche Höhe zu bringen, um in der VII. (14.—17. September 1916) und VIII. Isonzoschlacht (30. September — 12. Oktober 1916) den auf den Gewinn von Triest gerichteten Ansturm der Italiener abzuwehren. Die Hauptkämpfe fanden am Fajti hrib, bei Kostanjevica auf der Karsthochfläche und im Wippachtale östlich von Görz statt. (Erzh. Joseph. A világháború. III. Bd. S. 311 ff. — A. Bollati. Gorizia e le battaglie dell'autunno 1916. Storia della guerra italiana. 3. Bd. Mailand 1935. — C. Geloso. Le battaglie di Gorizia e della Bainsizza. Rom 1928. — L'Esercito italiano. III./1.—3. La battaglia di Gorizia. L'offensiva autunnale. Rom 1937.)

Mit schwerer Sorge sahen das AOK. und die Kommandostellen der V. Armee einer Erneuerung des italienischen Angriffes entgegen, der bei der völligen Erschöpfung der tapferen Verteidiger katastrophale Folgen zeitigen konnte. Schon am 31. Oktober begann die IX. Isonzoschlacht, die eigentlich nur eine Fortsetzung der vorangegangenen Kämpfe war. Schon der zweite Schlachttag am 1. November 1916 brachte eine schwere Krise, es gelang den Italienern der Einbruch in die österreichische Front bei Kostanjevica—Hudilog, ohne daß jedoch dieser Erfolg in den folgenden Tagen ausgebaut werden konnte. Am 4. November erlahmte der Angriff, die Schlacht endete mit der vollständigen Erschöpfung der Truppen auf beiden Seiten.

Damit fanden die Kämpfe des Jahres 1916 an der italienischen Front ihr Ende. Wie nach jeder der mörderischen Isonzoschlachten, wurde im AOK. die Frage erwogen, auf welche Weise man dem zermürbenden Ringen am Isonzo ein Ende bereiten könne; denn es war vorauszusehen, daß einmal die Widerstandskraft der so tapferen Verteidiger erschlaffen mußte und dann der Zusammenbruch der Front nicht aufzuhalten sein würde. An die Durchführung einer neuen Offensive konnte aber nicht gedacht werden und so beschränkte man sich darauf, sehr bedeutende technische Vorbereitungen für die Verteidigung der gesamten Südwestfront zu treffen. Die Stellungen wurden ausgebaut, auch machte die immer stärker werdende Verwendung von Gift- und Reizgasen die besondere Abwehrschulung der Truppen und ihre Ausrüstung mit Gasmasken nötig; endlich wurde die Bildung eigener besonders ausgerüsteter Sturmtrupps nach den Erfahrungen, die von der DOHL.

an der Westfront gemacht worden waren, durchgeführt. An der Tiroler Front wurden „Hochgebirgskompagnien" aufgestellt, ferner Bergführerabteilungen für Aufklärungs- und Rettungsdienst. Die Bewaffnung der Truppen hatte sich durch den massenhaften Gebrauch der Maschingewehre und der Handgranaten vollkommen geändert; ferner hatte sich die Notwendigkeit ergeben, da Artillerie und Infanterie bei einem Angriffsstoß nicht dauernd vereint vorgehen konnten (vgl. S. 148), den Fußtruppen leichte 37-mm-Geschütze beizugeben, die freilich nicht dieselbe zerstörende Wirkung ausüben konnten wie die schweren, nur langsam beweglichen Haubitzen. Viel beliebter als diese Infanteriegeschütze waren die Minen- und Flammenwerfer und das AOK. plante eine großzügige Ausstattung der Truppen mit modernen Typen dieser Waffen durchzuführen. Ebenso sollte die schwere Artillerie ausgestaltet und zum Teil motorisiert werden. Ein unüberwindbares Hindernis trat jedoch allen diesen Plänen entgegen: Der Mangel an Rohstoffen, der im dritten Kriegsjahre immer fühlbarer wurde, obwohl man schon 70 % aller Altvorräte aus der Privatwirtschaft herausgeholt hatte. Besondere Aufmerksamkeit wandte man dem Aufschwung der Flugwaffe zu; Ende 1916 gab es 38 Fliegerkompagnien, aber trotzdem stand die österreichische Armee darin noch weit gegen die italienische zurück.

Bevor das AOK., dessen Leitung nunmehr General Arz von Straußenburg an Stelle Conrads übernommen hatte, dazu kam, die beabsichtigte Offensive an der italienischen Front vorzubereiten, trafen Nachrichten ein, die besagten, daß ein neuer Vorstoß der Italiener bevorstünde, dem ein Angriff der Franzosen an der Westfront vorausgehen werde. Die russische Revolution störte allerdings die Ausführung dieses Planes und der Angriff Cadornas erlitt dadurch eine Verzögerung, aber am 12. Mai 1917 setzte doch die zehnte Isonzoschlacht mit einem Sturm von ungeheurer Gewalt im Görzer Becken ein, wo Cadorna eine eigene Angriffsgruppe unter dem Befehl der Generäle Capello und Badoglio gebildet hatte. Er hoffte, durch einen Vorstoß im Wippachtale von Norden her Triest zu gewinnen, Der M. Kuk ging trotz tapferster Verteidigung verloren, aber der M. Santo und M. S. Gabriele konnten von unseren Truppen gehalten werden. Wieder zerfiel der Kampf in mehrere Phasen, vom 23.—28. Mai richtete Cadorna den Hauptangriff auf das Karstplateau, wo es zu einem wütenden Ringen um jede Stellung kam. Dann aber löste sich die Schlacht in eine Reihe von Einzelunternehmungen auf und am Südabschnitt der Front bei Jamiano konnte die Armee Boroević sogar Anfang Juni zu einem Gegenangriff schreiten, der ihr den Wiedergewinn einiger von den Italienern so mühsam eroberten Geländestreifen brachte. Die Stimmung der österreichisch-ungarischen Truppen war trotz der ungeheuren Anforderungen vorzüglich, während der Kampfgeist der Italiener sehr gelitten hatte. Sogleich nach der Beendigung der 10. Isonzoschlacht begann ein umfassender Angriff Cadornas in Südtirol; aber auch die „Junischlacht" auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden mit dem Hauptkampfgebiet um den M. Ortigara blieb ohne wesentlichen Erfolg. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. VI. S. 133 ff. — Arz. Gesch. d. Großen Krieges. S. 153 ff. — L. v. Fabini. Die Kämpfe um die Hochfläche von Bainsizza in der 10. Isonzoschlacht vom 12. bis 30. Mai 1917. Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 335—357. — R. Pinchetti. Isonzo 1917, Kuk. Bainsizza, Carso Carzano. Storia della guerra ital. IV. Mailand 1934. — A. Hofmann. M. S. Gabriele 1917. Österr. Wehrzeitung 1937. — v. Lützow. Ortigarakämpfe im Juni 1917. Hall 1922. — H. v. Sloninka-

Holodów. Die Kämpfe um die Ortigara-Lepozzestellung. Ebd. 1927. — A. di Giorgio. La battaglia dell'Ortigara. Rom 1935. — A. Cabiati. Ortigara. Rom 1933.)

Im Frühsommer 1917 setzten abermals auf beiden Seiten der Isonzofront weitgehende Vorbereitungen ein, bei denen die Italiener begreiflicherweise weit im Vorteil waren. Die österreichische Verteidigung hatte mit dem immer drückender werdenden Mangel an Menschen und Kriegsmaterial, vor allem an Artillerie zu kämpfen, dennoch wurde unglaublich viel geleistet und die Stimmung der Truppen blieb ausgezeichnet, während von den Italienern viele Überläufer kamen. Die von dem Feinde beabsichtigte Sprengung des M. Krn wurde durch die kühne Tat eines Sappeuroberleutnants, G. Hoffmann, der einen Gegenstollen grub und die Mine im letzten Augenblick unwirksam machte, verhindert. (O. Wolf-Schneider v. Arno. Der Minenkampf am Krn. Militärwiss. Mitt. 67. Bd. 1936. S. 1—13. — N. Waldmann. Die Minenkämpfe am Krn 1917. Schweizerische Mtschr. f. Offiziere. 1936. S. 198—205.)

Die 11. Isonzoschlacht begann am 18. August mit starker Artillerievorbereitung und Gasschießen auf einer 70 km langen Frontstrecke. Während der südliche Teil der Front bei Kostanjevica und auf der Hermada standhielt, kam es weiter nördlich auf der Hochfläche von Bainsizza gleich in den ersten Tagen zu schweren Krisen. Gerade zu dieser Zeit befanden sich Generalstabschef Arz und Kaiser Karl im Schlachtgebiet und es wurde schon der Plan erwogen, mit deutscher Hilfe durch eine Offensive am oberen Isonzo der unhaltbaren Lage im Süden ein Ende zu bereiten. Die Nachrichten von den mörderischen Kämpfen am M. Kuk und am Jelenik und von dem Einbruch der Italiener in einige Stellungen bewogen jedoch Boroević am Abend des 23. August zu dem überraschenden Entschluß, die Hochfläche von Bainsizza auf eine weite Strecke zu räumen. Allein die unteren Kommanden, vor allem FML. Goiginger, der den am meisten gefährdeten Abschnitt befehligte, erhoben dagegen entschiedene Einsprache, auch im AOK. herrschte äußerste Bestürzung. Boroević schränkte darauf den Rückzug bedeutend ein; die Lösung vom Feinde ging unvermerkt und ohne Schwierigkeiten vor sich und es trat eine Kampfpause von einigen Tagen ein, die den vollkommen erschöpften Truppen sehr nötig war. Dann erneuerten sich die Kämpfe besonders im Raume des M. Gabriele. Das schwere Ringen um diesen Eckpfeiler der Verteidigungsfront, der unter allen Umständen gehalten werden mußte, dauerte noch im September an, als die übrigen Kämpfe schon abgeflaut waren. Vom 4. bis 11. September leitete General Capello eine Feuerbelagerung des Berges, der aus Minenwerfern und Geschützen aller Gattungen unaufhörlich beschossen wurde (45.000 Geschosse). Dennoch leisteten bei dem Infanteriesturm auf den Berg die Verteidiger zähen Widerstand und am 15. mußten die Italiener ihre Angriffe aufgeben. Trotz des Raumverlustes von Bainsizza konnten die Verteidiger das Ende der 11. Isonzoschlacht als einen Sieg feiern. Ungeheuer waren Materialverbrauch und Menschenverluste auf beiden Seiten gewesen; die Italiener hatten 166.000, Boroević 110.000 Mann verloren. (Österreich-Ungarns letzter Krieg. VI. S. 431 ff. — Arz. Gesch. d. Großen Krieges. S. 167 ff. — L. Goiginger. Die Krisis in der 11. Isonzoschlacht. Österr. Wehrzeitung 1921. — R. Heinzel. Artillerieverwendung in d. 11. Isonzoschlacht. Militärwiss. Mitt. 59. Bd. 1928. S. 129—146. — L. v. Fabini. Die Kämpfe um die Hochfläche v. Bainsizza, w. o. — G. Veith. Isonzoverteidigung, w. o. — F. Weber. Isonzo, w. o. — C.

Assum. L'undecesima battaglia dell'Isonzo. Turin 1925. — R. Pinchetti. Isonzo, w. o. — C. Geloso. Le battaglie di Gorizia e della Bainsizza, w. o. — G. Baj-Macario. La crisi della Bainsizza. Rom 1933. — Ders. Kuk—611—Vodice—Montesanto. Mailand 1933. — E. Caviglia. La battaglia di Bainsizza. Mailand 1930. — R. Bencivenga. La scalata della Bainsizza. Verso la crisi dell'autunno 1917. Rom 1937. — L. Cadorna. La guerra, w. o. — L. Capello. Note di guerra II.)

Schon nach der 10. Isonzoschlacht hatte das AOK. den Plan einer eigenen Offensive beraten, da man befürchten mußte, die so tapfer verteidigte Isonzofront werde bei einem der nächsten Stöße der Italiener zusammenbrechen. Über alle Erwartungen hinaus hatten zwar die Truppen noch einmal in der 11. Isonzoschlacht zähesten Widerstand geleistet, aber nun konnte man sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß ihre Erschöpfung aufs höchste gestiegen war; auch war es unmöglich, die so dünn gewordenen Linien abermals aufzufüllen und das in ungeheuren Mengen verbrauchte Kriegsmaterial wieder zu ersetzen. Andererseits war es klar, daß jedes weitere Zurückweichen der Front den Verlust von Triest nach sich ziehen mußte, und das hätte nicht nur eine gewaltige Einbuße an Ansehen bedeutet, sondern es wäre auch den Italienern dann der Weg nach Laibach und in das Innere der Monarchie offengestanden. Daher blieb nur die einzige Möglichkeit, durch eine Offensive die Sperrkette der Italiener zu zerreißen. Ein Vorstoß aus Südtirol kam wegen der Jahreszeit, und weil es ausgeschlossen war, die notwendigen Truppen aufzubringen, nicht in Betracht, ebensowenig ein frontaler Angriff am unteren Isonzo, nur eine Offensive aus dem oberen Isonzotal bot Aussicht auf Erfolg,

Zu einem solchen Unternehmen reichten aber die Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee nicht mehr aus und man mußte daher die Mitwirkung deutscher Truppen als Vorbedingung annehmen. Allein im Sommer 1917 tobte in Flandern der Angriff der Engländer und Ende August stürmten die Franzosen gegen Verdun, so daß zu dieser Zeit an eine Abgabe deutscher Truppen nicht gedacht werden konnte. Auch wollte Kaiser Karl von einem gemeinsamen Unternehmen der Verbündeten nichts wissen und erst unter dem Eindruck der Schlachtenkrise von Bainsizza war es Arz gelungen, seinen Widerstand zu überwinden. (Vgl. über den Versuch Kaiser Karls, seinen Bundesgenossen Kaiser Wilhelm von der Beistellung deutscher Truppen auf dem italienischen Kriegsschauplatz abzuhalten, Cramon. Bundesgenosse S. 126 f. — Arz. Gesch. d. Großen Krieges S. 171 ff.) Die DOHL. sandte jetzt den im Gebirgskrieg besonders erfahrenen General Krafft von Dellmensingen an die Front, um die Möglichkeit eines Winkelstoßes, wie ihn der deutsche Oberstleutnant Wetzell befürwortet hatte, zu studieren. Dann wurden die Offensivgruppen festgestellt; es wurden mehrere deutsche Divisionen, die aus den Verbänden der Westfront genommen wurden, mit drei österreichischen Divisionen zu einer neuen deutschen Armee, der XIV., unter dem Kommando des G. d. I. Otto v. Below und dem Generalstabschef Krafft von Dellmensingen vereinigt, die aus dem Raume von Tolmein vorstoßen sollte. Nördlich davon, bei Flitsch, wurde das I. Korps, das aus gut geschulten österreichischen Gebirgstruppen, darunter der Edelweißdivision und einer deutschen Division bestand, unter dem Befehl des Generals Alfred Krauß versammelt. Im Süden schlossen sich an die XIV. Armee der rechte Flügel der II. Isonzoarmee an, die an der Offensive teilnehmen sollte, während die I. Isonzo-

armee die Aufgabe hatte, den Feind zu binden. Kommandant der gesamten Operationen war der Befehlshaber der Südwestfront Erzherzog Eugen.

Der Aufmarsch der XIV. Armee bot außerordentliche Schwierigkeiten, da nur im Raume von Villach—Tarvis sowie bei Laibach—Krainburg die Ansammlung größerer Truppenmassen möglich war, für deren Transport nur wenige Bahnlinien zur Verfügung standen. Erst in letzter Stunde konnten die Truppen in ihre Stellungen einrücken. Was man an Artillerie zusammenraffen konnte, wurde der XIV. Armee zugeschoben, man konnte 1678 Geschütze und 44 Minenwerferbatterien aufbringen, auch die Munitionsvorräte waren bedeutend; außerordentliche Schwierigkeiten bereitete aber das Vorbringen der Geschütze in die Stellungen, meist mußten die Geschützteile und die Munition von der Mannschaft zu den Stellungen getragen werden. Die Aufgabe der Offensive sollte nach dem Willen der verbündeten Generalstäbe eine sehr beschränkte sein, es sollte die immer drückender werdende Front der Italiener über die Reichsgrenze, allenfalls bis an den Tagliamento zurückgedrängt werden. Aber weder Krauß noch die deutschen Führer waren mit dieser Beschränkung einverstanden, sie hofften den Angriff weit in die oberitalienische Ebene tragen zu können. Um die Aufmerksamkeit der Italiener abzulenken, setzte am 15. Oktober 1917 bei den Armeen Boroević ein Wirkungsschießen ein; gleichzeitig tasteten die Italiener die ganze Front durch kleine Offensivstöße an dem Isonzo, am M. S. Gabriele, auf Bainsizza, am Plöckenpaß, an der Marmolata und im Val Sugana ab, wo Mitte September bei Carzano durch Verrat eines slowenischen Offiziers ein Einbruch in die österreichischen Stellungen geglückt war. (Österreich-Ungarns letzter Krieg. VI. Bd. S. 509 ff. — M. Ronge. Der Verrat von Carzano. Militärwiss. Mitt. 61. Bd. 1930 S. 478—483. — G. v. Hubka. Mißglücktes „Karfreit". Ebd. 68. Bd. 1937. S. 147—186. — Petorelli-Lalatta-Finzi. Il sogno di Carzano. Bologna 1926. — L. Pivko. Carzano. Marburg 1924. — K. Rauch. Der Verrat von Carzano. Enns 1932. — Hoen-Waldstätten. Deutschmeister, w. o. S. 725. — J. Feichtmeier. Nachtgefechte. VIII. Kap. Das Gefecht bei Carzano am 18. September 1917. Militärwiss. Mitt. 57. Bd. 1926.) Cadorna plante nun wegen der letzten großen Verluste am Isonzo, das Schwergewicht der Kampfhandlungen an die Tiroler Front zu verlegen. Obgleich ihm am 20. und 21. Oktober Überläufer aus den österreichischen Truppen — ein Tscheche und zwei Rumänen — Nachricht von der bevorstehenden Offensive aus dem oberen Isonzotal brachten, ahnte er noch nicht die Größe der Gefahr und glaubte seine Front auch an dieser Stelle vollkommen gesichert.

Bei den Vorbesprechungen vor Beginn der Schlacht herrschte volle Einigkeit der Heerführer darüber, daß man einen eng begrenzten Stoß mit voller Gewalt führen und daß man den Angriff so weit vorwärtstragen wollte, als es nur möglich war. Aber taktisch bestanden große Unterschiede in der Auffassung; Krauß war ein leidenschaftlicher Verfechter des Talstoßes, d. h. er wollte den Hauptangriff nicht auf den Höhen führen, wie Below meinte, sondern im Tale und es gelang ihm, seine Meinung durchzusetzen. Sein Plan war, nachdem er den Austritt in die Ebene erreicht haben werde, nach Süden einzuschwenken und den italienischen Armeen den Rückzug abzuschneiden. (Vgl. Krauß. Theorie und Praxis. S. 250 ff.)

Der Kampf wurde am 24. Oktober 1917 durch ein nächtliches Gasschießen auf der ganzen Angriffsfront eingeleitet, dem nach einer zweistündigen Pause in

den Morgenstunden schlagartig ein Vernichtungsfeuer, an dem auch die Minenwerfer beteiligt waren, folgte. (W. Heydendorff. Der Gaswerferangriff bei Flitsch. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 311—317.) Die Wirkung auf die feindlichen Stellungen war eine vernichtende, dazu kam noch, daß die Italiener durch dichten Nebel gehindert waren, ihr Artilleriefeuer auf die vorrückende Infanterie der Verbündeten zu eröffnen. Gleich am ersten Tag wurden sowohl bei der Gruppe Krauß als auch bei der XIV. Armee, zumal durch die Truppen des Generals Lequis glänzende Erfolge erzielt. Krauß hatte mit seinen tiefgegliederten Kolonnen die drei Stellungen der Italiener im Isonzotal durchstoßen und schritt zum Sturm auf den M. Stol, der das Flitscher Becken im Südwesten sperrte, die Truppen Belows waren über die starkbefestigte Ježahöhe westlich von Tolmein vorgebrochen. Am Abend des 24. war die italienische Front in einer Breite von 32 km aufgerissen. Auf die Nachricht von dieser Katastrophe des Nordflügels beschloß die italienische Heeresleitung eine neue Frontlinie mit der Punta di Montemaggiore westlich der Ježahöhe als Ausgangspunkt zu beziehen. Aber der Vormarsch der Verbündeten ging unaufhaltsam vorwärts. Der Talstoß des Generals Krauß führte zu glänzenden und mit geringen Opfern erkauften Erfolgen, am 26. früh wurde der Rücken des M. Stol fast ohne Mithilfe der Artillerie erstürmt, am 27. wurde die Punta di Montemaggiore besetzt, als die siegreichen Truppen von allen Seiten in den Tälern vorgedrungen waren. (V. Schemfil. Der Fall des Montemaggiore. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 518—532. — Krauß. Theorie und Praxis. S. 265 ff.) Die XIV. Armee hatte den M. Kuk und am 27. den M. Matajur genommen und rückte gegen Cividale vor; schon begann sich die II. Isonzoarmee dem Vormarsch anzuschließen, so daß die Italiener am unteren Isonzo in eine recht gefährliche Lage gerieten. Im italienischen Hauptquartier zu Udine herrschte die größte Bestürzung. General Capello, der energischeste der italienischen Befehlshaber, war schwer erkrankt; aber nicht nur das unerwartet rasche Vorrücken der Gegner, sondern auch das Verhalten der Truppen, die von einer förmlichen Panikstimmung ergriffen wurden, mußte die führenden Generäle mit schwersten Besorgnissen erfüllen. Als Cadorna den Fall des Montemaggiore erfuhr, gab er jede Hoffnung auf, den zurückflutenden Truppen Einhalt gebieten zu können, es kam ihm jetzt nur mehr darauf an, die noch weit vorgeschobenen Truppenteile am unteren Isonzo vom Feinde zu lösen und möglichst viel Kriegsmaterial zu retten. Er mußte sich jetzt entschließen, seine Regierung von dem katastrophalen Ausgang der Kämpfe zu verständigen. Der moralische Zusammenbruch großer Teile der italienischen Armee war auf die im Hinterland herrschende Stimmung zurückzuführen, wo man mit der zögernden Kriegsführung Cadornas unzufrieden war. Man wies darauf hin, daß in 11 blutigen Schlachten nur der geringe Raumgewinn von 12 km erzielt worden sei, während die Armee die schwersten Verluste erlitten habe. Gewiß kam diese Mißstimmung im italienischen Heere den Verbündeten zugute und erleichterten ihnen den Vormarsch, aber sie hätten auch ohnedem den gleichen großen Erfolg errungen; denn sie dankten ihn nicht einem günstigen Zufall, sondern der vortrefflichen Führung, dem reibungslosen Zusammenwirken der Kommandanten, vor allem aber dem glühenden Angriffsgeist, der alle Truppen ohne Unterschied beseelte.

Am 28. Oktober reifte der Erfolg zu solcher Größe, daß man daran denken konnte, das Westufer des Tagliamento zu gewinnen und den italienischen Heeren den Rückzug von Norden her abzuschneiden. An diesem Tage wurde Udine von

den deutschen Truppen besetzt, am 29. warf der rechte Flügel der Gruppe Krauß die Italiener über Fella und Tagliamento zurück; die Angriffstätigkeit hatte nun auch auf den Abschnitt der Kärntner Front übergegriffen und die Italiener waren auch hier zum Rückzug genötigt worden. Die Entscheidung ruhte aber jetzt im Süden im Raume der Heeresgruppe Boroević, wo die italienische Armee noch weit im Osten stand und wo ungeheure Mengen Kriegsmaterial angehäuft waren. Hier wäre ein geradezu entscheidender Erfolg zu erringen gewesen, als nach den Schlachten von Codroipo und Latisana am 2. November die Möglichkeit einer Abschnürung der gesamten II. italienischen Armee bestand, bei der sich der König und das Armeekommando befanden. Allein die Einschließung wurde nicht vollständig durchgeführt, mangelnde Verbindung und schlechtes Wetter, das die sonst kleinen Flußläufe in reißende Gießbäche verwandelte, hinderten den Vormarsch, auch wirkte sich die Einteilung des zu besetzenden Geländes in „Gefechtsstreifen", die jeder Heeresabteilung zum Vorrücken zugewiesen wurden, ungünstig aus. Damit war die erste große Phase der Offensive abgeschlossen und sie hatte trotz des glänzenden Erfolges nicht die erhoffte entscheidende Niederlage des Feindes gebracht. Die Ursache ist ohne Zweifel in dem mangelnden Vernichtungswillen der obersten kommandierenden Stellen und in einer nicht entsprechenden Verteilung der verfügbaren Truppen zu suchen. Die Heeresgruppe Boroević, vor allem die im Süden stehende I. Armee, die nur den Feind fesseln, sogar noch weiter gegen Osten ziehen sollte, waren verhältnismäßig stark, 20 Divisionen, während die Offensivgruppe nur 15 Divisionen zählte und die Heeresgruppe Conrad in Tirol, der eine sehr entscheidende Aufgabe im weiteren Verlauf des Kampfes zufiel, überhaupt keine Verstärkungen erhalten hatte. (Vgl. über die XII. Isonzoschlacht und den Durchbruch von Karfreit: Österr.-Ungarns letzter Krieg. VI. S. 493 ff. — Ludendorff. Erinnerungen. S. 386, 397 ff. — Hindenburg. Aus m. Leben. S. 259 ff. — Krauß. Ursachen. S. 217 ff. — Ders. Theorie u. Praxis. S. 239 ff. — Arz. Großer Krieg. S. 170 ff. — Cramon. Bundesgenosse. S. 126 ff. — K. Krafft v. Dellmensingen. Der Durchbruch am Isonzo. Schlachten d. Weltkrieges. Bd. 12 a u. b. 2. Aufl. Oldenburg 1928. — Ders. Der Durchbruch. Studie an der Hand d. Vorgänge d. Weltkrieges. 1914—1918. Hamburg 1937. — A. Krauß. Das Wunder von Karfreit. 2. Aufl. München-Berlin 1937. — Lequis. Einiges zum Wunder v. Karfreit. Deutscher Offiziersbund 1927. X. — L. Goiginger. Der Durchbruch von Flitsch u. d. Kämpfe im Grappa-Gebiet. 1917. Österr. Wehrzeitung 1927. — E. v. Horsetzky. Zum Kapitel „Durchbruch". Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 836 ff. — R. Kiszling. Der strategische Durchbruch. Ebd. S. 90 ff. — W. Heydendorff. Die Talstöße von Flitsch u. Tolmein 1917. Schweiz. Monatsschr. f. Offiziere. 1937. S. 118—127. — Hermanny-Miksch. Die Durchbruchsschlacht bei Flitsch. Hall 1924. — W. Heydendorff. Nahtstellen u. Abschnittsbildungen im Gebirge. Militärwiss. Mitt. 68. Bd. 1937. S. 283—288. — Ders. Cadorna—Capello. Ebd. 64. Bd. 1933. S. 854—860. — E. Glaise-Horstenau. Flitsch—Tolmein. Ebd. 58. Bd. 1927. S. 497—537 — L. Riedl. Artilleristische Betrachtungen zum Durchbruch von Flitsch-Tolmein. Ebd. 62. Bd. 1931. S. 1062—1077. — Meltzer. Die Schlacht v. Caporetto in französ. Beleuchtung. Milit. Wochenblatt. 1937/38. — L. Capello. Note di guerra, w. o. — C. Romano. Della Bainsizza al Piave. Rom 1935. — E. Caviglia. Die Vorbereitung zur Schlacht von Karfreit. „Nord u. Süd" 51. Jahrg. 1928. S. 231—244 (gegen die Darstellung v. Krafft v. Dellmensingen.)

— A. Cabiati. La battaglia dell'ottobre 1917. Storia della guerra ital. V. 2. Aufl. Mailand 1935. — R. Bencivenga. Saggio critico, w. o. II. Bd. Anhang. La sorpresa strategica di Caporetto. Rom 1932. — Vgl. die Literatur in Weltkriegsbücherei. Vtish. 17/18. Italien, S. 80 f.)

Die Nachricht von der schweren Niederlage der italienischen Armee hatte nicht nur in Rom, sondern auch in Paris und London Bestürzung hervorgerufen; die französischen und englischen Befehlshaber Foch und Robertson eilten nach Treviso, um mit Cadorna über die Stützung der italienischen Front zu beraten. Es wurde beschlossen, den Rückzug bis hinter die Piave fortzusetzen, jedoch möglichst lange den Tagliamento zu halten, um Zeit für die Neuordnung der Truppen zu gewinnen. Das rasche Vorgehen der deutschen und österreichischen Truppen am Tagliamento, wo General Krauß schon am 2. November bei Cornino und deutsche Abteilungen am folgenden Tage bei Pinzano das Westufer gewannen, bestärkten Cadorna in seinem Entschluß, an die Piave zurückzuweichen. Ohne Zweifel hat Cadorna den Rückzug und den Aufbau der neuen Verteidigungslinie mit großer Umsicht und mit viel Geschick durchgeführt. Sein Rücktritt war damals schon beschlossen und an den neuerlichen Beratungen der Regierungsvertreter und der Generalstabschefs der Entente am 5. November in Rapallo nahm schon General Porro als sein Vertreter teil. Foch und Robertson waren zu weitgehender Hilfeleistung bereit, sie wollten 8 Divisionen zu gleichen Teilen auf dem italienischen Kriegsschauplatz aufstellen, und da man einen Vorstoß der deutschen und österreichischen Heere im Westen bei dem Tonalepaß und im Val Camonica fürchtete, sollte die Ausladung dieser neuen Armee westlich des Gardasees erfolgen. (Vgl. Crespi. Alla difesa d'Italia, w. o. S. 5 ff. — Aldrovandi Marescotti. Guerra diplomatica. S. 117 ff. — C. Barrère. Souvenirs diplomatiques. Revue des deux mondes. 15. IV. 1938. S. 726—30. — Über Cadorna vgl. zu den auf S. 131 angegebenen Werken noch R. v. Xylander in „Heerführer des Weltkrieges". Berlin 1939. S. 170—192.

Aber nicht nur Foch und Cadorna, auch die Heeresleitungen der Mittelmächte standen vor schwerwiegenden Entschlüssen. Die einzelnen Heeresabteilungen waren in den ihnen zugewiesenen Geländestreifen über den Tagliamento vorgerückt, Boroević war mit seinen beiden Armeen jetzt sehr rasch vorgegangen, am 5. November hatte er in breiter Front den Tagliamento überschritten, am 6. die Livenza erreicht, während General Krauß mit dem ihm befohlenen Vorstoß in der Richtung auf Longarone und den Oberlauf der Piave das Aufrollen der gesamten Kärntnerfront begleitete. Jetzt erwies es sich aber schon als hindernd, daß man im AOK. in Baden darauf bestanden hatte, den linken Flügel der Front, die Heeresgruppe Boroević, sehr stark zu halten. Boroević übte einen ziemlich starken Druck auf die Italiener aus, während der rechte Flügel im Norden, der mit gewaltigem Schwung die italienischen Stellungen an der Piave, im Gebirge und im Val Sugana bis an die Etsch hätte durchstoßen sollen, für seine schwierige Aufgabe zu schwach war. Infolgedessen konnte sich die IV. italienische Armee unter General Robilant verhältnismäßig lange an der Dolomitenfront halten; erst am 4. November begann Robilant nach dringenden Befehlen Cadornas, den Rückzug durchzuführen, Cortina d'Ampezzo, der Col di Lana und die Tofana wurden geräumt, während im Süden die Stellungen an der Val Sugana-Front, vor allem der stark befestigte M. Grappa als Angelpunkt gehalten werden sollten. Besondere Bedeutung kam in diesem Abschnitt der Front dem von Conrad

befehligten Heere in Südtirol zu. Vergeblich hatte sich Conrad seit vielen Tagen bemüht, von dem AOK. Verstärkungen zu erhalten; trotzdem war er entschlossen, seinen Lieblingsgedanken eines Vorstoßes aus Südtirol über die Hochfläche von Asiago zu verwirklichen. Er brach sogar den geplanten Angriff über den Rollepaß, der in die Flanke der zurückweichenden Armee Robilants geführt hätte, ab, und ermöglichte so Robilant trotz der stark nachdrängenden 10. Armee und dem I. Korps Krauß, seine Truppen in guter Ordnung zurückzuführen. Am 8. November mußte Pieve di Cadore, zwei Tage später Belluno aufgegeben werden.

Das Heereskommando Südwest, Erzherzog Eugen, nahm für die weitere Offensivbewegung eine genaue Verteilung der Aufgaben vor; Conrad sollte westlich der Brenta und des Cismon vorrücken, die Abteilung Krauß hatte den Gebirgsblock des M. Grappa zwischen Brenta und Piave zu erobern. Diesen beiden Gruppen kam für die Fortsetzung des Angriffs nach der Ansicht des AOK. die größte Bedeutung zu; der Vorschlag Hindenburgs, mit zwei deutschen Divisionen vom Gardasee gegen Verona vorzustoßen und den rechten Arm der Zange somit über die Etsch hinaus zu verlängern, wurde abgelehnt. Die österreichische X. Armee unter FML. Krobatin sollte gestaffelt in Cadore bleiben, sie sollte erst nach dem Fall des M. Grappa an der Angriffsbewegung teilnehmen. Südlich der Abteilung Krauß stand die deutsche XIV. Armee, an sie schloß sich die Heeresgruppe Boroević an, die auf ihrem linken, längs der Meeresküste vorrückenden Flügel von der Flotte unterstützt werden sollte. Um genügenden Nachschub zu ermöglichen, wurde der Beginn der neuen Offensive für den 16. November 1917 festgesetzt.

Diese Atempause kam natürlich auch dem Gegner zugute und ermöglichte ihm den Neuaufbau der Front hinter der Piave. Am 8. November hatte Cadorna das Kommando an General Diaz abgegeben, auch mußte die italienische Regierung der Bildung eines „Obersten Kriegsrates" in Versailles zustimmen. Die neuen Stellungen der italienischen Armee befanden sich aber in günstiger Lage, ihre Frontlinie war von 350 km auf 130 km verkürzt worden, so daß trotz der Verluste der letzten Wochen große Truppenmassen angehäuft werden konnten. Schon machte sich auch die Hilfe der Entente fühlbar. An die Piavefront, die von der Adria bis zum Montellomassiv von der III. italienischen Armee gehalten wurde, schloß sich in scharfer Wendung gegen Westen die Südtiroler Front der I. Armee, die seit den Kämpfen 1916 vortrefflich ausgebaut und mit allen technischen Errungenschaften ausgestattet worden war. Die Hauptstützpunkte waren die Bergmassive des M. Cismon, des M. Asolone und M. Grappa zwischen Feltre und der Brenta, dann westlich davon die Melettagruppe, der M. Cimone und M. Pasubio, dessen Gipfelflächen im Norden von österreichischen, im Süden von italienischen Truppen besetzt und der Schauplatz wütender Minenkämpfe waren. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. VII. Bd. S. 182 ff. — V. Schemfil. Die Pasubiokämpfe 1916—18. Bregenz 1936. — R. Skorpil. Pasubio. 4. Aufl. Innsbruck 1936. — W. Kranz. Minierkampf u. Kriegsgeologie am M. Pasubio. 1916—1918. Wehrtechn. Monatsh. 1936. — A Tosti. M. Pasubio. Rom 1933. — G. Milani. M. Pasubio. Schio 1935. — C. Ferrario. La difesa del Pasubio e del Corno Battisti. Rom 1936.)

So genaue Bestimmungen das Kommando der Südwestfront für die Fortsetzung der Offensive erlassen hatte, so trat doch schon bei den ersten Kampfhandlungen ein merkwürdiges Zerflattern der Front ein. Die Kämpfe begannen

bei der Heeresgruppe Conrad, der den aus den Dolomiten zurückweichenden italienischen Heeresabteilungen mit einem von Asiago ausgehenden Vorstoß in die Flanke fallen wollte und nun die Erfüllung seines Lieblingsgedankens erhoffte. Er setzte das III. Korps zum Sturm auf die Meletta und den Sisemol ein, doch erzielten die vom 12. bis 16. November dauernden Kämpfe hauptsächlich infolge mangelnder artilleristischer Vorbereitung nur geringe Erfolge und das Unternehmen mußte abgebrochen werden.

Inzwischen hatten auch die Kämpfe um den M. Grappa begonnen; Krauß stand in Feltre und er gedachte, auch diesmal durch Vorstöße im Tale und zwar längs der Brenta und Piave das Bergmassiv zu umschließen und seine Besatzung zur Ergebung zu zwingen. Er befand sich darin jedoch im Gegensatz zu seinen Generälen, die gegen seinen Befehl einen großen Teil der Truppen auf die Höhen zogen. Dadurch wurden die für die Talstöße bestimmten Streitkräfte bedeutend geschwächt, und da Krauß über zu wenig Artillerie und Munition verfügte, blieb die Angriffsbewegung trotz einzelner Erfolge stecken. Mit zäher Verbissenheit verteidigten die Italiener ihre Stellungen am M. Grappa, der fest in ihren Händen blieb. Ihr Kampfgeist war ein anderer geworden, die Panikstimmung nach der 12. Isonzoschlacht war mutiger Entschlossenheit gewichen. Es war verhängnisvoll, daß dieses Aufflammen der Widerstandskraft bei den Italienern mit einem offenkundigen Versagen und Erschlaffen des Angriffswillens auf unserer Seite zusammenfiel. Die viel erörterte Streitfrage, ob im Grappagebiet die Anwendung des Talstoßes zweckmäßig war oder nicht, ist schwer zu beantworten; sicher ist, daß die Kämpfe an der mangelnden Unterordnung der Generäle scheiterten. Es fehlte aber auch ein sinnvolles Zusammenwirken der beiden Heeresgruppen, so daß sich die große Offensive in einzelne isolierte Unternehmen auflöste. (Über die Kämpfe am M. Grappa vgl. zu den auf S. 156 angeführten Werken noch die gegen die Ansicht des Generals Krauß gerichtete Schrift seiner Generäle „Bei Flitsch und M. Grappa". Wien 1927. Dagegen Krauß in der 2. Aufl. seiner Schrift „Das Wunder von Karfreit", w. o. — K. Leppa. Krauß, w. o. S. 114. — Krafft v. Dellmensingen. Isonzo. II. Bd. S. 206 ff. dazu E. Steinitz. Über d. Kämpfe um das Grappamassiv. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927. S. 505—515. — S. v. Schrenzel. Unsere letzte Chance im Weltkrieg. Ebd. 63. Bd. 1932. S. 268—289. — E. Handel-Mazzetti. Die erste Verteidigung des Grappa im November 1917. Ebd. 58. Bd. 1927. S. 515—523. — J. Leßmann. Das Heldenringen am Monte Grappa. „Wehrfront". 1938/VII. — C. Assum. La prima difesa del Grappa. Turin 1924. — A. Baldini. Con la 4a armata alla prima difesa del Grappa. Rom 1933. — A. Cabiati. La riscossa Altipiani, Grappa, Piave. Storia della guerra ital. VI. Mailand 1934. — P. Schiarini. La battaglia d'arresto sull'altopiano d'Asiago. 10. XI. — 25. XII. 1917. Rom 1934. — G. Giardino. Rievocazioni e riflessioni di guerra. I. La battaglia d'arresto al Piave ed al Grappa. Mailand-Verona 1929.)

Die an die Gruppe Krauß sich anschließende XIV. deutsche Armee und die beiden Armeen der Gruppe Boroević sollten, wie schon erwähnt wurde, am 16. November den Vorstoß über die Piave beginnen. Allein auch hier gelang es nicht, einen entscheidenden Erfolg zu erringen, es fehlte an Artillerie und an Pioniermaterial, so mißglückte der Versuch, das westliche Piaveufer zu gewinnen. Das AOK. erkannte nun, daß die entscheidenden Angriffsstellen an dem Nordflügel der Front, bei Conrad und Krauß gelegen waren. Am 22. November wurde hier

die Offensive auf den M. Meletta und auch im Grappagebiet wieder aufgenommen; eine Kuppe der Meletta wurde erstürmt, der M. Pertica gegenüber dem M. Grappa gewonnen, aber schon machten sich die Erschöpfung der Truppen, die Unbilden eines frühen Winters geltend. Dazu versteifte sich der Widerstand der Italiener täglich und mit schwerer Sorge verfolgte das AOK. das Eintreffen der immer zahlreicher werdenden englischen und französischen Hilfstruppen an der Front des Gegners. Am 2. Dezember wurde auf Befehl Kaiser Karls die Offensive eingestellt, nur bei dem Frontabschnitt Conrads kam es zu einem neuerlichen Angriff auf das Melettamassiv. Nach guter artilleristischer Vorbereitung wurde der Berggipfel am 4. Dezember erstürmt, zwei Tage später eroberte das III. Korps den M. Sisemol. Auch im Grappagebiet lebten die Kämpfe wieder auf, Kärntner Truppen unter der Führung Goigingers besetzten am 18. Dezember den M. Asolone westlich des M. Grappa und alle Versuche der Italiener, den Gipfel zurückzuerobern, blieben vergeblich. Aus diesen örtlichen Kämpfen entwickelte sich eine größere Schlacht im Grappagebiet, die mit der Jahreswende ihr Ende fand.

Damit war die große, mit dem Durchbruch von Flitsch und Tolmein eingeleitete Offensivbewegung endgültig abgeschlossen worden. Wie bei Gorlice (vgl. S. 108 ff.) so hatte man auch jetzt den Stoß aus dem Frontwinkel angewendet und hatte dabei in der ersten Phase der Schlacht die glänzendsten und überraschendsten Erfolge erzielt. Die zögernde Mitwirkung der beiden Isonzoarmeen unter der Führung Boroević, dann der Umstand, daß die Heereskommandanten mit Ausnahme der XIV. deutschen Armee und der Gruppe Krauß ihren rasch vorwärtseilenden Truppen nicht folgten und daher die Fühlung mit ihnen verloren, vielleicht auch der mangelnde Wille, die günstige Lage bis zum Letzten auszunützen, haben verhindert, daß aus dem großen Erfolg ein überwältigender Sieg wurde. In der zweiten Phase der Schlacht kam abermals dem Stoß aus dem Winkel der Front, aus dem Gebiet des M. Grappa, die größte Bedeutung zu. Aber man hat gerade die an dieser Stelle eingesetzte Abteilung des Generals Krauß zu schwach gehalten und sie nicht hinreichend mit Artillerie versehen, so daß hier das Ziel des Angriffs nicht erreicht wurde, zumal die unteren Kommandostellen die Anordnungen ihres Führers nicht befolgten und selbständig vorgingen. Noch bestand die Möglichkeit eines entscheidenden Erfolges, wenn man den Flankenstoß auf dem rechten Flügel der Front in Südtirol möglichst weit im Westen angesetzt hätte, um den Feind im Rücken zu fassen. Auch dies ist nicht geschehen, Conrad griff in dem, unmittelbar dem M. Grappa benachbarten Melettamassiv an, ohne aber ein gemeinsames Vorgehen mit der Abteilung Krauß anzustreben. Trotzdem man auf diese Weise manchen Erfolg versäumt hat, war das zahlenmäßige Ergebnis der Kämpfe seit Mitte Oktober 1917 ein überwältigendes. Die Italiener hatten 800.000 Mann verloren, darunter gegen 300.000 Gefangene, dann 3150 Geschütze und 1732 Minenwerfer; die Verluste der Verbündeten waren dagegen gering, sie betrugen 70.000 Mann. Überraschend groß war die Beute an Lebensmitteln und Kriegsmaterial, die bei dem überstürzten Rückzug der Italiener zurückgelassen worden waren.

In den ersten Monaten des Jahres 1918 herrschte an der Südtiroler und an der Piavefront verhältnismäßig Ruhe. Zu größeren Kämpfen kam es nur am Tonalepaß, wo die Italiener nach sorgfältiger Vorbereitung die C. Presena besetzten, und in Südtirol, wo sie gleichfalls kleinere Erfolge, den Gewinn des Col del Rosso, erzielten. Von österreichischer Seite erfolgte am 18. März

1918 in einem gewaltigen Minenkampf die Sprengung des italienischen Teiles der Pasubioplatte. Der italienischen Armee gewährte der systematische Aufbau der neuen Front den notwendigen Rückhalt; auf allen Berggipfeln, auf jedem Höhenzug hatte die italienische Heeresleitung sinnvoll ausgedachte Befestigungen anbringen lassen und die Waldzone am Südostrande der Hochfläche von Asiago war durch Verhaue und Maschingewehrnester zu einem nur schwer zu überschreitenden Hindernis ausgestaltet worden. Aber auch an der österreichischen Front hatte man seit der Jahreswende an der Schaffung einer Dauerstellung gearbeitet. Das allmähliche Abrücken der deutschen Truppen, die für die geplante Offensive im Westen gebraucht wurden, und gewisse, während der letzten Kämpfe hervortretende Mißstände im Kommando führten zu einer Neuordnung der Befehlsverhältnisse. Es wurden zwei große Heeresgruppen geschaffen, deren Scheidelinie östlich des M. Grappa verlief; die nördliche Gruppe bestand aus der X. und XI. Armee unter Krobatin und Scheuchenstuel und blieb unter dem Kommando Conrads von Hötzendorf. Ihr war nun auch das erste Korps des Generals Krauß unterstellt. Die zweite Heeresgruppe unter Boroević bestand aus der Isonzoarmee am Unterlauf der Piave und der neuentstehenden VI. österreichischen Armee, die statt der deutschen XIV. Armee an der mittleren Piave eingesetzt wurde und Erzherzog Joseph als Kommandanten erhielt. Die Heeresgruppe „Südwest" unter Erzherzog Eugen wurde aufgelöst, ebenso die II. Isonzoarmee. Erzherzog Eugen schied aus dem Dienst; die Verwaltung der besetzten Gebiete wurde Boroević übertragen.

Als die DOHL. im Frühjahr 1918 ihre große Offensive an der Westfront vorbereitete und ihr Vorschlag, österreichische Truppen an dem Kampf gegen Frankreich teilnehmen zu lassen, von dem AOK. auf Anordnung Kaiser Karls abgelehnt wurde, forderte sie eine Entlastungsoffensive gegen Italien. Für diesen neuen Angriff an der Piave und an der Südtiroler Front legten die Heereskommandanten ihre Pläne vor. Es standen sich dabei die Meinungen Conrads und Boroević schroff gegenüber; Conrad legte wieder seinen Lieblingsplan eines Vorstoßes zwischen Etsch und Brenta vor, den er insofern erweiterte, als er die Offensive auch auf das Gebiet des M. Grappa zwischen Brenta und Piave ausdehnen wollte. Nur hier könne man den Todesstoß gegen die italienische Front führen. Boroević wollte aber überhaupt keine Offensive, am wenigsten eine Offensive zur Entlastung der deutschen Westfront, sondern er schlug vor, das österreichisch-ungarische Heer möglichst zu schonen, um es bei dem zu erwartenden Ende des Krieges als wertvolles Faustpfand zu bewahren. Wenn es aber zu einem Angriff kommen müsse, so sollte den an der Piave stehenden Heeren die entscheidende Rolle zufallen und sie sollten dementsprechende Verstärkungen erhalten. Das AOK. hingegen war für einen Zangenangriff, aber von sehr geringer Weite; im Süden sollte die Heeresgruppe Boroević in der Richtung von Oderzo nach Treviso vorstoßen, im Norden die Hauptaktion östlich des Grappamassivs stattfinden. Vorschläge des Generals Krauß, der das Kommando des I. Korps abgeben mußte, und der DOHL., weit im Westen aus der Gegend des Gardasees einen Angriff anzusetzen, wurden als phantastisch abgelehnt. Nach längeren Verhandlungen entschied sich das AOK. für eine Kompromißlösung; man bewilligte Conrad seinen Offensivplan mit der Verlegung des Schwerpunktes nach der Hochfläche von Asiago und dem Grappagebiet; an der Piavefront sollte ein gleichwertiges Unternehmen gegen Treviso erfolgen. Außerdem

wurde noch angeordnet, daß zur Ablenkung des Feindes ein Angriff auf den Tonalepaß stattfinden sollte. Ende April erfuhr dieser Plan noch eine Änderung, als der Kommandant der VI. Armee Erzherzog Joseph auf Betreiben des Generals Goiginger, der die gegenüber dem Montellorücken an der Piave stehenden Truppen befehligte, einen Angriff auf diesen stark befestigten Höhenzug vorschlug und dafür auch die Zustimmung des AOK. gewann. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. VII. S. 186 ff. — Arz. Großer Krieg. S. 262 ff. — Ders. Sturz d. Mittelmächte. S. 88 ff. — Krauß. Ursachen. S. 248. — Nowak. Weg zur Katastrophe. S. 282 ff.)

Obgleich die Vorbereitungen in Südtirol sehr schwierig waren, gelang es Conrad, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen, auch die Versorgung mit Kriegsmaterial war ausreichend. Man holte eben jede verfügbare Reserve aus dem Hinterlande heraus, freilich wußte man jetzt, daß dies die letzte Kraftanstrengung sein würde. Die Ernährungsverhältnisse waren katastrophal, es wurde schon als ein Wunder betrachtet, daß man in den letzten Tagen vor dem Kampf jedem Mann einen halben Laib Brot und eine geringe Ration Fleisch geben konnte. Zum Schluß mußte man den Beginn der Offensive beschleunigen, weil man keine Lebensmittel mehr hatte und bei dem Vorstoß in die Ebene reiche Beute zu machen hoffte.

Nach dem Scheinangriff auf dem Tonalepaß erfolgte am 15. Juni 1918 morgens der Beginn der Offensive vom Asticotale bis zum Meere. Conrad hatte acht Divisionen in der vordersten Linie kampfbereit aufgestellt, ihnen standen sieben Divisionen der Italiener, Engländer und Franzosen gegenüber. Das Kräfteverhältnis war somit günstig und er hoffte, im ersten Sturm die gefürchtete Waldzone zu durchstoßen. Bis Mittag trafen hoffnungsvolle Meldungen über den Verlauf der Kämpfe ein, dann wandte sich die Lage. Besonders im östlichen Teil der Südtiroler Front gegen die XI. österreichische Armee setzten gewaltige Gegenstöße des Feindes ein, denen sie nicht standhalten konnte. Sie vermochte nicht einmal, die gewonnenen Stellungen zu halten, und es bestand die Gefahr eines völligen Zusammenbruches. Auch im Grappagebiet, wo um den M. Coston und M. Asolone erbittert gerungen wurde, endete der erste Tag in Verwirrung; man konnte bei dem schlechten Ernährungszustand und der schweren Erschöpfung der Truppen schon am 16. Juni die Offensive der Heeresgruppe Conrad als gescheitert betrachten, wenn es nicht gelang, noch Verstärkungen heranzuführen. Dagegen nahm aber Boroević in schroffster Weise Stellung. Er konnte darauf hinweisen, daß in der Tat an der Piavefront trotz unerhörter Schwierigkeiten an mehreren Stellen der Übergang über den Fluß geglückt war und die Abteilungen des Generals Goiginger den Montello besetzt hatten. Aber die Italiener besaßen den Vorteil der verkürzten Front und der inneren Linie, und nachdem sie die von Norden drohende Gefahr beseitigt wußten, konnten sie sehr rasch alle verfügbaren Reserven an die Piavefront werfen. So wurde die Lage der auf dem westlichen Ufer vorgeschobenen österreichischen Truppen von Tag zu Tag verzweifelter, und als die italienische Heeresleitung am 20. Juni mit einer großen Gegenoffensive einsetzte, war der Ausgang der Schlacht entschieden. Nach tagelangem Schwanken und erregten Verhandlungen entschloß sich Kaiser Karl, der mit schwerer Sorge den Verlauf der Kämpfe verfolgt hatte, auf Rat des AOK. die Zurücknahme der Truppen auf das linke Piaveufer anzuordnen. Maßgebend waren für diesen Entschluß die geradezu niederschmetternden Berichte über die verzweifelte Ernährungslage und

das Sinken der industriellen Leistungskraft der Zivilbevölkerung. Es war unmöglich, die für eine erfolgreiche Fortsetzung der Offensive notwendige Munition bereitzustellen. Der Rückzug vollzog sich ohne Störung und ohne wesentliche Verluste. Nur an der Mündung der Piave, auf der Hochfläche von Asiago und im Grappa-Gebiet stieß der Feind nach. Hier kam es Ende Juni zu blutigen Kämpfen, bei denen die Edelweißdivision schwerste Verluste erlitt und die zur Eroberung des Col del Rosso durch die Italiener führten.

Nach dem traurigen Ausgang der Piaveschlacht mußte man den Plan einer Offensive an der Südwestfront aufgeben. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die erschöpften und schlecht genährten Soldaten überhaupt zu keinen länger dauernden Kampfhandlungen geeignet waren; sie haben dennoch Übermenschliches geleistet. Ihre Verluste waren ungeheuer; sie betrugen in den zehn Tagen der Piaveschlacht 142.500 Mann, darunter 11.643 Tote. Aber auch das italienische Heer war so geschwächt worden — 84.830 Mann Verluste und 8030 Tote —, daß ein größerer Gegenangriff unmöglich geworden war. Schuld an dem Mißlingen der Offensive trug vor allem der Mangel eines festen Willens in der Leitung, der sich schon bei der Anlage des Planes fühlbar gemacht hatte. Arz war keine starke Persönlichkeit, er fügte sich vielmehr nur zu oft den schwankenden Entschlüssen des Kaisers; so verlor er an Autorität und trat immer mehr gegen den sehr begabten und selbstbewußten General von Waldstätten zurück. Sowohl der Plan Conrads als auch das Streben des Generaloberſten Boroević, das Schwergewicht des Kampfes an die untere Piave zu ziehen, stießen auf natürliche Hindernisse, die zu einem Mißerfolge führen mußten. Dort war es die stark befestigte Waldzone auf der Hochfläche von Asiago, hier der hochangeschwollene Fluß, der einem Angriff die größten Schwierigkeiten bereitete. Ein aus der Gegend des M. Grappa mit stark zusammengeballten Kräften unternommener Vorstoß nach dem Plane Waldstättens hätte wahrscheinlich doch den sichersten Erfolg gebracht. Als hindernd haben sich ferner die nicht ausreichende Mitwirkung der Artillerie und bei der Vorbereitung der Schlacht das fast vollständige Versagen der Gasangriffe geltend gemacht. Ganz ungerechtfertigt war es, daß man Feldmarschall Conrad als den Hauptschuldigen an dem Mißlingen der Offensive bezeichnete und ihn zum Rücktritt nötigte. Gewiß hat er diesmal als Führer versagt und die Enttäuschung darüber war groß und berechtigt; aber nicht er allein trug die Schuld, er teilte sie mit Boroević, mit Arz und den übrigen Kommandanten. Sein Scheiden übte die nachhaltigste Wirkung auf die Öffentlichkeit aus und verstärkte das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, das weniger in Anbetracht des Unglückes und der Not als durch die Erkenntnis hervorgerufen und gesteigert wurde, daß die Leitung des Staates wie des Heeres in den Händen unsicherer und unzuverlässiger Menschen ruhte. (Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. VII. Bd. S. 177 ff. — Arz. Großer Krieg. S. 262 ff. — Erzh. Joseph. A világháború. VI. Bd. S. 404 ff. — Bardolff. Soldat im alten Österreich. S. 314 ff. — Glaise-Horstenau in Schwarte, Großer Krieg, w. o. V. S. 497—510. — Fr. Graf Beck-Rzikovsky. Die Niederlage in d. Piaveschlacht. N. Fr. Presse. No. 23149 v. 24. II. 1929. — Vogelsang. Infanterie-Regiment No. 47. II. Bd. S. 722 ff. — L. Goiginger. Die Junioffensiven 1918 und die Montelloschlacht. Österr. Wehrzeit. 1925. — G. Ratzenhofer. Die Pflichtverletzungskommission über die Piaveschlacht. Österr. Wehrzeitung 1929. H. 18—21. — J. Feichtmeier. Nachtgefechte. 5. Kap. Montello-Schlacht. Mili-

tärwiss. Mitt. 57. Bd. 1926. — L. Rendulić. Die Montello-Schlacht. Ebd. 58. Bd. 1927. S. 385—414. — F. Thurner. Technische Vorbereitung u. Durchführung d. Piaveforcierung am 15. Juni 1918. Ebd. 62. Bd. 1931. S. 323—342. — Die Lage an d. unteren Piave vor u. nach d. Junischlacht. Ebd. 64. Bd. 1933. S. 524—539. — K. Nowottny. Die 29. I.D. in der Juni-Piaveschlacht 1918. Reichenberg 1929. — Der Heimat Söhne im Weltkrieg. Die Piaveschlacht im Juni 1918. Jahrg. 1932. — L. Pengov. Die Wahrheit über die Piaveschlacht. Innsbruck 1932. — L. Riedl. Artilleristische Beobachtungen zur österr.-ung. Junioffensive u. z. italien. Oktober-offensive 1918. Militärwiss. Mitt. 63. Bd. 1932. S. 464—480. — Diario della battaglia del Piave e del Montello. Relazione del Com. supremo austro-ungarico. Rom 1934. — Commando supremo. La battaglia del Piave. Rom 1920. — La vittoria italiana del Piave nelle memorie dell'Arciduca Giuseppe. Rom 1934. — L. Segato. L'Italia nella guerra. II. Bd., w. o. — G. Giardino. Rievocazioni e riflessioni di guerra. II. L'armata del Grappa. La battaglia difensiva del giugno 1918. Mailand-Verona 1930. — Ders. L'armata del Grappa nella battaglia del giugno 1918. Rom 1935. — Ders. Il fuoco del Grappa e la documentazione austriaca 15. giugno 1918. Rom 1935. — A. Dupont. La battaglia del Piave. Rom 1928. — C. Zoli. La battaglia del Piave. Rom 1923. — G. Baj-Macario. Giugno 1918. Storia della guerra ital. VII. Mailand 1934. — E. Caviglia. Le tre battaglie del Piave. Mailand 1934. Franz. Ausgabe, Paris 1936. — A. Cabiati. La riscosa, w. o. — G. Baj-Macario. Il combattimento del Tonale del 13. giugno 1918. Rom 1933.

Rolleston. Our Artillery in Italy. Journal of the Artillery. 1921 Juli. — Berthemet. Les troupes françaises en Italie pendant la Grande Guerre. Revue militaire française. 1922.)

8. Der Krieg gegen Rumänien.

Vgl. über die politischen Verhandlungen und den Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg: Österreich-Ungarns Außenpolitik. VIII. Bd. — K. u. k. Min. d. Äußeren. Diplom. Aktenstücke betreffend d. Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien in d. Zeit vom 22. Juli 1914 bis 27. August 1916. Wien 1916. — Deutsche Dokumente, w. o. — Internationale Beziehungen, w. o. I. u. II. Reihe. — Tagesaufzeichnungen des russischen Außenministeriums 12. I. bis 9. IX. 1916. (Krasny-Arch. XXVIII., XXIX. u. XXXII. Bd.) Berl. Mh. XVI. 1938, S. 632—675. —

Conrad. Dienstzeit. IV. u. V. Bd. — Musulin. Ballplatz, S. 261 ff. — Czernin. Weltkrieg, S. 101 ff. — Burián. Drei Jahre, S. 52 ff. — Tisza. Briefe, w. o. — Erzberger. Weltkrieg, S. 102 ff. — Frh. v. Hammerstein. Deutschland, Rumänien u. d. Weltkrieg. Berlin 1919. — Churchill. Weltkrise, S. 195 ff. — H. Nicolson. Peace making 1919. Deutsch v. H. Reisiger. Berlin 1933. S. 121 ff. — T. Jonescu. Souvenirs. Paris 1919. — A. Marghiloman. Note Politice. 1897—1924. IV. u. V. Bd. Bukarest 1927. — N. Jorga. Comment la Roumanie s'est détachée de la Triplice. D'après les documents austro-hongrois et des souvenirs personels. 2. Aufl. Bukarest 1933. — Aldrovandi Marescotti. Nuovi ricordi. S. 191—204. —

Vgl. die Literatur auf S. 33 ff., dazu noch: Lutz. Gutachten. S. 430 ff. — E. Gottschalk. Rumänien u. d. Dreibund bis z. Krise 1914. Berl. Mh. V. 1927. S. 657 ff. — P. Herre. Rumäniens Vertragsverhältnis zum Dreibund. Hist. Ztschr.

118. Bd. 1917. S. 63—75. — G. Frantz. Rußlands Werben um Verbündete im Weltkrieg. Berl. Mh. V. 1927. S. 568 ff. — C. Mühlmann. Der Eintritt Rumäniens in d. Weltkrieg. Ebd. XIV. 1936. S. 640—647. — J. Diakow. Rumäniens Eintritt in d. Weltkrieg und d. Chef d. russ. Generalstabes Alexejew. Militärwiss. Mitt. 64. Bd. 1933. S. 584—607. — M. Lindenberg. König Karl von Rumänien. Berlin 1923. —

C. J. Diamandy. La Grande Guerre vue du versant oriental (1912—1914). 2 Tle. Revue des deux mondes. 1927. 42. Bd. S. 781—804. 43. Bd. S. 129—143. — A. Pingaud. L'Entente et les Balkaniques. Revue des deux mondes. 54. Bd. 1929. S. 48—83. — Ders. L'Entente et la Roumaine en 1915. Ebd. 57. Bd. 1930. S. 144—161. — Ders. L'intervention de la Roumanie dans la guerre européene. Revue d'histoire de la Guerre mondiale 1935. IV. H. — N. Jorga. Histoire des États Balkaniques, w. o. — Ders. Romania contemporana 1904—1930. Bukarest 1927. — Ders. Le problème Danubien et les Roumains de 1913 a 1918. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. 1934./IV. —

Über die militärischen Ereignisse vgl.: Ludendorff. Erinnerungen, S. 219 ff. — Hindenburg. Aus m. Leben, S. 176 ff. — Arz. Zur Geschichte d. Großen Krieges. S.102 f f. — Erzh. Joseph. A világháború, IV. u. V. Bd. — Cramon. Bundesgenosse, S. 73 ff. — Ders. Schicksalsbund, S. 143 ff. — Falkenhayn. Oberste Heeresleitung, S. 170 ff. — Ders. Der Feldzug der IX. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17. 2 Teile. Berlin 1921. — K. v. Morgen. Meiner Truppen Heldenkämpfe. Berlin 1920. — Mackensen, Aufzeichnungen, S. 280 ff.

Général Petin. Le drame roumain. 1916—18. Paris 1932. — Général Berthelot. Sur le front roumain en 1917. La Revue de France. VII. Jahrg. 1927/4. S. 642—64 u. 1927/5. S. 96—123. — Marie, Königin v. Rumänien. Traum u. Leben einer Königin. Leipzig 1925. Engl. Ausgabe: The story of my life. London 1934. —

Vgl. die allgemeinen militärischen und politischen Darstellungen des Weltkrieges auf S. 8 ff. — Österreich-Ungarns letzter Krieg. V. Bd. 1934. S. 223—361. 449—631, VI. Bd. S. 75 ff., S. 339—414. — Weltkrieg. XI. Bd. S. 189—336. — M. Hoen, R. Kiszling u. E. Glaise-Horstenau in M. Schwarte. Der Große Krieg. V. Bd. S. 246 ff., 380 ff. — R. Frantz. Der Feldzug gegen Rumänien 1916. Ebd. II.'2. Bd. Leipzig-Stuttgart 1923. — Poll. Deutsches Schicksal. S. 221 ff. — R. Kiszling. Der Feldzug gegen Rumänien. Wien 1924 und Militärwiss. Mitt. 60. Bd. 1929, S. 1—19, 317—350. — E. Kabisch. Der Rumänienkrieg 1916. Berlin 1938. — W. Vogel. Die Befreiung Siebenbürgens u. d. Schlachten bei Targa Jiu und am Argesch. Der Große Krieg in Einzeldarstell. H. 33. Oldenburg 1918. — G. Wetzell. Von Falkenhayn zu Hindenburg—Ludendorff. Berlin 1921. (Milit. Wochenblatt. Krit. Beitr. z. Gesch. d. Weltkriegs. 1. Beiheft.)

S. S. Kasakow. Rumänien im Weltkrieg (russisch). Moskau 1922. — F. Wassiljew. Die rumänische Front (russisch). Moskau 1922. — M. Djiuvara. La Guerre roumaine 1916—18. Nancy-Paris 1919. — E. Bujac. Campagnes de l'Armée roumaine. Paris 1932. — C. Kiritzesco. La Roumanie dans la Guerre mondiale. Paris 1934. Rumän. Ausgabe, 2. Bde. Bukarest 1922. — M. Larcher. La Grande Guerre dans les Balkans. Paris 1929. — Dabija. Armata româna in râsboiul mondial (1916—18). 2 Bde. Bukarest 1929. — G. Antipa. L'occupation ennemie de la Roumaine et ses conséquences économiques et sociales. Carnegie-Stiftung. Rumänische Serie. Paris 1929. —

In Rumänien war die Mehrheit der Bevölkerung, — so sehr man die Freundschaft des Deutschen Reiches hochhielt —, dem Bündnis mit Österreich-Ungarn abgeneigt gewesen und zu dieser Mißstimmung hatten nicht allein die heftige Propaganda Rußlands, sondern hauptsächlich die unglückliche Balkanpolitik des Wiener Ministeriums des Äußern und die verhängnisvolle Haltung der Budapester Regierung im Nationalitätenstreit beigetragen. Seit der Zusammenkunft von Constantza im Frühjahr 1914 stand die außenpolitische Führung Rumäniens offenkundig unter dem Einflusse Rußlands.

Das Attentat von Sarajevo hatte in Rumänien, da Erzherzog Franz Ferdinand als Freund des Landes und Gegner der Magyarisierungspolitik bekannt war, anfangs Trauer hervorgerufen. Berchtold hatte diese günstige Stimmung jedoch nicht auszunützen verstanden; vielmehr rief sein Streben, in dieser Zeit des serbischen Konfliktes sich hauptsächlich auf Bulgarien zu stützen und dieses Land in das gleiche Verhältnis wie Rumänien zum Dreibund zu bringen, in Bukarest größtes Mißtrauen hervor. Die Erbitterung stieg, als Berchtold bei der Überreichung des Ultimatums an Serbien eine vorhergehende Verständigung Rumäniens unterließ; die österreichische Note wurde ebenso wie in Rom so auch in Bukarest erst am 23. Juli durch den Gesandten Grafen Ottokar Czernin überreicht. Der König war tief betroffen über die Härte der österreichischen Forderungen, er erkannte sofort die drohende Gefahr eines Weltkrieges und den schrecklichen Zwiespalt, in den er durch seinen Vertrag mit den Mittelmächten zu seinem Volke geraten mußte. (Vgl. besonders: König Carols Tagebuch zum Kriegsausbruch. Berl. Mh. VII. 1929. S. 275—79. — Maria, Königin v. Rumänien. Traum u. Leben einer Königin. S. 379 ff. — O. Czernin. Im Weltkrieg. S. 116 ff.) Von allen Seiten wurde der König bestürmt, der russische Gesandte richtete an ihn die Anfrage, ob Rumänien gebunden sei, und am 29. Juli überreichte er die sehr entschiedene Forderung Sasonows nach Klarstellung der Haltung Rumäniens. Andererseits verlangten Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Joseph von dem König den Eintritt Rumäniens als Bundesgenossen der Mittelmächte in den Krieg. Am 3. August 1914 war der entscheidende Kronrat, in dem der König mit erschütternden Worten die Verpflichtungen, die ihm aus dem Anschluß an den Dreibund erwuchsen, darlegte und für ihre Erfüllung eintrat. Allein er mußte das traurige Schauspiel erleben, daß der gesamte Ministerrat mit Ausnahme Peter Carps seinen Antrag ablehnte und unter der Führung Joan Bratianus und Take Jonescus mit der gleichen Begründung wie Italien für eine neutrale Haltung eintrat: Österreich-Ungarn habe es unterlassen, seinen Bundesgenossen rechtzeitig von seinem Vorgehen gegen Serbien zu verständigen, deshalb liege der Casus foederis nicht vor. Es wurde der Beschluß gefaßt, zu mobilisieren und eine „wachsame" Neutralität zu bewahren. Man ließ sich durch die weitgehenden Zusicherungen von beiden Seiten noch nicht verleiten, aktiv an dem Weltkrieg teilzunehmen. (Vgl. G. Fotino. La neutralité Roumaine. Une Séance historique en Conseil de la Couronne 3. âout 1914. Revue des deux mondes. 1930. 58. Bd. S. 529—541. — A. Marghiloman. L'intervention roumaine. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. 6. Jahrg. 1928. S. 157—166. — P. Renouvin. Les origines immédiates, w. o. 2. Aufl. S. 286 ff.)

In den folgenden Wochen näherte sich Rumänien immer mehr Italien, mit dem es am 23. September 1914 einen Geheimvertrag schloß. Beide Mächte vereinbarten, die Neutralität nicht aufzugeben, ohne sich 8 Tage vorher gegenseitig zu verständigen, und angesicht ihrer ähnlichen Stellung überhaupt gemeinsam vorzugehen.

(Aldrovandi-Marescotti. Nuovi ricordi, S. 194 f.) Von Berlin aus setzte man trotz der Beschlüsse des Kronrates die Bemühungen fort, Rumänien bei den Mittelmächten festzuhalten. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die zögernde Haltung Bulgariens und der Türkei wünschte man dringend eine Flottendemonstration im Schwarzen Meer, die jedoch infolge der Weigerung des österreichischen Marinekommandos nicht zustande kam. (Vgl. S. 219 f.) Wie in bezug auf Italien, waren auch in der Behandlung Rumäniens die Mittelmächte nicht einig, und während Berlin zu weitgehendem Entgegenkommen bereit war, entschloß man sich in Wien nur zögernd zu spärlichen Zugeständnissen. Man ließ territorialen Gewinn in der Bukowina, eine Besserstellung der Rumänen in Siebenbürgen und die Autonomie dieses Landes erhoffen; Rußland aber trat mit lockenden Anerbieten an Rumänien heran und schon im September 1914 versprach Sasonow die vollständige Eroberung Siebenbürgens und die Schaffung Großrumäniens mit Einschluß der Bukowina und Beßarabiens. König Carol war in diesen Tagen den schwersten seelischen Erschütterungen preisgegeben, denen er am 10. Oktober 1914 erlag. Sein Tod bedeutete einen großen Verlust für die Mittelmächte, denn sein Nachfolger König Ferdinand neigte unter dem Einfluß seiner Gemahlin Maria, einer koburgischen Prinzessin, zu dem Anschluß an die Entente. Es gelang nun Bratianu, durch geschickt geführte Verhandlungen den Geheimvertrag mit Italien in ein Defensivbündnis umzuwandeln, das am 6. Februar 1915 abgeschlossen wurde. Jetzt trat die Absicht Rumäniens, für seine Mitwirkung an der Seite der Ententemächte den höchsten Preis zu erzielen, immer deutlicher hervor. Allein man zögerte vorsichtig mit der endgültigen Entscheidung und wahrte lange Zeit peinlich den Schein der Neutralität. Die rumänischen Staatsmänner wurden in dieser Haltung nicht nur durch die wechselnden militärischen Ereignisse, sondern auch durch die verschiedene Stellungnahme Frankreichs und Rußlands bestärkt. Während die französischen Militärkreise um jeden Preis, selbst um den der Abtretung Bessarabiens Rumänien gewinnen wollten, schätzte die russische Heeresleitung den militärischen Wert einer Teilnahme Rumäniens bedeutend geringer ein und befürwortete eine Fortdauer der wohlwollenden Neutralität. Vielleicht hätte sich Rumänien auch weiterhin vom Kriege ferngehalten, wenn es im Sommer 1916 gelungen wäre, den großen Erfolg von Gorlice (vgl. S. 108 ff.) zu einem vernichtenden Siegeszuge auszubauen. Allein jeder Rückschlag, vor allem die mißglückte Offensive Conrads in Wolhynien (vgl. S. 114 ff.), machte Rumänien geneigter, den Lockungen der Entente nachzugeben, zumal die ungarische Regierung territoriale Zugeständnisse entschieden ablehnte. Die Wünsche Rumäniens steigerten sich maßlos, Ministerpräsident Bratianu verlangte von der Entente nicht nur die Belieferung der rumänischen Armee mit Kriegsmaterial während der ganzen Dauer des Krieges sowie eine Entlastungsoffensive der Salonichiarmee, um vor einem Angriff Bulgariens gesichert zu sein, sonden er erhob auch weitgehende territoriale Forderungen. Außer den von der Entente zugesicherten Ländern Siebenbürgen, der Bukowina und Bessarabien, begehrte er noch die an Siebenbürgen angrenzenden Teile des Theißtieflandes und den Banat, auf den auch Serbien Ansprüche erhob. Aber nach den unglücklichen Tagen von Luck und Okna (vgl. 117 ff.) im Frühjahr 1916 erklärte der russische Generalstabschef Alexejew, wenn sich Rumänien nicht sofort entschließe, einzugreifen, könne man auf seine Mitwirkung überhaupt verzichten. Diese unverhüllte Drohung beschleunigte die Entscheidung und durch Vermittlung Englands wurden die schwierigen Verhandlungen zu einem für Rumänien erfolgreichen Ende gebracht. Am 17. August 1916 verpflichtete sich die rumänische Regierung in einer Militär-

konvention, an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten. Zehn Tage später, am 27. August, folgte die Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn, obgleich der Vertrag mit den Mittelmächten noch bis zum 8. Juli 1920 in Geltung gewesen wäre. Am 28. August erklärte die deutsche Reichsregierung, daß der Kriegszustand mit Rumänien eingetreten sei, am 30. August und 1. September folgten die Türken und Bulgaren ihrem Beispiel.

Die rumänische Armee war ein Werk König Carols I.; sie war 1908 neugestaltet und mit Beginn des Weltkrieges modern ausgerüstet worden. Die Feldarmee zählte 563.000 Mann und 1300 Geschütze, zum größten Teil modernster Konstruktion. Allein die Armee hat die großen Erwartungen, die man zumal in Paris von ihr hegte, nur zum geringen Teil erfüllt. Trotz der guten Beschaffenheit des Kriegsmaterials machte sich sofort bei Beginn der Kämpfe der Umstand in nachteiliger Weise geltend, daß die Rumänen an praktischer Erfahrung und Kriegstechnik den Heeren der Mittelmächte nicht gewachsen waren.

Der Chef des rumänischen Generalstabes, General Zottu, hoffte, durch einen mit dem Augenblick der Kriegserklärung einsetzenden konzentrischen Angriff auf Siebenbürgen nach Ablauf von sechs Wochen das Ziel des Feldzuges, Budapest, erreichen zu können. Gegen Bulgarien sollten sich die rumänischen Truppen bis zum Eintreffen eines russischen Hilfskorps auf die Verteidigung beschränken, da er weder einen Vorstoß der Bulgaren, noch die Mitwirkung deutscher Truppen erwartete. Ebenso wie die Generalstabschefs Frankreichs und Rußlands glaubte auch er, in die 700 Kilometer weite, durch die Kriegserklärung Rumäniens aufgerissene Lücke, in die ungeschützte Flanke der Mittelmächte vordringen und von hier aus den Todesstoß führen zu können. General Zottu konnte bei der Aufstellung seines Kriegsplanes auf die unmittelbare Einwirkung der russischen Armeen rechnen, denn schon seit dem Frühsommer 1916 waren die Maßnahmen der russischen Heeresleitung in steigendem Maße durch die Rücksicht auf die zu erwartende Teilnahme Rumäniens an dem Weltkrieg bestimmt worden. Das Schwergewicht der Angriffsoperationen der russischen Heere und die Anhäufung von neuen Reserven waren immer weiter gegen Süden verlegt worden, um dem neuen Partner durch großangelegte Entlastungsoffensiven den ungestörten Aufmarsch seiner Truppen und die rasche Besetzung Siebenbürgens zu ermöglichen.

Allein die Heeresleitungen der Mittelmächte hatten rechtzeitig Gegenmaßnahmen getroffen. Am 18. Juli hatten Beratungen zwischen Conrad und Falkenhayn in Pleß stattgefunden, die am 28. zum Abschluß einer Militärkonvention mit Bulgarien führten und Anfang August durch Verhandlungen mit dem Leiter der türkischen Armee Enver Pascha in Budapest ergänzt wurden. Der kühne Plan Conrads, aus Siebenbürgen heraus und gleichzeitig von Süden her über die Donau offensiv vorzugehen, konnte nicht ausgeführt werden, weil es an den nötigen Streitkräften mangelte. Infolgedessen wurde den in Siebenbürgen versammelten Truppen nur die Aufgabe gestellt, möglichst starke feindliche Abteilungen zu fesseln und ihr Vordringen zu erschweren; der Hauptstoß aber sollte von Bulgarien aus über die Donau gegen Bukarest von den unter dem Befehle Mackensens stehenden deutschen und bulgarischen Divisionen unter Mitwirkung österreichischer Pioniere und Artillerie sowie der Donaumonitore ausgeführt werden.

Seit Juli hatte die österreichische Heeresleitung die erschöpften Truppen von der russischen Front nach Siebenbürgen zunächst zur Erholung gebracht und sie

dann als Grundstock der neuaufzustellenden I. Armee dort belassen. Mit der Organisation der Verteidigung Siebenbürgens wurde G.d.I. Arz von Straußenburg betraut, der als Sohn des Landes und infolge seiner guten Beziehungen zur deutschen Wehrmacht für diese Aufgabe besonders geeignet erschien. Denn es war klar, daß man die für eine energische Abwehr und für größere Operationen gegen Rumänien erforderlichen Mannschaften nicht aus eigener Kraft stellen konnte, sondern der Unterstützung der Verbündeten bedurfte. Bei Kriegsbeginn zählte die I. Armee noch sehr geringe Bestände, es standen 34.000 Mann mit 76 Geschützen der zehnfachen Übermacht der Rumänen gegenüber.

Die Rumänen hatten sich im Norden, in der Bukowina an die russische Frontlinie angeschlossen und südlich der russischen IX. Armee bis zum Uz-Paß ihre Nord-Armee (IV.) unter General Presan, dann am Ojtoz-Paß bis Törzburgersattel die II. unter General Averescu, im Süden Siebenbürgens bis Turn-Severin, also am Rotenturm- und Szurduk-Paß die I. Armee des Generals Culcer aufgestellt. Die drei Armeen zählten 369.000 Mann mit 840 Geschützen.

Es waren alle Vorbereitungen für den Einbruch in Siebenbürgen getroffen worden, und als am 27. August 1916 um 9 Uhr abends der Gesandte Rumäniens in Wien die Kriegserklärung übergab, begann zu gleicher Zeit der Vormarsch. Die rumänischen Truppen überschritten die Grenze und schon am 28. waren einzelne Paßhöhen in ihrem Besitz. Die schwachen österreichischen Besatzungen hatten vorschriftsmäßig nach Sicherungskämpfen zurückweichen müssen. Aber es wurde an einzelnen Stellen tapferster Widerstand geleistet, so daß die Rumänen nur zögernd und ängstlich vorrückten. Bei Turn-Severin erlitten sie so schwere Verluste, daß sie erst am 1. September mit verstärkten Kräften durchstoßen konnten. Gerade in diesen Tagen, am 29. August, erfolgte der unerwartete Rücktritt Falkenhayns von der DOHL. und am 30. August war schon Hindenburg als sein Nachfolger mit seinem Berater Ludendorff in Teschen, dem Sitz des österreichischen AOK., erschienen. Sie verabredeten mit Conrad die Bildung einer deutschen Stoßgruppe in Siebenbürgen. Conrad dachte anfangs daran, diese Gruppe im Norden des Landes hinter den Flügeln der I. Armee aufmarschieren zu lassen, aber der Gang der kriegerischen Ereignisse, vor allem der Gedanke des Zusammenwirkens mit der Armee Mackensens und den Bulgaren, verlangte allmählich eine Verlegung des Schwergewichtes nach dem Süden in den Banat.

Mackensen hatte mit großer Schnelligkeit die vorhandenen Kräfte gesammelt; er gebot über deutsche Truppen und die III. bulgarische Armee unter General Toscheff. Es kam ihm zugute, daß Conrad schon anfangs August modernes Brückenbaumaterial und Pioniertruppen auf Donauschleppern nach Sistova hatte bringen lassen. Das erste Unternehmen Mackensens richtete sich gegen die Donaufestung Turtukai (Tutrakan), die am 1. September eingeschlossen und nach Abwehr aller Entsatzversuche am 5. September erobert wurde. (Vgl. Ortlepp. Die Eroberung der rumänischen Donaufestung Tutrakan. Wissen u. Wehr 1932.) Vier Tage später fiel Silistria in die Hände der deutschen und bulgarischen Truppen. In Bukarest herrschte große Beunruhigung, zumal auch die unter der Leitung des Generals Zajontschkowski gebildete russische Dobrudschaarmee keine Hilfe zu bringen vermochte, vielmehr die bulgarische III. Armee Toscheff sehr energisch gegen die Donaumündungen vorrückte und auch die Orientarmee General Sarrails durch einen erfolgreichen Vorstoß der Bulgaren lahmgelegt worden war. Auch die Ereignisse in Siebenbürgen entsprachen keineswegs den Erwartungen der

Bukarester Regierung und ihrer Verbündeten. Arz wich sehr geschickt jedem größeren Gefecht aus und bereitete dem rumänischen Vormarsch unerwartete Hindernisse; das überraschende Erscheinen deutscher Truppen vor Hermannstadt und in dem Hátszeger Becken rief die größte Bestürzung bei den Rumänen hervor. Am 15. September fand in Bukarest ein großer Kriegsrat unter dem Vorsitz des Königs statt. Der Vorschlag des Generals Averescu, den Vormarsch in Siebenbürgen mit Ausnahme der Nordarmee Presan, die bisher die größten Erfolge erzielt hatte, einzustellen und das Schwergewicht auf die gegen Süden, gegen Mackensen und die Bulgaren gerichtete Front zu verlegen, wurde angenommen. Es wurde eine neue Heeresgruppe „Süd" unter dem Kommando Averescus gebildet, die südlich von Bukarest die Donau überschreiten, Turtukai und Silistria wieder erobern und die III. bulgarische Armee vernichten sollte. Das freigewordene Kommando der II. Armee erhielt nun General Crainicianu. An die russische Heeresleitung wurde die dringende Bitte um bedeutende Verstärkungen gerichtet.

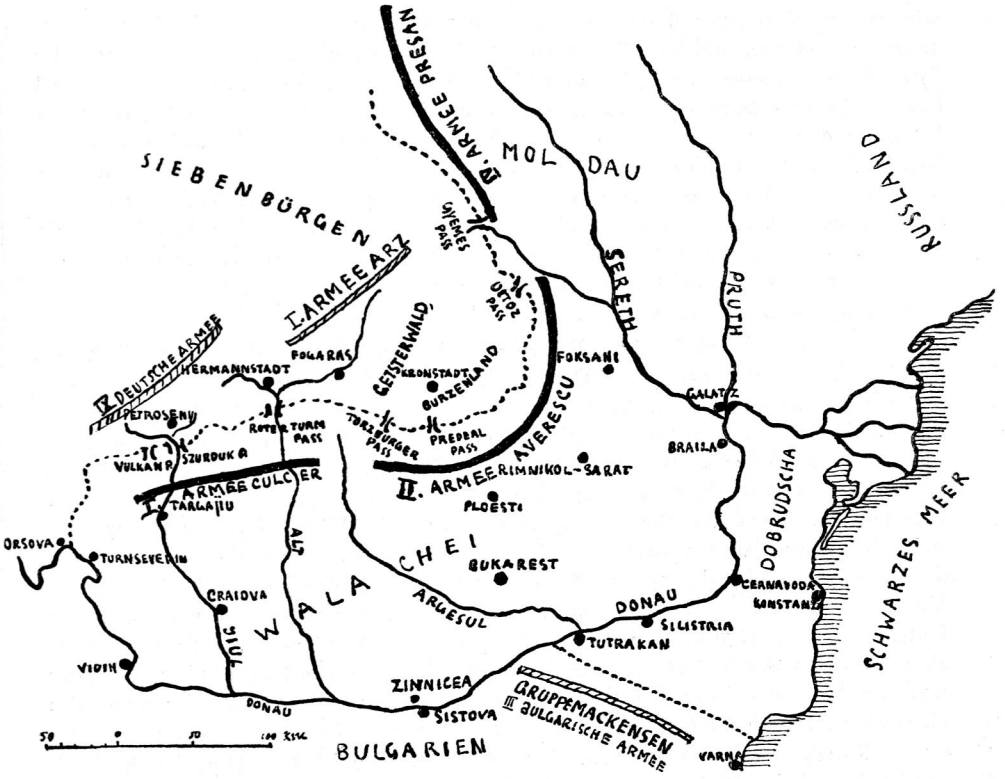
Aber nicht nur der rumänische Generalstab faßte wichtige Beschlüsse, auch die Heeresleitungen der Mittelmächte standen vor großen Entscheidungen. Mit der wachsenden Aussicht auf große Erfolge gewann der rumänische Kriegsschauplatz immer mehr an Bedeutung. Hindenburg und Conrad erkannten, daß hier die einzige Stelle der Kriegsschauplätze war, an der noch ein Bewegungskrieg geführt werden konnte, und entschlossen sich daher, alle verfügbaren Kräfte in Siebenbürgen einzusetzen. Es wurde eine neue deutsche, die IX. Armee gebildet, deren Oberbefehl Erich von Falkenhayn, der frühere Generalstabschef, erhielt. Sie wurde im Süden Siebenbürgens aufgestellt, während die I. österreichisch-ungarische Armee Arz auch weiterhin den Norden des Landes zu schützen hatte. Als Falkenhayn am 19. September den Oberbefehl übernahm, hatten eben deutsche Truppen unter den Generälen Staabs, Morgen und Krafft von Dellmensingen, das deutsche Alpenkorps, ein Kavalleriekorps unter General Schmettow und das k. u. k. VI. Korps des FML. Fabini sehr bedeutende Erfolge erzielt. Das wichtige Braunkohlenbecken von Petrosény war vom Feinde gesäubert worden, der Großteil der deutschen Truppen konnte in das Hermannstädter Becken verschoben werden, dessen südlicher Teil von den Rumänen gehalten wurde.

Falkenhayn faßte den Plan, mit dem Alpenkorps den Rotenturmpaß zu sperren, mit beiden Flügeln seiner Armee konzentrisch vorzugehen und den Feind über den Gebirgskamm zu drängen. Schon am 21. und 22. September erließ er die Weisungen für die Schlacht; die Rumänen hatten merkwürdigerweise die Vorbereitungen nicht gehindert, sie hatten die Verschiebungen der Truppen nicht in ihrem vollen Ausmaße erfaßt. Am 26. entspann sich die große Schlacht von Hermannstadt, die bis zum 28. September dauerte. (Ortlepp. Die Kämpfe bei Hermannstadt im Lichte rumänischer und englischer Militärliteratur. Wissen u. Wehr 1930.) Die Gegner waren ungefähr gleich stark, 18.000 bis 20.000 Mann, aber den 16 rumänischen Batterien standen 54 deutsche, darunter drei 21-cm-Mörser gegenüber. Diese artilleristische Überlegenheit wirkte sich um so nachhaltiger aus, als die rumänischen Soldaten das Geschützfeuer auffallend schlecht ertrugen. Am Abend des 27. September war die Lage auf beiden Seiten aufs höchste gespannt, das rumänische I. Korps war in die gefahrvollste Lage geraten, doch konnte es sich noch auf Saumpfaden über den Kamm des Gebirges retten. Ein von Osten her in die Flanke der IX. deutschen Armee geführter Entlastungs-

stoß der Streitkräfte Crainicianus wurde von Falkenhayn in heftigen Kämpfen abgewehrt; jetzt ließ er seine Armee gegen Osten aufschwenken und drängte in den Schlachten vor dem Geisterwalde und bei Kronstadt vom 5. bis 9. Oktober die Truppen Crainicianus zu wilder Flucht. Siebenbürgen war vom Feind befreit.

Während dieser Kämpfe hatte Averescu mit der Südarmee den Donauübergang bei Flamânda mit weit überlegenen Kräften versucht, allein die österreichisch-ungarische Donauflottille und die Truppen Mackensens leisteten so energischen Widerstand, daß die rumänische Heeresleitung am 3. Oktober die Einstellung des Unternehmens befahl. (Ortlepp. Der rumänische Donauübergang bei Flamânda—Rjakowo. Wissen u. Wehr. 1930.)

Diese Mißerfolge auf allen Seiten riefen nicht nur bei der Bukarester Regierung, sondern auch in Paris und Petersburg schwerste Besorgnis hervor. Die



Aufmarsch August 1916. — Rumänischer Kriegsschauplatz.

russische Heeresleitung fürchtete, daß durch das Zurückweichen der Rumänen der südliche Flügel der Armee Letschitzky in Gefahr gerate; sie überhäufte den rumänischen Generalstab mit Vorwürfen und kam seinen dringenden Wünschen nach einer Entlastungsoffensive und der Sendung von Verstärkungen nur ungern und zögernd nach. Auch die Mitte Oktober einsetzende vorletzte Welle der Brussilowoffensive auf dem russischen Kriegsschauplatz blieb ohne Erfolg. Das Vertrauen der Ententeregierungen auf Rumänien und sein Heer war so erschüttert, daß

Franzosen und Russen eigene Militärmissionen entsandten, um besseren Einblick in die Lage zu gewinnen. (Vgl. Général Berthelot. Sur le front roumaine en 1917, w. o.)

Für die Mittelmächte war mit der Wiedergewinnung Siebenbürgens der erste Teil ihrer Aufgabe erfüllt, daran mußte sich die Eroberung der Walachei schließen, die aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen unerläßlich war. Es stand damit eine sehr bedeutende Verkürzung der Frontlinie in Aussicht und die reichen Schätze an Getreide, Vieh, Petroleum und Mineralien konnten wenigstens für eine Zeit dem immer bedenklicher werdenden Mangel der Mittelmächte an Nahrungsmitteln und Rohstoffen lindern. Die Walachei war Mitte Oktober von den Streitkräften der Mittelmächte zangenförmig umschlossen worden, im Süden stand die Heeresgruppe Mackensen zum Vordringen gegen die Eisenbahnlinie Constantza—Černawoda bereit, im Norden begann die Armee Arz, trotz des frühen Einbruches winterlicher Witterung über den Kamm des Gebirges vorzurücken. Der Hauptangriff sollte aber bei der IX. Armee Falkenhayns, die nun zusammen mit der österreichisch-ungarischen I., III. und VII. Armee die Heeresgruppe Erzherzog Karl bildete, in den transsylvanischen Alpen erfolgen. Schon am 8. Oktober hatte Falkenhayn mit Durchbruchsversuchen begonnen, zuerst wurde der Törzburger Sattel, dann der Predeal- und nach heftigen Kämpfen auch der Ojtozpaß erschlossen. Die Wahl des Passes, über den der Hauptstoß gegen Bukarest geführt werden sollte, blieb nach mehrtägigen Verhandlungen Falkenhayn überlassen. Er entschied sich für das Gebiet des Szurduk—Vulkanpasses sowie für den Rotenturmpaß, doch sollte auf Wunsch Conrads auch der Stoß von Kronstadt über den Predealpaß weitergeführt werden.

Überall kam es zu heftigen Kämpfen und es zeigte sich, daß die rumänischen Truppen zwar sehr rasch dem Drucke der verbündeten Heere nachgegeben und vielfach fluchtartig den Rückzug angetreten hatten, so lange sie sich in Siebenbürgen fanden, daß sie aber nach Überschreiten der Staatsgrenzen im eigenen Lande jeden Fußbreit Bodens mit großer Zähigkeit verteidigten. Das Korps Morgen hatte schwere Gegenangriffe auf dem Predealpaß, die Gruppe Krafft von Dellmensingen am Rotenturmpaß zu bestehen. Dieser Übergang war sehr stark befestigt; daher gedachte Krafft, mit österreichischen Gebirgstruppen und dem deutschen Alpenkorps das Fogaraser Gebirge auf einen in 2277 m Höhe führenden Saumpfad zu überschreiten und den Rotenturmpaß zu umgehen. Das Unternehmen gelang infolge der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen trotz aller Unbilden der Witterung und der Schwierigkeiten des Nachschubes. Unsicher war hingegen die Lage bei dem Vulkanpaß, wo die bayrischen Truppen des Generalleutnants Paul v. Kneußl schwere Kämpfe zu bestehen hatten und einen empfindlichen Rückschlag erlitten. (Vgl. P. v. Kneußl. Der Durchbruch durch das Vulkangebirge Ende Oktober 1916. München 1926. — R. Kiszling. Angriff u. Verteidigung im Gebirge. a) Die Öffnung des Törzburger Passes. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927. S. 548—558. — A. Ponath. Der Einbruch in die rumänische Ebene. Militär. Wochenblatt 1937/21.)

Bevor noch die IX. Armee zu dem entscheidenden Stoß ausholen konnte, hatte Mackensen nach viertägigem harten Kampf die Stadt Constantza besetzt und zwei Tage darauf war die bulgarische Armee Toscheff in Černawoda eingezogen. Die Russen unter Zajontschkowski hatten nur geringen Widerstand geleistet und auch die russische Flotte war abgedampft, ohne die Vorräte in Constantza zu zer-

stören, so daß in den gefüllten Getreidespeichern und den Öltanks reiche und willkommene Beute in die Hände der Sieger fiel. Die russische Heeresleitung war über diesen Verlust tief erbittert und schob dem rumänischen Generalstab die Schuld an den fortgesetzten Mißerfolgen zu. General Sacharow, der die XI. Armee an der galizischen Front geführt hatte, wurde jetzt zum Befehlshaber der russischen Hilfstruppen in Rumänien ernannt und sollte, unter Ausschaltung der rumänischen Heeresleitung, seine Befehle direkt von dem russischen Armeeoberkommando empfangen. Noch einmal machten die Russen den Versuch einer großangelegten Entlastungsoffensive, deren Mittelpunkt die IX. Armee Letschitzky bildete und der sich im Norden die VIII. Armee Kaledin, im Süden die rumänische Armee Presan anschließen sollten. Anfang November kam es zu schweren Kämpfen im Becken von Gyergyö im Nordosten Siebenbürgens, wo bei der I. Armee Arz deutsche Verstärkungen eingesetzt worden waren, gleichzeitig stieß Presan am Ojtozpaß vor, aber das gesamte Unternehmen verlief ohne Erfolg und vermochte die IX. deutsche Armee nicht an der Ausführung ihrer Offensive in der Walachei zu hindern.

Falkenhayn hatte sich Ende Oktober endgültig dafür entschieden, aus dem Becken von Petrosény heraus über das Vulkangebirge und den Szurdukpaß vorzurücken, weil an dieser Stelle der Austritt in die Ebene auf dem kürzesten Wege zu erreichen war. Dadurch wollte er der von Hermannstadt vorbrechenden Gruppe Krafft den Weg öffnen, gleichzeitig sollte ein Kavalleriekorps an der Donau vorstoßen und die Verbindung mit Mackensen herstellen. Das Unternehmen wurde gründlichst vorbereitet und durch verschiedene Scheinmaßnahmen gedeckt. Im Becken von Petrosény wurde die Stoßtruppe der Generäle Kühne und Schmettow gebildet; der Angriff wurde auch für die Gruppe Krafft für den 11. November festgesetzt. Gleich in den ersten Tagen wurden große Erfolge erzielt, am 14. hatten alle Abteilungen Kühnes den Ausgang in die Ebene erreicht, auch Krafft war weit vorgedrungen und bei Orsova waren die Rumänen zurückgeworfen worden. Die nachrollenden Verstärkungen setzte Falkenhayn abermals am Szurdukpaß ein, er erwartete, daß sich hier die rumänische I. Armee zum Kampfe stellen werde. Er täuschte sich nicht; auf Drängen des Generals Berthelot, des Führers der französischen Militärmission, erhielt die I. Armee den Befehl, am Schylflusse nördlich des Engpasses bei Targa-Jiu Stellung zu nehmen und den Vormarsch Falkenhayns aufzuhalten. Aber die Schlacht bei Targa-Jiu vom 15. bis 17. November brachte den Rumänen eine schwere Niederlage. Wieder machten die Verbündeten bei dem weiteren Vorrücken wertvolle Beute; am 21. wurde Craiova besetzt. Auch Krafft war über den Rotenturmpaß, Morgen von Kronstadt über den Predealpaß in die Walachei eingerückt. Jetzt war die rumänische Regierung von schwerster Sorge um das Schicksal der Landeshauptstadt erfüllt, denn im Süden stand Mackensen bereit, bei Sistova die Donau zu überschreiten; der Fall von Bukarest schien unausweichlich. General Sacharow trat im rumänischen Kriegsrat für einen staffelweisen Rückzug nach der vielgeübten Art der russischen Armeen unter vollkommener Verwüstung des Landes ein, Berthelot aber war für einen neuerlichen Gegenangriff in der Gegend des Alt gegen die Truppen Kühnes. Er drang mit seinem Vorschlag durch und begab sich mit dem Führer des Unternehmens, dem bisher erfolgreich wirkenden General Presan, zur I. Armee. Kaum war er angelangt, so traf die Nachricht ein, daß Mackensen den Donauübergang bei Zimmicea begonnen habe. Er hatte mit Hilfe der österreichischen Pioniere unter Generalmajor Gaugl und unter dem Schutze

schwerer österreichischer Artillerie den Bau einer Schiffsbrücke durchgeführt und am 23. November, von den Rumänen nicht genügend beachtet, den Übergang mit der Stoßgruppe des G.d.I. Kosch begonnen und nach zwei Tagen, am 25., vollendet. Das begeisterte, reibungslose Zusammenwirken der österreichischen und deutschen Truppen sicherte dem technisch und militärisch hervorragend vorbereiteten Unternehmen vollen Erfolg. (Vgl. Mackensen, Aufzeichnungen, S. 296 ff.)

Trotzdem die Lage der rumänischen I. Armee durch den Donauübergang Mackensens noch verschärft worden war, wollte Presan die Hauptstadt nicht kampflos preisgeben. Mit rasch zusammengerafften Abteilungen trat er der Gruppe Kosch mit einem heftigen Gegenangriff entgegen, während die I. rumänische Armee im Nordwesten den Vormarsch Kraffts im Tale des Alt aufhalten sollte. Presan richtete in der Schlacht am Argesul vom 30. November bis 3. Dezember wütende Stöße gegen die vom Feinde eingeschlossene Gruppe des Generals Kosch, die trotz tapfersten Widerstandes fast der Übermacht erlegen wäre, wenn nicht in letzter Stunde durch das Vorrücken der Gruppe des Generals Kühne in die zwischen Presan und der I. Armee klaffende Lücke die Lage eine entschiedene Wendung erfahren hätte. Falkenhayn hatte blitzschnell die Gefahr, sowie die Möglichkeit eines entscheidenden Erfolges erkannt und mit größter Raschheit seine Anordnungen getroffen. (F. Heréus. Die Schlacht am Arges. Militärwiss. Mitt. 65. Bd. 1934. S. 815—827.) Jetzt fiel die Hauptstadt Bukarest, die nicht in Verteidigungszustand gesetzt worden war, am 6. Dezember kampflos in die Hände der Verbündeten. Die rumänischen Armeen hatten den Rückzug antreten und auch die großen Petroleumgebiete von Campîna den Gegnern überlassen müssen. Der Siegeszug der Verbündeten wurde in die östliche Walachei fortgesetzt; jetzt nahm auch die im Norden anschließende Heeresgruppe Erzherzog Joseph an den Operationen teil und brach über den Ojtozpaß vor. Die IX. Armee besetzte am 27. Dezember nach heftigem Kampfe Rimnicul-Sarat, die Bulgaren drangen in der Dobrudscha bis an das rechte Donauufer vor und trotz schlechter Witterungsverhältnisse und größter Schwierigkeiten des Vormarsches wurden am 5. Jänner 1917 Braila, am 6. Foksani und am 19. der Brückenkopf von Nanesti besetzt. Die Rumänen waren hinter den Sereth zurückgeworfen worden und damit hatten die Mittelmächte das Ziel des rumänischen Feldzuges erreicht.

König Ferdinand und die Regierung seines Landes hatten den Zusammenbruch der stolzen Eroberungspläne erleben müssen und waren nun auf das schmale Gebiet jenseits des Sereth beschränkt. Dort sammelten sie die Reste des zurückflutenden Heeres, mit dessen Neuaufbau der Chef der französischen Militärmission General Berthelot betraut wurde. Auch die Russen verlangten nun entscheidenden Einfluß auf die Führung, da durch ein weiteres Zurückweichen der Südflügel ihrer Front aufs schwerste gefährdet worden wäre; seit Ende Oktober war die rumänische Front der russischen angegliedert worden und der Große Kriegsrat in Paris hatte am 26. Oktober verfügt, daß die Führung des rumänischen Krieges die Sache Rußlands sei. Den Oberbefehl über die einheitliche russisch-rumänische Front führte jetzt Zar Nikolaus II. mit dem Generalstabschef General Gurko, der Ende November 1916 an die Stelle des erkrankten Generals Alexejew getreten war. Es wurde eine eigene Heeresgruppe der Südfront unter dem Befehl König Ferdinands gebildet, dessen Berater und Generalstabschef der russische General Sacharow wurde. (Über Alexejew vgl. Th. v. Schäfer. In „Heerführer des Weltkrieges" Berlin 1939. S. 121—141.)

9. Die Sonderfriedensverhandlungen während des Weltkrieges.

Vgl. die Bibliographie: Österreich-Ungarn im Weltkrieg. Vtjh. 2/3. Weltkriegsbücherei, S. 99 ff. — Bibliographie z. pol. Gesch. Frankreichs. Ebd. H. 11/12. S. 50 f. — Bibliographie z. Gesch. d. Britischen Reiches. Ebd. H. 8/9. S. 35 f. — Czernin, Weltkrieg, w. o. S. 181 ff. — Polzer-Hoditz, Kaiser Karl. S. 315 ff. — Helfferich, Weltkrieg, III. Bd. S. 61 ff. — Cramon, Bundesgenosse. S. 151 ff. — Bethmann-Hollweg, Betrachtungen. II. S. 200 ff. — Erzberger, Erlebnisse. S. 112 ff. — Ludendorff, Urkunden der Obersten Heeresleitung. XVIII. — Burián, Drei Jahre. S. 135 ff. — Glaise-Horstenau, Katastrophe. S. 119 ff. — Krauß, Ursachen. S. 297 ff. — Poincaré, Au service de la France. IX. Paris 1932. — Lloyd George. War memoirs. III. u. IV. Bd. Deutsche Ausgabe. Berlin 1934. — Iswolski im Weltkrieg. Hrsg. v. F. Stieve, w. o. — E. Beneš. Der Aufstand der Nationen. Berlin 1928. S. 252 ff., 326 ff., 416 ff. —

Graf Wedel. Zur Wiener Hofpolitik. Preuß. Jahrbücher. 181. Bd. 1920. S. 289—296. — A. Demblin. Czernin u. d. Sixtusaffaire. München 1920. Vgl. dazu W. Schott. Preuß. Jahrbücher. 181. Bd. 1920. S. 395—402. — Graf v. Wedel. Graf Czernin u. d. Sixtusaffaire. N. Fr. Presse v. 7. VIII. 1932. Nr. 24.390. — K. Werkmann. Deutschland als Verbündeter. Kaiser Karls Kampf um d. Frieden. Berlin 1931. Dazu vgl. A. v. Cramon u. P. Fleck. Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn. Berlin 1932. — O. Czernin. Über die Politik während des Weltkrieges. Rede gehalten am 11. Dezember 1918. 2. Aufl. Wien 1918. — Ders. Der Kampf um den Weltfrieden. Bern 1918. — K. Helfferich. Die Friedensbemühungen im Weltkrieg. Berlin 1919. —

Sixte de Bourbon. L'offre de la paix séparée de L'Autriche. Paris 1920. — Ders. Quinze ans après. La Revue de Paris. 1932. — Ph. Amiguet. La vie du Prince Sixte de Bourbon. Paris 1934. — Journal d'Alexandre Ribot et correspondances inédites 1914—1922, w. o. — Die Memoiren des Grafen Tamás von Erdödy. Habsburgs Weg von Wilhelm zu Briand. Hrsg. v. P. Szemere u. E. Czech. Zürich-Wien 1931. — Andrássy. Diplomatie und Weltkrieg, S. 273 ff. — A. Thewrek-Pallaghy. Az ifjabb Andrássy és a különbéke-kisérlete. (Der jüngere Andrássy u. s. Bemühungen um den Sonderfrieden.) Budapest 1934. — Graf M. Karolyi. Gegen eine ganze Welt. München 1924. — J. Kray. A kabinetiroda szolgálatában a világháború alatt. (Im Dienste der Kabinettskanzlei während d. Weltkrieges.) Budapest 1935. — E. v. Schonta. Aus d. Erinnerungen eines Flügeladjudanten an Kaiser u. König Karl. Wien 1928.

Die Friedensgespräche der Grafen Mensdorff u. Revertera im Dezember 1917 und Februar 1918 nach ihren Berichten an den Grafen Czernin. Berl. Mh. XV. 1937, S. 401—419. — Ein Friedensvermittlungsversuch des Grafen Revertera. Ebd. XVI. 1938. S. 64—67. — W. Schoenborn. Jules Cambon. Berl. Mh. XVII. 1939. S. 255—269. —

J. Hohlfeld. Der Kampf um den Frieden 1914—1919. Leipzig 1919. — R. Fester. Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. München 1925. — K. Wortmann. Ottokar Czernin u. d. Westmächte im Weltkrieg. Hist. Vtlsch. 24. Bd. 1929. S. 199—252. — P. Molisch. Zur Politik Kaiser Karls von Österreich. Preuß. Jahrbücher. 231. Bd. 1933, S. 3—23. — R. Fester. Die Sonderfriedensaktionen d. Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma u. d. Legende d. italien. Friedensfühlers. Berl. Mh. XV. 1937. S. 579—600. — Ders. Die Frie-

densvermittlungsversuche von 1917. Ebd. XV. 1937. S. 367—419, S. 579—601, daselbst die neuere Bibliographie 1925—1936 auf S. 372—377. — Ders. Die politischen Kämpfe um den Frieden 1916—1918 u. d. Deutschtum. München 1938. — G. Zarnow. Verbündet—Verraten. Habsburgs Weg von Berlin nach Paris. 6. Aufl. Zürich-Bern. 1937. — B. Brehm. Weder Kaiser noch König. Der Untergang d. österr.-ungar. Monarchie. München 1933. —

A. Redier. L'impératrice Zita et l'offre de paix séparée. Revue des deux mondes 1. XI. 1930. S. 174—202. — Ch. Appuhn. Les négociations austro-allemandes du printemps 1917 et la mission du prince Sixte. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. XII. 1935. S. 209—223. — *** (M. Muret.) La paix des empires centraux. Revue des deux mondes. 1. u. 15. Sept. 1929. S. 42—80, 304—342. Dazu vgl. R. Fester. Die Friedensoffensiven Czernins. Berl. Mh. XV. 1937. S. 672—684, u. L. Bittner. Ebd. S. 792 f. — A. Chatelle. La paix manquée? Les pourparlers de 1917. Paris 1936. — A. Pingaud. Les tentatives de paix pendant la première année de la Grande Guerre. Revue hist. diplomatique. 45. Bd. 1931. —

Es ist verständlich, daß die Mittelmächte die Absicht hatten, den schweren Kampf, den sie gegen eine feindliche Welt führen mußten, möglichst bald und auf günstige Weise zu beenden. Allein das erste Kriegsjahr verging in härtestem Ringen und es hatte trotz vereinzelter großer Erfolge zu keiner so entscheidenden Wendung geführt, daß die Mittelmächte darauf gestützt an ihre Gegner mit Friedensanerbieten hätten herantreten können. Erst der Durchbruch bei Gorlice—Tarnow (vgl. S. 108 ff.) und die darauffolgende Offensive in Galizien und Polen im Frühjahr und Sommer 1915 schufen zum ersten Mal die notwendigen Voraussetzungen für einen ehrenvollen Frieden. Die Mittelmächte waren damals von der schwersten Gefahr militärischer Erdrückung befreit, wenigstens war der Ring gedehnt worden, der um sie durch die Ententestaaten gespannt worden war. In der Tat hat damals Conrad von Hötzendorf erwogen, mit einem großzügigen Angebot eines Sonderfriedens an Rußland heranzutreten. Wie es einst Bismarck geraten hatte (vgl. Bd. II./2), wollte er Rußland ein Scheidung der Balkanhalbinsel in eine östliche, den Russen zugedachte und in eine westliche, für Österreich-Ungarn bestimmte Einflußsphäre vorschlagen; sein Plan ist jedoch nicht zur Ausführung gelangt und die günstige Gelegenheit verstrich, ohne daß man sie genützt hätte.

Im Sommer 1916 war die Lage keineswegs so aussichtsreich wie ein Jahr zuvor. Italien war zu einem sehr hartnäckigen und kampfgeübten Gegner emporgestiegen, die beiden Frühlingsoffensiven der Mittelmächte in Südtirol und in Verdun hatten nicht zu dem erhofften Erfolg geführt, es drohte der Angriff Rumäniens und die Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammenbruches infolge der Blockade durch die Gegner rückte immer näher. Freilich stand dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn noch eine Waffe zur Verfügung, um diese würgende Fessel zu zerreißen, die Anwendung des uneingeschränkten Unterseeboot-Krieges. Allein die führenden Staatsmänner der Mittelmächte, vor allem Reichskanzler Bethmann-Hollweg, wollten zu dieser Waffe erst dann greifen, wenn alle anderen Möglichkeiten erschöpft waren. So wurde in Wien und in Berlin die Frage eines Friedensangebotes der Mittelmächte erörtert und Bethmann-Hollweg war bemüht, den schon seit längerem erwarteten und erhofften Friedensschritt des Präsidenten der Vereinigten Staaten Woodrow Wilson zu beschleunigen. Auch der günstige Verlauf des rumänischen Feldzuges (vgl. S. 166 ff.) änderte nichts an der Friedens-

bereitschaft der verbündeten Mächte, er bestärkte sie vielmehr darin, denn trotz der glänzenden Erfolge war es klar, daß die Erschöpfung schon zu groß geworden war, um noch einmal ein umfassendes Unternehmen ins Werk zu setzen.

Schon im Oktober 1916 hatte Außenminister Burián in dem deutschen Hauptquartier in Pleß und ein Monat später in Berlin mit Bethmann-Hollweg über ein Friedensangebot beraten. Beide Monarchen, Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm II., wünschten den Frieden, aber ihre Minister waren über die Art des Angebotes verschiedener Meinung. Immerhin waren die Verhandlungen dem Abschluß nahe, als Kaiser Franz Joseph am 21. November 1916 starb (vgl. S. 192). Sein Nachfolger Kaiser Karl gab sogleich in der anläßlich seiner Thronbesteigung veröffentlichten Proklamation seiner Hoffnung Ausdruck, der Kriegsnot durch einen ehrenvollen Frieden ein baldiges Ende zu bereiten. So erfolgte schon am 12. Dezember 1916, wenige Tage nach der Eroberung von Bukarest ein gemeinsamer Friedensschritt der Mittelmächte, die sich zu Verhandlungen bereit erklärten. Daran schloß sich am 18. Dezember der Friedensaufruf des Präsidenten Wilson. Beide Anfragen blieben ohne den erwarteten Erfolg. Das Friedenangebot der Mittelmächte wurde überall abgelehnt, am schärfsten in England, wo am 7. Dezember Kriegsminister Lloyd George, der Vertreter der auf unbedingte Vernichtung des Gegners gerichteten Politik, der „knok-out"-Theorie, Ministerpräsident geworden war und die Leitung der gesamten Politik übernommen hatte. Auch der Vorschlag Wilsons wurde von der Entente zurückgewiesen, während die Mittelmächte zugestimmt hatten. (Vgl. Th. v. Bethmann-Hollweg. Friedensangebot und U-Bootkrieg. Berlin 1919. — Das Friedensangebot der Mittelmächte. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1917. — R. Piloty. Das Friedensangebot der Mittelmächte (1916). Tübingen 1917. — H. Uebersberger. D. Friedensangebot d. Mittelmächte v. 12. XII. 1916 u. Rußland. Srbik-Festschrift. München 1938. S. 381—391. — Aktenstücke zur Friedensaktion Wilsons 1916/17. Stenogr. Berichte d. deutschen Nationalversammlung 1919/20. Berlin 1919/20. — H. Lammasch. W. Wilsons Friedensplan. Wien 1919 und Aufzeichnungen, w. o. S. 96—102. — K. Helfferich. Wilson als Friedensstifter und der U-Bootkrieg. Berlin 1920. — — R. S. Baker. Woodrow Wilson. VI. Bd. 1915—1917. London 1937. — H. Notter. The origins of the foreign policy of Woodrow Wilson. Baltimore 1937. — Fester. Friedensvermittlungsversuche, w. o. S. 385 ff. — J. Kühn. Die Friedensvermittlung d. Präs. Wilson im Weltkrieg. Ztschr. f. Politik. XVIII. 1928. S. 209—230. — S. B. Fay. Die Neutralitätspolitik d. Vereinigten Staaten. Berl. Mh. XVII. 1939. S. 97—118. — K. Alnor. Die Friedenspolitik Woodrow Wilsons. In „Vergangenheit und Gegenwart". 28. Bd. 1938. — A. Meine. Wilsons Diplomatie i. d. Friedensfrage 1914—1917. Beitr. z. Gesch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkrieges. 40. Stuttgart-Berlin 1938. — A. Pingaud. L'Intervention des États-Unis dans la Grande Guerre. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. 1936. 4. u. 7. H.

In Österreich-Ungarn hatte der Thronwechsel zu schwerwiegenden Veränderungen geführt. Kaiser Karl war anfangs nicht für die Thronfolge in Betracht gekommen, erst als sein Oheim Franz Ferdinand eine unebenbürtige Ehe mit der Gräfin Sophie Chotek geschlossen hatte (vgl. S. 25), und nach der Katastrophe von Sarajevo war er plötzlich an die erste Stelle neben den Kaiser gerückt worden. Er hatte daher keineswegs die notwendige Vorbildung erhalten, und als man ihm dann seit 1914 eilends die erforderlichen Kenntnisse beibringen wollte, hinderten die höfischen und militärischen Verpflichtungen eines Thronfolgers die Erteilung

eines gründlichen und geregelten Unterrichtes. So geschah es, daß der neunundzwanzigjährige Herrscher die Regierung übernahm, ohne den so verwickelten Verwaltungsapparat genau zu kennen; dazu kam noch seine ausgesprochene Abneigung gegen die streng geregelte bureaukratische Tätigkeit, wie sie Kaiser Franz Joseph bis zu seinem Tode ausgeübt hatte. Karl hatte gewiß mit seinem Großoheim manche Auffassung gemeinsam, aber in sehr wichtigen Eigenschaften entfernte er sich weit von seinem Vorgänger, es fehlte ihm vor allem dessen Pflichttreue und hohe Auffassung der kaiserlichen Würde. Sicher hatte Karl den Willen, gut zu regieren, aber er glaubte, mit dieser Absicht allein zum Ziele zu gelangen; die Schwere und Vielgestaltigkeit der Probleme Österreich-Ungarns sind ihm wohl kaum zum Bewußtsein gekommen. Ungleich bedeutender und von stärkerer Willenskraft beseelt war seine Gemahlin Zita aus dem Hause Bourbon-Parma, die vielfach seine politischen Entschlüsse bestimmt hat. War schon Kaiser Karl von Jugend auf in Abneigung gegen Deutschland erzogen worden, so war die Kaiserin eine leidenschaftliche Gegnerin deutschen Wesens und sie hat ihren Gemahl in diesem Sinne und in seiner Vorliebe für Frankreich sehr entschieden bestärkt. Diese beiderseitige Mißstimmung gegen Deutschland hatte nicht zuletzt ihre Ursache in der streng katholischen und dem Protestantentum feindlichen Einstellung des Kaiserpaares. (Vgl. den sehr aufschlußreichen Brief des Kaisers an den Grafen Czernin vom 17. Mai 1917 bei Werkmann, Deutschland als Verbündeter, S. 170 ff. — Cramon, Bundesgenosse, S. 89 ff. — Cramon u. Fleck. Schicksalsbund, S. 152 ff., 218 ff. — G. Conrad v. Hötzendorf, Mein Leben, w. o. S. 163 f. — Margutti, Vom alten Kaiser, w. o., S. 153 ff. — Pomiankowski, Osmanisches Reich, w. o. S. 343.)

Bei der mangelhaften Vorschulung des Kaisers war es doppelt verhängnisvoll, daß er sich schon in den ersten Tagen und Wochen seiner Regierung der alten Ratgeber Franz Josephs zu entledigen trachtete. Ministerpräsident Koerber war der erste, der seinen Abschied nehmen mußte (vgl. S. 192), dann folgte ihm am 21. Dezember 1916 Freiherr von Burián. Der Kaiser, der überhaupt die Absicht hatte, das politische Programm Franz Ferdinands zu verwirklichen, zog zumeist Männer dessen Vertrauens zu sich heran. So wurde jetzt der Günstling Franz Ferdinands, Graf Ottokar Czernin, der vordem österreichisch-ungarischer Gesandter in Bukarest gewesen war, Minister des Äußeren.

Mit der Zurückweisung des Friedensschrittes der Mittelmächte war auch die Entscheidung über den U-Bootkrieg gefallen. Nachdem auf dem Kronrat zu Pleß am 9. Jänner 1917 der Beschluß der deutschen Regierung, den uneingeschränkten U-Bootkrieg zu erklären, gefaßt worden war, sandte Kaiser Wilhelm den Admiral von Holtzendorff und Staatssekretär Zimmermann nach Wien, um die Bedenken Kaiser Karls gegen die Ausführung dieses Beschlusses zu zerstreuen. Ebenso wie Czernin befürchtete der Kaiser, daß die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges den Eintritt der Vereinigten Staaten und eine weitere Verschärfung der Kriegslage herbeiführen werde. Bei dem entscheidenden Kronrat in Wien am 20. Jänner 1917 traten jedoch der Chef der österreichisch-ungarischen Flotte Admiral Haus und Conrad von Hötzendorf für die Aufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges ein, so daß Kaiser Karl, wenn auch wider Willen, seine Zustimmung geben mußte. Diese erzwungene Entscheidung hat die Abneigung des Kaiserpaares gegen die deutsche Regierung verstärkt und in noch höherem Maße erschien ihm jetzt das Bündnis mit Deutschland als eine kaum zu ertragende Last. Der Kaiser fand alle seine Erwartungen bestätigt, als die Vereinigten Staaten am

6. April den Krieg an Deutschland erklärten und einige Tage später die diplomatischen Beziehungen zu Österreich-Ungarn abbrachen.

Aus dieser Verstimmung heraus und auch unter dem furchterregenden Eindruck der russischen Revolution griff nun Kaiser Karl und mit ihm Graf Czernin zu allen verfügbaren Mitteln, um dem Krieg ein Ende zu bereiten. Trotz dieses gemeinsamen Zieles schlugen doch beide verschiedene Wege ein; Czernin suchte auf jede mögliche Weise den Bundesgenossen zu einer Herabminderung seiner Ansprüche und zum Abschlusse eines Friedens zu bewegen, der Kaiser jedoch war von Beginn an geneigt, selbst mit Preisgabe des Bundesgenossen Frieden zu schließen. Er war in dieser Absicht durch die in dem Kreise seiner Familie herrschende Auffassung, daß Deutschland den Ausbruch des Weltkrieges verursacht habe und die habsburgische Monarchie nur das schuldlose und unglückliche Opfer ihrer Bündnistreue geworden sei, bestärkt worden. Es ist unbegreiflich, daß man am Wiener Hofe einer solchen Auffassung Raum geben konnte, die doch mit den tatsächlichen Vorgängen beim Kriegsausbruch vollkommen im Widerspruch stand.

Sehr bald nach Beginn des Weltkrieges hatten die beiden Brüder der Kaiserin Zita, die Prinzen Sixtus und Xaver von Bourbon-Parma, durch Vermittlung des Thronfolgers Erzherzog Karl die Erlaubnis Kaiser Franz Josephs erhalten, Österreich zu verlassen. Schon Mitte September 1914 richtete Prinz Sixtus, dem man in seiner Familie besondere staatsmännische Fähigkeiten nachrühmte, an seine Schwester Zita ein Schreiben, in dem er die Frage aufwarf, was man tun könne, um das Habsburgerreich von dem Bündnis mit Deutschland zu lösen. Die Verbindung der Prinzen mit ihrer Mutter, der Herzogin von Parma, und dem Wiener Hofe wurde auf dem Wege über den Vatikan aufrecht erhalten und schon im Frühjahr 1915 setzen die ersten Bestrebungen des Prinzen Sixtus ein, für Österreich und zwar mit Hilfe des Vatikans einen Sonderfrieden zu vermitteln. Noch bei Lebzeiten Kaiser Franz Josephs, zu Beginn des Jahres 1916 wurden die ersten Fäden gesponnen, um eine Verbindung mit der französischen Regierung herzustellen, und kaum hatte der Kaiser seine Augen geschlossen, als sich am 23. November 1916 Prinz Sixtus bei dem Direktor des auswärtigen Amtes in Paris, Jules Cambon, einfand, um ein weiteres Vorgehen zu besprechen. Durch seine Mutter erhielt der Prinz, der mit seinem Bruder Xaver im belgischen Heere diente, eingehende Nachrichten vom Wiener Hofe; am 29. Jänner 1917 traf er mit ihr in der Schweiz in Neuchâtel zusammen und empfing die Botschaft des Kaiserpaares, er möge entweder persönlich in Wien oder durch einen Mittelsmann in der Schweiz über den Abschluß eines Sonderfriedens beraten. Darauf begab sich Sixtus nach Paris und kehrte, nachdem ihm die Forderungen der französischen Regierung übermittelt worden waren, nach Neuchâtel zurück, wo er am 12. Februar mit dem Abgesandten Kaiser Karls, dem Grafen Tamás Erdödy zusammentraf. Erdödy kehrte nach Wien zurück und nun wurde die Vermittlung der bourbonischen Prinzen auch dem Außenminister Graf Czernin mitgeteilt, der damit einverstanden war. Er übergab dem Grafen Erdödy eine besondere Instruktion für die Fortsetzung der Verhandlungen mit Sixtus; dem Kaiser genügten aber die von Czernin formulierten Bedingungen nicht und in geheimen Zusätzen, die Erdödy dem Prinzen übermitteln sollte, ging er ohne Wissen seines Ministers weit über dessen Anerbieten hinaus. Er erklärte, die Bestrebungen Frankreichs auf Elsaß-Lothringen unterstützen und auf Deutschland in dieser Hinsicht einen Druck ausüben zu wollen, ferner sagte er, daß er die größten Sympathien für

Belgien hege und versprach Wiedergutmachung der Schäden. (Vgl. Polzer-Hoditz, K. Karl. Anhang VII. S. 598 f.)

Die zweite Zusammenkunft Erdödys mit Sixtus fand am 21. Februar 1917 abermals in Neuchâtel statt. Erdödy übergab die beiden Schriftstücke, deren Originale nach Kenntnisnahme durch den Prinzen sofort vernichtet wurden. Sixtus eilte nach Paris, wo er am 5. März von Poincaré empfangen wurde. Er überreichte ihm die Denkschrift Czernins, die von Poincaré sofort als ungenügend bezeichnet wurde, während ihm die Zusätze des Kaisers als Verhandlungsgrundlage möglich schienen. Am 8. März wurde Sixtus abermals von Poincaré empfangen, der ihm die in vier Punkte zusammengefaßten, unerläßlichen Bedingungen Frankreichs für die Friedensverhandlungen überreichte; diese Bedingungen betrafen die Abtretung Elsaß-Lothringens ohne jede Entschädigung, die Räumung und Wiederherstellung Belgiens sowie Serbiens, das durch Albanien vergrößert werden sollte, ferner die Übergabe Konstantinopels an Rußland. Die Forderungen Italiens waren nicht inbegriffen, aber Poincaré betonte, daß Frankreich den Italienern nicht die volle Erfüllung ihrer Wünsche verbürgt habe, und ließ erkennen, daß Frankreich für den Fall, als das Bündnis der Mittelmächte gelöst würde, eine bedeutende Gebietserweiterung Österreich-Ungarns auf Kosten Deutschlands in Bayern oder Schlesien unterstützen werde. Wenn der Kaiser die vier Punkte vorbehaltlos annehme, werde er, Poincaré, sich mit dem englischen König und dem Zaren in Verbindung setzen. Sixtus begab sich jetzt nach Genf, wo er mit Erdödy zusammentraf. Der Prinz hatte einen Brief an den Kaiser verfaßt, in dem er ihm von dem Ergebnis seiner Verhandlungen mit Poincaré Mitteilung machte und ihn beschwor, die Bedingungen anzunehmen; er legte gleich einen dementsprechenden Entwurf eines in französischer Sprache abgefaßten Antwortschreibens bei, um der Zusage sicher zu sein und da Kaiser Karl diese Sprache nicht in erforderlichem Ausmaße beherrschte. Graf Erdödy brachte hingegen Briefe des Kaisers und der Kaiserin, in denen sie den Prinzen dringend zu einer in aller Heimlichkeit zu erfolgenden Besprechung nach Schloß Laxenburg bei Wien einluden. Daraufhin trat Sixtus mit seinem Bruder Xaver die Reise nach Wien an, wo sie am 22. März 1917 ankamen und in der Wohnung des Grafen Erdödy abstiegen. Dieser begab sich sogleich nach Laxenburg zu dem Kaiser und überbrachte ihm den Brief des Prinzen Sixtus. Erst am Abend des 23. März, nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden waren, fuhren die Prinzen nach Laxenburg. Während der Besprechung mit dem Kaiserpaar, das seinem lebhaften Wunsche nach einem Friedensschluß Ausdruck gab, erschien Graf Czernin, der sich jedoch viel zurückhaltender äußerte und ein starkes Mißtrauen in die Absichten des Prinzen Sixtus erkennen ließ, so daß die Unterredung in gegenseitiger Verstimmung endete. Am 24. März wurde die Besprechung Czernins mit dem Prinzen fortgesetzt und abends wurden Sixtus und Xaver neuerdings von dem Kaiserpaar in Laxenburg empfangen. Kaiser Karl übergab ohne Wissen Czernins seinem Schwager einen an diesen gerichteten Brief, in dem er mit Ausnahme des vierten Punktes, der Auslieferung Konstantinopels an die Russen, der infolge der revolutionären Ereignisse in Petersburg gegenstandslos geworden war, die Forderungen Frankreichs annahm. Er sprach darin mit den Ausdrücken höchster Bewunderung von der französischen Armee, versicherte Frankreich seiner lebhaften Sympathie und versprach, daß er „mit allen Mitteln und unter Anwendung seines ganzen persönlichen Einflusses bei seinen Verbündeten die gerechten Rückforderungsansprüche Frankreichs in bezug

auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde". (Der Text dieses 1. Kaiserbriefes ist fast in allen Abhandlungen abgedruckt, so in Demblin, Sixtusaffaire, Anhang, IX. S. 72 ff. — Das Original ist in der Zeitschrift „Illustration" vom 3. Jänner 1920 photographisch wiedergegeben worden. — Der Text des Briefes ist in so gutem Französisch abgefaßt, daß weder Karl noch Zita, sondern nur Prinz Sixtus als Verfasser in Betracht kommen kann. Polzer-Hoditz nimmt eine gemeinsame Abfassung des Briefs an. Vgl. S. 332. — Vgl. Fester, Polit. Kämpfe, S. 38.)

Am 31. März übergab Prinz Sixtus den Brief des Kaisers dem Präsidenten der französischen Republik Poincaré, der nun sogleich durch seinen neuernannten Ministerpräsidenten Alexander Ribot, der an die Stelle Briands getreten war, den englischen Premierminister Lloyd George davon verständigte. Allein nun verzögerte sich der Gang der Verhandlungen. Es mögen dabei verschiedene Einflüsse wirksam gewesen sein; Ribot war überhaupt den Sonderverhandlungen mit Österreich-Ungarn weniger geneigt als Briand, dann fürchtete man den Widerspruch Italiens, endlich fehlte wohl auch das rechte Zutrauen in die Versprechungen des Kaisers, der sich nicht einmal auf die Zustimmung seines verantwortlichen Ministers berufen konnte.

Die Verständigung Italiens mußte die erste Sorge der englischen und französischen Staatsmänner sein. Man hatte doch in dem Londoner Protokoll vom 26. April 1915 (vgl. S. 135 f.) Italien so weitgehende Erwerbungen zugesichert und nun war es offenkundig, daß der österreichische Kaiser beabsichtigte, den Frieden viel mehr auf Kosten Deutschlands zu schließen, als daß er bereit war, selbst große Opfer zu bringen und bedeutende Teile seines Reiches an Italien abzutreten. So zögerte man in London und Paris, dem Bundesgenossen die volle Wahrheit zu sagen, und Ribot wollte zunächst dem italienischen Außenminister Sonnino nur von der Tatsache der Verhandlungen Mitteilung machen, ihm aber die Kenntnis des Kaiserbriefes vorenthalten. Der französische Botschafter in Rom Camille Barrère warnte jedoch vor einem solchen Vorgehen und so wurde eilends eine gemeinsame Konferenz nach St. Jean de Maurienne für den 19. April 1917 einberufen. Sonnino erkannte sofort, daß Italien bei dem Abschluß eines Sonderfriedens benachteiligt werden würde und setzte daher die Ablehnung der Friedensanerbieten Kaiser Karls durch. (Vgl. C. Barrère. Souvenirs diplomatiques. Revue des deux mondes v. 15. IV. 1938. S. 721—734. Dazu vgl. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 741—745. — Aldrovandi-Marescotti. Guerra diplomatica. S. 127 ff. — Ders. Il convegno di S. Giovanni di Moriano. Nuovi ricordi, w. o. S. 115—190. — M. Toscano. Gli accordi di S. Giovanni di Moriano. Storia diplomatica dell' intervento italiano. II. Bd. Mailand 1936. — Fester. Politik K. Karls, S. 93 ff. u. Politische Kämpfe. S. 39. — Über die seit Anfang Februar laufenden geheimnisvollen Verhandlungen in Bern über angebliche Friedensfühler des italienischen Generalstabes vgl. Fester, Politische Kämpfe, S. 40 ff.; Aldrovandi-Marescotti. Guerra diplomatica, S. 127 ff. — Ders. Nuovi ricordi, S. 272 ff.)

Durch Jules Cambon wurde Prinz Sixtus am 22. April von dem Ergebnis der Konferenz in Kenntnis gesetzt und er übermittelte durch Erdödy, mit dem er am 25. April in Zug zusammentraf, diese Botschaft dem Kaiser zugleich mit der Aufforderung, nunmehr mit Italien Verhandlungen zu beginnen. Obgleich damit eigentlich die ganze Angelegenheit erledigt war, gab sich Kaiser Karl noch immer dem Glauben hin, daß der Abschluß eines Sonderfriedens bevorstehe. Am 4. Mai

überbrachte Graf Erdödy dem Prinzen Sixtus in Neuchâtel Briefe des Kaiserpaares und die dringende Aufforderung, nochmals nach Laxenburg zu kommen. Der Prinz willfahrte diesem Wunsche; an seiner ersten Unterredung mit dem Kaiser am 8. Mai in Laxenburg nahm wieder Graf Czernin teil, der gleichfalls weitgehende Hoffnungen hegte und den Wunsch aussprach, daß die folgenden Verhandlungen schon durch diplomatisch bevollmächtigte Gesandte der kriegführenden Staaten geleitet werden sollten. Am nächsten Tage gab Kaiser Karl seinem Schwager abermals einen Brief, dessen Inhalt Poincaré mitgeteilt werden sollte, den 2. Kaiserbrief, und ein „Aide-mémoire" Czernins. Diese Denkschrift, die deutsch abgefaßt war, übersetzte Prinz Sixtus mit sachlich durchaus nicht unbedeutenden Änderungen in die französische Sprache, die das Dokument in seinem Sinn verfälschten, und überreichte beide Schriftstücke am 20. Mai Poincaré und Ribot. Aber weder in Paris, noch bei einer folgenden Vorsprache in London hatte Prinz Sixtus irgendwelchen Erfolg; die von ihm eingeleiteten Sonderfriedensverhandlungen waren endgültig gescheitert. (Vgl. den französischen und deutschen Wortlaut der Denkschrift bei Demblin, Sixtusaffaire. Anhang, S. 18 f. — W. Schneefuß. Österreich. Zerfall u. Werden eines Staates. Leipzig 1937. S. 17. — Cramon-Fleck, Schicksalsbund, S. 195 f., dazu vgl. Fester, Polit. Kämpfe, S. 48 ff.)

Diese Verhandlungen wären wahrscheinlich lange verborgen geblieben, wenn sie nicht durch einen seltsamen Zufall ein Jahr später zur allgemeinen Kenntnis gelangt wären. Graf Czernin hielt vor dem Abschluß der Bukarester Verhandlungen (vgl. S. 208 f.) am 2. April 1918 vor einer Abordnung des Wiener Gemeinderates eine große politische Rede, in der er von den Versuchen Frankreichs sprach, sich mit Österreich-Ungarn zu verständigen, und erwähnte, daß die Verhandlungen an der Weigerung Frankreichs, auf die Forderung nach Abtretung Elsaß-Lothringens zu verzichten, gescheitert seien. Kaiser Karl hatte den Wortlaut dieser Rede gekannt und gebilligt. Die französische Regierung, an deren Spitze Clemenceau stand, erwiderte darauf in einer Verlautbarung sehr gereizt, daß Österreich vor längerer Zeit in der Sache des Friedens an Frankreich herangetreten sei und bezichtigte Czernin der Lüge. (Vgl. Le mensonge autrichien. L'incident Clemenceau-Czernin. Paris 1918. — Crespi, Alla difesa d'Italia, S. 80 ff.) Der scharfen Antwort Czernins wurde von Seite Clemenceaus die Behauptung entgegengesetzt, daß Kaiser Karl in einem eigenhändigen Briefe seine Zustimmung zu den „gerechten Ansprüchen" Frankreichs auf Elsaß-Lothringen bestätigt habe. Czernin war tief betroffen, erhielt aber auf telephonische Anfrage von Kaiser Karl die Auskunft, „daß in einem Briefe an den Prinzen Parma niemals etwas Politisches gestanden sei". Daraufhin wurde von dem österreichischen Ministerium die Behauptung Clemenceaus dementiert und Kaiser Karl erklärte in einem Telegramm an Kaiser Wilhelm, daß die französischen Meldungen Lügen seien. Nun aber holte Clemenceau am 12. April zum entscheidenden Schlage aus: Eine Pariser Verlautbarung brachte den Wortlaut des ersten Kaiserbriefes vom 24. März 1917. Die Öffentlichkeit war sich zwar nicht sogleich der Tragweite dieses diplomatischen Krieges bewußt, aber Graf Czernin und die leitenden Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe mußten zu ihrer tiefsten Erschütterung erkennen, daß der Kaiser die Unwahrheit gesagt hatte, als er leugnete, einen solchen Brief geschrieben zu haben. Es kam zu erregten Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen Czernin, der die Abdankung des Kaisers forderte, und der Kaiserin Zita, die das Verbleiben ihres Gemahls auf dem Throne

durchsetzte. Man erfand die Ausrede, daß der Brief des Kaisers auf dem Wege von Laxenburg nach Paris auf unaufgeklärte Weise verfälscht worden sei. Allein diese Ausflüchte wurden von niemandem geglaubt, zumal Graf Czernin nach wenigen Tagen, am 14. April, sein Amt als Minister des Äußern niederlegen mußte. Nach Beendigung des Krieges wurde die ganze Angelegenheit wieder aufgerollt und die Anhänger Kaiser Karls, vor allem Baron Werkmann, Graf Polzer-Hoditz und Sektionschef Schager richteten in Zeitungen und Veröffentlichungen die heftigsten Angriffe gegen den Grafen Czernin, den sie eines leichtfertigen Doppelspiels beschuldigten. Gegen diese Angriffe haben Graf Czernin selbst, dann Sektionsrat Demblin, der von allen Verhandlungen genaue Kenntnis besaß, der deutsche Botschafter Graf Wedel und General von Cramon entschieden Stellung genommen. Es ist sicher, daß Graf Czernin nur von einem Teil der Verhandlungen des Prinzen Sixtus in Kenntnis gesetzt worden war und daß gerade die wichtigsten Mitteilungen, die geheimen Zusätze des Kaisers zu seinen Richtlinien, der Brief des Kaisers vom 24. März, die verschiedenen Schreiben des Kaiserpaares an den Prinzen, endlich die Verfälschung der Denkschrift vom 9. Mai ohne sein Wissen erfolgt sind. Wir müssen eigentlich drei verschiedene Fäden der Vermittlung bei den Sixtusverhandlungen unterscheiden, erstens die durch das Wissen und die Zustimmung des Ministers Czernin gedeckten, dann jene, die nur mit Willen des Kaisers erfolgt sind, endlich aber jene, die allein dem Prinzen Sixtus zuzuschreiben sind. Dieser hat die Mitteilungen, wie er sie in Laxenburg vom Kaiser und von Czernin erhalten hatte, nach seinem Wunsch geändert, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Daß Kaiser Karl nicht den scharfen Blick besaß, um den Kern der Dinge sofort zu durchschauen, daß es ihm an Menschenkenntnis und an der erforderlichen Beherrschung der französischen Sprache fehlte, daß er überhaupt die Neigung besaß, große, entscheidende Fragen mit kleinen Mitteln und auf Nebenwegen zu lösen, das hat dem Prinzen die Möglichkeit gegeben, den Gang dieser Verhandlungen so entscheidend und unheilvoll zu beeinflussen.

Wird man also die Beschuldigung, daß Graf Czernin ein falsches Spiel mit dem Kaiser getrieben habe, nicht gelten lassen, so steht es anders mit dem Vorwurf, der am schärfsten von Ludendorff gegen ihn erhoben wurde, daß er durch seine Kriegsmüdigkeit, seine Friedenssehnsucht, den ohnedies schwachen Kaiser in seinem Bestreben, sich von Deutschland zu lösen, bestärkt habe. Czernin wollte in der Tat, hauptsächlich unter dem Eindruck des Versagens der Militär- und Verwaltungsstellen, unbedingt, selbst um den Preis großer Opfer, einen Friedensschluß herbeiführen und er hat dabei auch den Gedanken einer Lösung Österreich-Ungarns von dem Bündnis mit dem Deutschen Reiche erwogen. Allein wir müssen zugeben, daß er, sobald er von den Sixtusverhandlungen Kenntnis erhalten hatte, den Bundesgenossen sofort verständigt hat und offen bemüht war, die leitenden deutschen Stellen zum Verzicht auf ihre Kriegsziele zu bewegen.

Schon Anfang März 1917 hatte Czernin dem deutschen Reichskanzler Bethmann-Hollweg mitgeteilt, daß Friedensbesprechungen mit Frankreich eingeleitet worden seien. Darauf hin eilte Bethmann nach Wien, wo er am 16. und 17. März mit Czernin über die Friedensfrage beriet. Jedenfalls erfuhr der deutsche Reichskanzler damals, daß Kaiser Karl und sein Minister entschieden einen Friedensschluß erstrebten. Czernin nannte den Grafen Mensdorff als österreichischen Unterhändler in der Schweiz, noch wurde der Name des Prinzen Sixtus verschwiegen. Am 22. März fand dann in Laxenburg ein Kronrat unter dem Vorsitz des Kaisers

statt, an dem die beiden Ministerpräsidenten, Czernin, Burián und die Chefs der Militärbehörden teilnahmen. Den Gegenstand bildete die Frage, welche Vorschläge für die bevorstehenden Friedensverhandlungen Czernin der deutschen Regierung in Berlin übermitteln sollte. Wir wissen, daß man schon damals von der Annahme ausging, daß ein Friedensschluß ohne die Abtretung Elsaß-Lothringens unmöglich sei. Man wollte dafür Polen dem Deutschen Reich als Entschädigung überlassen, während Österreich-Ungarn sich in Rumänien schadlos halten sollte. Zu diesem Vorschlag traten nun die Forderungen, die am folgenden Tag Prinz Sixtus in Laxenburg dem Kaiser überbrachte. Czernin begab sich dann nach Berlin, um in den Beratungen am 27. März Bethmann-Hollweg und die deutschen Staatsmänner zu der Räumung Belgiens, der besetzten Gebiete Frankreichs und wenigstens zu dem teilweisen Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu bewegen. Er war der Ansicht, daß auf diese Weise ein erträglicher Friede für die Mittelmächte zu erreichen sei. Ob ihm Bethmann-Hollweg tatsächlich weitgehende geheime Zusicherungen gab, wie Polzer-Hoditz (S. 337) behauptet, ist unsicher. Das Ergebnis der Wiener und Berliner Beratungen Czernins mit Bethmann-Hollweg wurde schriftlich festgelegt. In diesem „Wiener Dokument" vom 27. März garantierten sich die Mittelmächte gegenseitig ihr Staatsgebiet. Jedenfalls hatten Czernins Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg und so gedachten er und Kaiser Karl, durch persönliche Einwirkung auf Kaiser Wilhelm ihr Ziel zu erreichen. Das Kaiserpaar stattete am 3. April in Homburg Kaiser Wilhelm und der deutschen Kaiserin einen Besuch ab, bei dem Besprechungen zwischen den beiden Herrschern, Czernin, Bethmann-Hollweg, Hindenburg und Ludendorff stattfanden. Jetzt erfolgte aber die entschiedene Ablehnung des österreichischen Vorschlages, obgleich nun Czernin bereit war, das zukünftige Polen noch um Teile Galiziens zu vergrößern. Auch ein späterer Versuch Kaiser Karls, auf den Kronprinzen in diesem Sinne einzuwirken, blieb ohne Erfolg.

Nach diesem Fehlschlag suchte Czernin das deutsche Hauptquartier und die Berliner Regierung auf andere Weise zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er gedachte, die Unmöglichkeit zu erweisen, daß Österreich-Ungarn noch länger die Lasten des Krieges ertragen könne. Zu diesem Zweck verfaßte er die Denkschrift vom 12. April, in der er die wirtschaftliche Notlage der Monarchie und die Stimmung der Bevölkerung mit starker Übertreibung in den düstersten Farben schilderte. Er erklärte, daß Deutschland über den Spätsommer 1917 hinaus nicht mehr mit der Teilnahme Österreich-Ungarns an dem Kriege rechnen dürfe. Diese Denkschrift wurde am 13. April in Kreuznach dem deutschen Kaiser überreicht. Allein Czernin suchte nicht nur auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen, er war auch bemüht — und das ist wohl der schwerste Verstoß gegen das Bündnis mit Deutschland, den man ihm zur Last legen kann —, auf die deutschen Abgeordneten einzuwirken, um in dem deutschen Reichstag eine dem Frieden günstige Stimmung zu erzeugen. Durch den österreichischen Abgeordneten Wassilko ließ er den Mitgliedern des deutschen Zentrums Südekum und Erzberger Nachrichten über den drohenden Zusammenbruch Österreich-Ungarns zukommen. Der Abgeordnete Erzberger wurde überdies am 23. April in Baden von Kaiser Karl empfangen und erhielt am folgenden Tag eine Mappe mit seinen Schriften, die er in Baden zurückgelassen hatte, zugestellt. In dieser Mappe befand sich auch die geheime Denkschrift Czernins, die nur für Kaiser Wilhelm und dessen vertraute Ratgeber bestimmt gewesen war. Erzberger machte nun einige Monate später einem größeren

Kreise von Zentrumsabgeordneten von dem Inhalt der Denkschrift Mitteilung und so drangen die sehr übertriebenen Darlegungen Czernins über die Lage in Österreich in die Öffentlichkeit und gelangten vor allem zur Kenntnis der französischen und englischen Regierung. Mit einem Schlage waren nun die Aussichten auf einen Verständigungsfrieden gesunken, in Paris wie in London befestigte sich immer mehr die Überzeugung, daß man nur mehr kurze Zeit im Kriege verharren müsse, um die Mittelmächte zum völligen Zusammenbruch zu bringen und einen Vernichtungsfrieden erreichen zu können.

Trotz dieses Wandels sind von den Staaten der Entente noch verschiedene geheime Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten geführt worden, allein es waren doch zumeist nur Scheinverhandlungen, hinter denen kein ernster Wille stand. Zu den Sozialistenkonferenzen in der Schweiz und in Stockholm kamen nur die österreichischen und deutschen Sozialistenführer, nicht aber die englischen und französischen, denen ihre Regierung die Pässe verweigerte. Auch die Friedensnote des Papstes vom 1. August 1917, die eine Beendigung des Krieges ohne Gebietserwerbung und Entschädigungen vorschlug und vor allem eine Verständigung zwischen England und Deutschland einleiten sollte, blieb ohne rechten Widerhall auf Seite der Entente. (Vgl. Ludendorff, Urkunden XIX. — Erzberger, Erlebnisse, S. 269 ff. — ***[M. Muret.] La paix des empires centraux, w. o. S. 304 ff. — F. Meinecke. Kühlmann u. d. päpstliche Friedensaktion v. 1917. Berlin 1928. — F. v. Lama. Die Friedensvermittlung Papst Benedikts XV. und ihre Vereitelung durch den deutschen Reichskanzler Michaelis. München 1932. — M. Graf Montgelas. War im Sommer 1917 ein Verständigungsfriede möglich? Berl. Mh. X. 1932. S. 640 ff. — J. Müller. Das Friedenswerk der Kirche in den letzten drei Jahrhunderten. I. Bd. Berlin 1927, S. 219 ff. — Fester, K. Karl, S. 188 ff. u. Politische Kämpfe, S. 80 ff. — H. Johnson. Vatican diplomacy in the World War. Oxford 1935.)

Gerade als die Verhandlungen des Prinzen Sixtus durch die Einsprache Italiens gegenstandslos geworden waren, setzten merkwürdigerweise neue Vermittlungsversuche ein, die von dem französischen Generalstabsoberst Goubet ausgingen. Mitte Juni 1917 erhielt der österreichische Graf Revertera durch Vermittlung des Schweizer Arztes Dr. Reymond die Anfrage, ob er in der Lage wäre, mit Vorschlägen der französischen Regierung an Kaiser Karl heranzutreten. Er bekam dann Mitte Juli von Czernin Richtlinien für diese Verhandlungen und traf wenige Tage später mit einer neutralen Mittelsperson in Freiburg in der Schweiz zusammen. Erst bei der zweiten Besprechung am 7. August erschien der französische Unterhändler; es war dies Major Graf Abel Armand, der mit den französischen Ministern Painlevé und Ribot in London über ein Sonderfriedensangebot verhandelt hatte. Die französische Regierung verfolgte auch jetzt das Ziel, Österreich-Ungarn von Deutschland zu trennen, und ließ durch Revertera, der am 22. August wieder mit Armand in Freiburg zusammentraf, ihre Friedensvorschläge Czernin übermitteln; man wollte sich in Paris, wo man noch nicht die Wünsche der tschechischen und südslavischen Emigranten (vgl. 223 ff.) bezüglich der Auflösung der Donaumonarchie zu erfüllen gedachte, mit einem föderativen Umbau des habsburgischen Staates, der Abtretung des Trentino und der Stadt Triest an Italien, der Wiederherstellung Rumäniens und Serbiens sowie mit der Schaffung eines polnischen Staates mit den Grenzen von 1772 zufrieden geben. Den Hauptverlust, die Abtretung Elsaß-Lothringens, die Räumung Belgiens, die Entmilitarisierung des

linken Rheinufers und die Preisgabe Helgolands sollte das Deutsche Reich auf sich nehmen, dem man bezüglich der Kolonien entgegenkommen wollte. (Vgl. Fester, Politische Kämpfe, S. 108 ff.) Czernin ging auf diese Vorschläge nicht ein, so daß die Verhandlungen ins Stocken gerieten und erst im Jänner 1918 auf Betreiben der französischen Regierung wieder aufgenommen wurden. Jetzt war man in Paris unter dem Eindruck des Durchbruches von Flitsch und Karfreit (vgl. S. 153 ff.) sogar zu größerem Entgegenkommen geneigt, freilich in der Voraussetzung, daß sich Österreich vom Deutschen Reiche trenne. Da jedoch Czernin an der Formel „Friede ohne Annexionen" festhielt, wurden die Verhandlungen im März 1918 eingestellt.

Ende 1917 hatte auch die englische Regierung mit Wien eine Verbindung anzuknüpfen versucht; Lloyd George hatte den Burengeneral Smuts und seinen Sekretär M. Philipp Kerr nach Genf entsendet, Czernin hatte den in London sehr beliebten, mit dem englischen Königshaus entfernt verwandten ehemaligen Botschafter Grafen Mensdorff-Pouilly mit der Führung der Verhandlungen betraut. Smuts versuchte gleichfalls, die österreichische Regierung durch weitestgehende Anerbieten zu ködern. Von einer „Zerstückelung" der Donaumonarchie sei keine Rede, sie müsse nur ein Föderativstaat werden, aber nicht unter der Führung der deutschen Stämme, sondern der Slaven. Mit Serbien, Rumänien und Polen sollte der neue Staat ein enges Bundesverhältnis herstellen. Die Forderung Czernins nach Zuziehung Deutschlands wurde jedoch abgelehnt, so daß auch diese Verhandlungen scheiterten. (Vgl. die authentischen Berichte Berl. Mh. XV. 1937, S. 401—419, XVI. 1938, S. 64—67. — Ludendorff, Urkunden. XXI/5. — Cramon u. Fleck, Schicksalsbund, S. 203. — Glaise-Horstenau, Katastrophe, S. 159 ff. — Fester, Politische Kämpfe, S. 138 ff.)

Czernin hatte damals die Wahl zwischen dem Anerbieten Englands und den Friedensvorschlägen des Präsidenten Woodrow Wilson, der am 8. Jänner 1918 in einer Botschaft an den amerikanischen Senat seine vierzehn Punkte verkündet hatte. Er entschied sich für Verhandlungen mit Wilson, die durch Vermittlung des Königs von Spanien eingeleitet werden sollten. Kaiser Karl wandte sich Mitte Februar 1918 an König Alfons XIII. mit der Bitte, eine Aussprache mit Abgesandten Wilsons zustandezubringen; er sei mit den Forderungen Wilsons einverstanden. Die Antwort des Präsidenten war jedoch vorsichtig zurückhaltend, und bevor es zur Fortsetzung der Verhandlungen kam, führte das Bekanntwerden der Sixtus-affaire den Sturz Czernins und damit die Lösung dieser Verbindung herbei. Ebenso ergebnislos blieben die Verhandlungen des Professors Dr. Lammasch mit Prof. Herron, einem Vertrauten Wilsons, und die vor dem Zusammenbruch Ende August 1918 unternommenen Versuche Kaiser Karls, durch die Sendung des Freiherrn Leopold von Chlumetzky in die Schweiz neuerdings Beziehungen zu der französischen Regierung anzuknüpfen. (Vgl. über die Stellung Czernins zu den Vorschlägen Wilsons, O. Czernin, Im Weltkrieg, w. o. S. 256 ff. — ***[M. Muret.] La paix des empires centraux, w. o. S. 317 ff. — Papers, relating to the Foreign Relations of the United States 1918. Suppl. I. The World War. 2 Bde. Washington 1933. Dazu vgl. A. v. Cramon. Kaiser Karl u. Präsident Wilson. Berl. Mh. XI. 1933. S. 1148—1156. — Baker. W. Wilson, w. o. VII. Bd. New-York 1939. — Werkmann, Deutschland als Verbündeter. S. 232 ff. — Herron. Heinrich Lammasch's Suggestion for peace in Bern 1918. In M. Lammasch, Aufzeichnungen, w. o. S. 186—197. — Fester, Polit. Kämpfe. S. 145 ff.)

10. Innenpolitik und wirtschaftliche Verhältnisse.

Vgl. Bibliogr. z. Gesch. Österreich-Ungarns. Weltkriegsbücherei, Vtjh. 2/3, w. o. S. 88 ff., 96 ff., daselbst das Verzeichnis der Tageszeitungen u. Periodica. — O. Spann. Bibliographie d. Wirtschafts- u. Sozialgesch. d. Weltkrieges. Carnegie-Stiftung. Österr. u. ungar. Serie. Wien 1923.

Vgl. die Gesetze u. Verordnungen in der Amtlichen Wiener Zeitung 1914 ff. — A. Koller, Ausnahmsgesetze und Verordnungen für den Kriegsfall. Wien 1914. — Systemat. Übersicht d. wirtschaftlichen Gesetzgebung Österreichs seit Kriegsbeginn. Wien 1915 ff. — Denkschrift über die v. d. k. k. Regierung aus Anlaß des Krieges getroffenen Maßnahmen. 4 Teile (1914—Juli 1917). Wien 1915—1918. — K. Frieberger, Die österreichischen Ernährungsvorschriften. Wien 1917. — A. Lehmann, Kriegswirtschaftl. Verordnungen. Wien 1917, mit Nachtrag 1918. — Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Abgeordnetenhauses. 22. Session, 4 Bde. Anhang Bd. 1—7 und Beilagen. Wien 1917—18. — Protokolle des ungar. Abgeordnetenhauses. Budapest 1914—1918 und Beilage des Budapesti Közlöny. — Amts- und Verordnungsblätter der einzelnen Ministerien und Landesregierungen. — Berichte u. Denkschriften der Handels- und Gewerbekammern sowie der Konsularämter.

Vgl. ferner sämtliche auf S. 8 ff. angeführten Quellenwerke zur Geschichte d. Weltkrieges. — Tisza. Briefe, w. o. — Der Briefwechsel des Grafen Tisza mit dem österr. Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh vgl. in Gratz-Schüller, Wirtschaftspolitik, s. u. S. 223 ff. — Andrássy. Diplomatie u. Weltkrieg. S. 221 ff. — Czernin. Im Weltkrieg; Burián. Drei Jahre; Krauß, Ursachen; Cramon, Österr.-ung. Bundesgenosse; Cramon u. Fleck. Deutschlands Schicksalsbund; Bardolff. Soldat im alten Österreich; Polzer-Hoditz. Kaiser Karl; Werkmann, Deutschland als Verbündeter, w. o. — H. Lammasch. Seine Aufzeichnungen, sein Wirken u. seine Politik. Hrsg. v. M. Lammasch u. H. Sperl. Wien-Leipzig 1922.

Glaise-Horstenau. Katastrophe, w. o. — L. Windischgrätz. Vom roten zum schwarzen Prinzen. Berlin 1920. — Glaise-Horstenau in Schwarte, Großer Krieg, V. Bd. 301 ff., 455 ff. — J. Redlich. Österreichische Regierung u. Verwaltung im Weltkriege. Carnegie-Stiftung. Österr. u. ungar. Serie. Wien 1925. — E. Köhn. Österr.-ungarische Politik der Jahre 1916—1918. Diss. Münster 1936.

Vgl. die Literatur über den Mitteleuropagedanken in der Bibliographie der Weltkriegsbücherei, w. o. S. 86 ff. — E. Barczas. Bibliographie der mitteleuropäischen Zollunionsfrage. Budapest 1917. — F. Naumann, Mitteleuropa. Berlin 1915. — Th. Heuß. Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Stuttgart 1937. — A. Ritter. (K. v. Winterstetten.) Die neue Lage in Österreich und die Deutschen. Graz 1917. — P. Samassa. Die deutsch-österr. Politik während d. Krieges. Graz 1917. — P. Molisch. Geschichte d. deutschnationalen Bewegung in Österreich. Jena 1926. S. 238 ff. — Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. (Flugschriften zum Neuaufbau Österreichs.) Wien-Warnsdorf 1915 ff. — E. Pistor. Die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns u. d. Verständigung mit Deutschland. Berlin 1915. — G. Gratz u. R. Schüller. Die äußere Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns. Mitteleurop. Pläne, Carnegie-Stiftung. Wien 1925. — G. Stolper. Deutsch-österreichisch-ungarischer Wirtschaftsbund.

Archiv f. Sozialwiss. u. Sozialpolitik, 43. Bd. 1916. S. 171—217. — Ders. Das mitteleuropäische Wirtschaftssystem. Wien-Leipzig 1917. — Die wirtschaftliche Annäherung zwischen d. Deutschen Reich und seinem Verbündeten. Hrsg. v. H. Herkner. 3 Teile. Schriften d. Ver. f. Sozialpolitik. 155. Bd. München 1916. — R. Frh. v. Battaglia. Die wirtschaftl. Annäherung zwischen d. Zentralmächten u. d. wirtsch. Zukunft Polens. 1. Bd. Ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis zwischen Österreich-Ungarn u. Deutschland. Wien 1917. — J. Szterényi. Ungarn u. Deutschland. Jena 1917. — Verhandlungen d. mitteleurop. Wirtschaftskonferenz in Budapest 1916. Leipzig 1917. — K. v. Cserny. Deutsch-ungarische Beziehungen. Leipzig 1915.

Der österreichische Volkswirt. Wien 1914—1918. — Statistische Monatsschr. 2. Folge, Jahrg. 38—43. Wien 1914 ff. — R. Riedl. Die Industrie Österreichs während d. Krieges. Carnegie-Stiftung. Wien 1932. — E. Homann-Herimberg. Die Kohlenversorgung in Österreich während d. Krieges. Ebd. 1925. — E. Goldschmid. Die wirtsch. Kriegsorganisationen Österreichs. Wien 1919. — H. Witteck. Die kriegswirtschaftl. Organisationen u. Zentralen in Österr. Ztschr. f. Volkswirtsch., Sozialpol. u. Verwaltung. N. F. II. Bd. 1922, S. 94 ff., 226 ff., 693 ff. — G. Stolper. Die kriegswirtsch. Vorgänge u. Maßnahmen in Österreich. Ebd. 24. Jahrg. 1915. S. 1—113. — K. Janowsky. Die Wollindustrie in d. Kriegs- und Übergangswirtschaft. Reichenberg 1918. — Enderes, Ratzenhofer u. Höger. Verkehrswesen im Kriege. Carnegie-Stiftung. Wien 1931. — V. Krakauer. Das österr. Verkehrswesen im Kriege. Weltwirtschaftl. Archiv. 11. u. 12. Bd. 1917—1918. — A. Popovics. Das Geldwesen im Kriege. Carnegie-Stiftung. Wien 1925. — J. v. Teleszky. A magyar állam pénzügyei a háború alatt. (Die Finanzwirtsch. Ungarns im Kriege.) Carnegie-Stiftung. Ungar. Serie. Budapest 1927. — E. Hantos. Volkswirtschaft u. Finanzen im Weltkrieg mit besond. Rücksicht auf Österreich-Ungarn. Göttingen 1915. — H. Köppe, Die Kriegsanleihen Deutschlands u. Österreich-Ungarns. Jahrbücher f. Nationalök. 106. Bd. 1916, S. 449—491, 110. Bd. 1918, S. 167—212. — W. Winkler. Die Einkommensverschiebungen in Österreich während d. Weltkrieges. Carnegie-Stiftung. Wien 1930. — A. Madlé. Die Besoldungsverhältnisse d. österreichischen Staatsbeamten 1914—1920. Wien 1920. — F. Exner. Krieg u. Kriminalität in Österreich. Carnegie-Stiftung. Wien 1927. — G. Gratz und R. Schüller. Der wirtschaftliche Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Die Tragödie der Erschöpfung. Ebd. Wien 1930. — O. Landwehr. Hunger. Die Erschöpfungsjahre d. Mittelmächte 1917—1918. Wien 1931. — F. Wieser. Der Kampf gegen den Hunger in Österreich. Österr. Rdsch. 61. Bd. 1919. S. 241—250. — F. Gärtner. Die Brotversorgung in Österreich. Arch. f. Sozialwissensch. u. Sozialpol. 43. Bd. 1916. S. 610—664. — F. Klezl. Die Preisentwicklung wichtiger Lebensmittel u. Bedarfsmittel in Wien 1914—1920. Statist. Monatsschr. 3. Folge, III. Jahrg. 1921. S. 1—34. — H. Loewenfeld-Ruß. Die Regelung der Volksernährung im Kriege. Carnegie-Stiftung. Wien 1926. — Cl. v. Pirquet. Volksgesundheit im Kriege. 2 Tle. Carnegie-Stiftung. Wien 1926. — F. Hanusch. Die Regelung d. Arbeitsverhältnisse im Kriege. Carnegie-Stiftung. Wien 1927. — J. Deutsch. Geschichte d. österr. Gewerkschaftsbewegung. 2. Bd. Wien 1932. Mit dem Verzeichnis der sozialdemokratischen Literatur auf S. 311 ff. — H. Kerchnawe. Die Militärverwaltung in den von d. österr.-ungar. Truppen besetzten Gebieten. Carnegie-Stiftung. Wien 1928.

Bei Beginn des Krieges befand sich der österreichische Ministerpräsident Graf Karl Stürgkh in der ihm günstig scheinenden Lage, daß der Reichsrat seit März 1914 vertagt war und die Regierung daher alle für den Ausnahmszustand des Krieges notwendigen Verordnungen auf Grund des § 14 herausgeben konnte. Für die am 25. Juli 1914 verlautbarte Einschränkung der staatsbürgerlichen Rechte bestand überdies eine aus dem Jahre 1869 stammende gesetzliche Grundlage. Durch den Erlaß aller dieser Verordnungen wurde den Militärbehörden eine diktatorische Gewalt eingeräumt, die für eine einheitliche Führung und für die Regelung der Verhältnisse im Innern des Staates notwendig war.

Allein gerade diese Überleitung der Verwaltungsrechte auf die Militärbehörden, von denen das mit Beginn des Krieges geschaffene „Kriegsüberwachungsamt" besondere Bedeutung erlangte, ließ sofort den scharfen Gegensatz erkennen, in dem sich der größte Teil der Generalität und des Offizierskorps zu der seit mehr als drei Jahrzehnten befolgten innenpolitischen Richtung befunden hatte. In dem Aufbau des k. u. k. Heeres hatte sich immer das deutsche Element als die tragende Kraft erwiesen, während die den Bestand der Monarchie gefährdenden Bestrebungen der slavischen Völker allen, sei es denn in Galizien, in Böhmen und Mähren oder in Bosnien garnisonierenden Offizieren wohl bekannt geworden waren. Die Armee hatte daher die slavenfreundliche Politik der Wiener Regierungen, die eine allmähliche Zurückdrängung des Deutschtums bewirkt hatte, niemals gebilligt und so war die Übernahme innenpolitischer Aufgaben durch das AOK. gleichzeitig mit einer scharfen Wendung gegen das Slaventum, vor allem gegen die Tschechen, die sich zuerst als unzuverlässig zeigten, verbunden.

Stimmten das AOK. und Ministerpräsident Stürgkh in der Auffassung des Staatsabsolutismus und in der Wertung des deutschen Stammes als wichtigster Stütze desselben überein, so ergaben sich doch infolge des Hervortretens der militärischen Gewalt sofort Reibungen mannigfacher Art und Stürgkh empfand die Zurückdrängung der zivilen Verwaltung um so peinlicher, als Ungarn auch in dieser Beziehung seine Sonderstellung wahrte und Graf Tisza die Machtbefugnisse des „Kriegsüberwachungsamtes" für die östliche Reichshälfte nicht anerkannte. Es entspann sich daher sehr bald nach Beginn des Krieges ein mit zäher Hartnäckigkeit geführter Kampf zwischen Stürgkh und dem AOK., das nicht nur in den Kriegsgebieten, sondern auch in Böhmen eine Militärdiktatur errichten wollte. Der Kaiser lehnte jedoch auf Rat Stürgkhs diese Maßnahme ab. Galizien, die benachbarten Teile von Mähren und Schlesien, sowie die Bukowina wurden selbstverständlich unter militärische Verwaltung gestellt, ebenso seit 1915 die an Italien grenzenden Länder der Monarchie. Auch das Verkehrswesen mußte ganz dem militärischen Bedarf dienstbar gemacht werden, endlich wurde auch die zivile Gerichtsbarkeit durch die Einführung des Standrechtes und die Einrichtung der Militärgerichte in bedeutendem Maße eingeschränkt. Die Geschworenengerichte wurden nicht nur für die Kriegsgebiete, sondern für die ganze österreichische Reichshälfte mit Beginn des Weltkrieges eingestellt.

Alle diese Maßnahmen entsprangen hauptsächlich dem tiefen Mißtrauen, das man sowohl von Seite der Militärbehörden als auch in der hohen Beamtenschaft der Haltung der slavischen Stämme entgegenbrachte. Dieses Mißtrauen war, wie die Erfahrungen auf den Kriegsschauplätzen lehrten, berechtigt und führte dazu, daß auch im Hinterlande, vor allem in Böhmen eine scharfe polizeiliche Überwachung aller verdächtigen Persönlichkeiten, eine weitgehende Zensur der Zeitun-

gen und des schriftlichen Verkehrs einsetzte. Sicher hat dieses oft schroffe Vorgehen die bestehenden Spannungen vermehrt; auch der Hochverratsprozeß gegen die ehemaligen Abgeordneten Dr. Karl Kramař und Rašin erwies sich insofern als verfehlt, als er auf Grund ungenügend vorbereiteten Materials geführt wurde, so daß der Kaiser von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch machte und die Todesurteile in Kerkerhaft umgewandelt hat. An die wahren Urheber der hochverräterischen Umtriebe ist man nicht herangekommen. Trotz aller polizeilichen Maßnahmen des AOK. gelang es den Führern der tschechisch-nationalen und der radikal-sozialistischen Parteien doch, ihre Agitation auszubreiten, sogar in die Kasernen zu tragen und Verbindungen mit dem feindlichen Ausland herzustellen.

Aber nicht nur bei den Tschechen und bei den übrigen slavischen Stämmen, auch bei den Deutschen Österreichs, vor allem in der Bevölkerung Wiens, der großen Städte und der Industriebezirke, ja sogar bei der kleinbäuerlichen Bevölkerung nahm die Entwicklung der politischen Willensbildung im Sinne des Sozialismus einen von der Regierung nicht vorausgesehenen schnellen Verlauf, und da die sozialdemokratische Partei als die einzige Vertreterin sozialistischer Ideen erschien, nahm ihre Anhängerschaft in ungeahnter Weise zu. Stürgkh glaubte jedoch, auch den Schwierigkeiten, die mit den sozialen Forderungen zusammenhingen, am leichtesten durch die Ausschaltung des Reichsrates zu entgehen. Allein er erkannte nicht, daß diese Maßnahme nur dann über den Wert eines bequemen Auskunftsmittels hinausgegangen wäre, wenn er es verstanden hätte, die mangelnde Mitwirkung der Volksvertretung durch wahrhaft staatsmännische Taten zu ersetzen. Der Ministerpräsident stützte sich zwar hauptsächlich auf die deutschen Parteien, aber dennoch konnte er sich nicht entschließen, die schon im Frühjahr 1915 in der Osterbegehrschrift der Deutschen Parteien und von dem Deutschen Nationalverband erhobenen Forderungen nach einem Verfassungoktroi mit unbedingter Wahrung des deutschen Staatscharakters der Donaumonarchie und nach Ausgestaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses zu einem staatsrechtlichen Verhältnis im Sinne Bismarcks zu erfüllen. Dazu wäre nach dem siegreichen Durchbruch bei Gorlice-Tarnów (vgl. S. 108 ff) im Mai 1915 die beste Gelegenheit gewesen. Vielmehr zog er es vor, mit den gewohnten kleinen Mitteln zu arbeiten, und daß er auch in dieser großen Zeit die Politik des „Fortwurstelns" betrieb, das ließ die Sperre des Parlaments zu einem Fehlschlag werden.

So entbehrte Graf Stürgkh vollständig des Rückhaltes in der Bevölkerung und der gefestigten Stellung, über die der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza gebot. Nicht nur, daß Tisza die ungleich kraftvollere und bedeutendere Persönlichkeit war, er vermochte auch aus dem Umstande, daß er sich auf den Willen seines Volkes berufen konnte und das Verfassungsleben Ungarns während des Krieges ungestört im Gange war, den größten Nutzen für die Stellung seines Landes zu ziehen. Denn eigentlich war mit Kriegsbeginn die dualistische Staatsform zerbrochen worden; da in Österreich keine Volksvertretung tagte, konnten die Delegationen nicht einberufen werden und jede der beiden Reichshälften war auf ihr Sonderdasein verwiesen. Dieser Umstand begünstigte in höchstem Maße die Selbständigkeitsbestrebungen Ungarns, und während nach Außen hin die Armee noch wie ein schützender Mantel den Gesamtstaat umschloß, war im Innern schon der Zerfall eingetreten.

Die wachsende Überlegenheit Ungarns machte sich besonders auf wirtschaftlichem Gebiete geltend. Das Land gewann als Kornkammer des Reiches im Kriege

ausschlaggebende Bedeutung, seine reichen Naturschätze wurden unentbehrlich für die Versorgung und Ausrüstung des Heeres. Bei den Verhandlungen über die Erneuerung des Ausgleiches trat diese Vormachtstellung Ungarns ebenso hervor wie bei den Beratungen über einen engen wirtschaftlichen Zusammenschluß Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reiche. Als der Krieg begonnen hatte, war noch der 1907 zwischen Österreich und Ungarn geschlossene Ausgleich in Geltung gewesen, der nach zehnjähriger Dauer, also im Jahre 1917 ablaufen sollte. Deshalb wurden im Jänner 1916 die Besprechungen über einen neuen Ausgleich aufgenommen. Sie gestalteten sich außerordentlich schwierig, da Graf Tisza für Ungarn weitgehende Forderungen, besonders für den Fall einer Angliederung Polens erhob. Schon vor Beginn dieser Ausgleichsberatungen waren aber Verhandlungen eingeleitet worden, die den Zusammenschluß der Mittelmächte, Deutschlands und Österreich-Ungarns, zu einem großen Wirtschaftskörper zum Ziele hatten. Es waren die Gedanken Friedrich Lists und Karl Brucks, die durch Friedrich Naumann wieder belebt und in zahlreichen Schriften erörtert wurden. (Vgl. vor allem F. Naumann, Mitteleuropa, w. o.) Unter dem Druck der öffentlichen Meinung entschlossen sich auch die Regierungen der Mittelmächte zu offiziellen Verhandlungen, die mit einer Zusammenkunft Buriáns mit Bethmann-Hollweg in Berlin und mit einer Denkschrift des deutschen auswärtigen Amtes vom 13. November 1915 eingeleitet wurden. Darin trat das Endziel, die Schaffung eines einheitlichen gewaltigen Wirtschaftskörpers, klar zutage, der erste Schritt sollte der Abschluß eines dreißig Jahre geltenden Zollbündnisses sein. Gegenüber diesen weitgehenden Vorschlägen verhielten sich die Regierungen Stürgkh und Tisza zurückhaltend, besonders Tisza betonte, daß die Verhandlungen mit Deutschland erst nach Abschluß des Ausgleichs zu Ende geführt werden sollten. Allein von deutscher Seite wünschte man dringend die Fortführung der Besprechungen und schon im Mai 1916 wurde eine Kommission gebildet, die ein einheitliches Zolltarifschema ausarbeiten sollte. Man erhoffte von einem engen wirtschaftlichen Zusammenschluß nicht nur die günstigste Wirkung auf die weltwirtschaftliche Stellung der Mittelmächte, sondern auch auf die Entwicklung ihrer Handelsbeziehungen zu den Staaten Ost- und Südosteuropas. Die Verhandlungen wurden im Sommer 1916 fortgesetzt, aber auf Seite der österreichischen Unterhändler brachte die Sorge, daß bei einer Zollunion mit dem Deutschen Reiche die heimische Industrie erdrückt werden könnte, immer wieder neue Hemmungen. Gleichzeitig liefen die Beratungen über den Ausgleich mit Ungarn und auch da ergaben sich fortwährend neue Schwierigkeiten. (Vgl. über die gesamte Frage die auf S. 187 f. angegebene Literatur und die Denkschrift des Ministeriums des Äußeren: Die wirtschaftliche Annäherung der Mittelmächte. Wien 1917.)

Inzwischen hatte sich die innenpolitische Lage immer ungünstiger gestaltet. Graf Stürgkh hatte, ungeachtet aller Mahnungen, an seiner Absicht, ohne Parlament zu regieren, festgehalten. Schon im Oktober 1915 hatte eine Abordnung der drei Parteien des Herrenhauses dem Ministerpräsidenten eine Denkschrift überreicht und auf die wirtschaftlichen Mißstände sowie auf die Notwendigkeit einer großzügigen Lösung aller durch den Krieg zur Reife gebrachten Fragen der Innenpolitik hingewiesen. Aber gerade das war es, was der Regierung Stürgkh mangelte, ein festes, von großen Gesichtspunkten geleitetes Programm und die nötige Tatkraft, das Gewollte auch durchzuführen. Im Sommer 1916 verstärkten sich die gegen das Regierungssystem Stürgkhs gerichteten Angriffe, in Ungarn forderte

man die Einberufung der Delegationen. Unter dem Druck der allgemeinen Mißstimmung erwog Stürgkh die Wiederbelebung des Parlamentes, da raffte ihn die Kugel eines radikal-sozialdemokratischen Politikers hinweg. Er wurde am 21. Oktober 1916 von Dr. Friedrich Adler, dem Sohne Viktor Adlers, des Begründers der sozialdemokratischen Partei in Österreich, in Wien erschossen. (Friedrich Adler vor d. Ausnahmsgericht. Berlin 1919.)

Sein gewaltsamer Tod mag den Kaiser, dessen Leben sich dem Ende zuneigte, schwer erschüttert haben. Er berief jetzt Dr. Ernst Körber, der ihm und dem Staate so viele treue und wertvolle Dienste geleistet hatte, zur Führung in diesen gefahrdrohenden Zeiten. Körber nahm sofort die Verhandlungen über den Ausgleich mit der ungarischen Regierung auf und gedachte, sich durch die Einberufung des österreichischen Parlamentes stärkeren Rückhalt zu verschaffen. Aber bevor er noch an die Verwirklichung seiner politischen Pläne herantreten konnte, starb am 21. November 1916 Kaiser Franz Joseph. Merkwürdigerweise hatte man trotz des hohen Alters des Monarchen keine Vorsorge für den Fall seines Todes getroffen und so kam es, daß die erste Kundgebung des neuen Herrschers, das Thronmanifest Kaiser Karls, in aller Eile verfaßt werden mußte und daher tiefe Gedanken und grundlegende Ideen vermissen ließ.

Sogleich nach dem Thronwechsel setzte ein erbitterter Kampf zwischen den beiden Ministerpräsidenten Körber und Tisza ein, die beide vom Kaiser in ihrem Amte bestätigt worden waren. Schon in den Morgenstunden des 22. November erschien Graf Tisza in Audienz bei dem Kaiser und bewog ihn, seinen Vorschlag, sich in Budapest krönen zu lassen und den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten, anzunehmen. Damit hatte Kaiser Karl einen Entschluß gefaßt, dessen Tragweite ihm in diesen ersten Stunden seiner Regierung wohl nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Es war damit die Absage an alle Pläne verbunden, die eine Umgestaltung der Monarchie unter Berücksichtigung der südslavischen Forderungen zum Inhalte hatten. (Vgl. Polzer-Hoditz, Kaiser Karl, S. 170 ff.) Der Kaiser hatte sich von dem bezaubernden Bilde einer von dem Jubel der ungarischen Bevölkerung getragenen Krönungsfeier gefangen nehmen lassen und glaubte, den sich aus der Eidesablegung ergebenden staatsrechtlichen Schwierigkeiten auf die einfache Weise zu entgehen, daß er die Absicht aussprach, nicht nur einen Eid auf die österreichische Verfassung, die doch mit der ungarischen in Widerspruch stand, zu leisten, sondern sich auch in Prag zum König von Böhmen krönen zu lassen. Er war sich nicht bewußt, daß es sich hier um die schwierigsten Probleme handelte, die man nicht durch äußerliche Gesten lösen konnte. Übrigens wurde nur die ungarische Krönung vollzogen. Am 30. Dezember 1916 setzte der Fürstprimas von Ungarn unter Beihilfe des Grafen Tisza als Stellvertreter des Palatins dem Kaiser die Krone des Heiligen Stephan in der Krönungskirche zu Ofen auf das Haupt; aber weder die Eidesleistung in Wien noch die Krönung in Prag sind zur Tat geworden.

Unter diesen Umständen war es Tisza ohne viel Schwierigkeiten gelungen, den Rücktritt des österreichischen Ministerpräsidenten Dr. Körber, der sich bei den Ausgleichsverhandlungen als ein zäher und erfahrener Gegner erwiesen hatte, herbeizuführen. Er kam mit seinen Angriffen einem uneingestandenen Wunsche Kaiser Karls entgegen, der für den ernsten, kenntnisreichen, oft als unbequemen Mahner erscheinenden Dr. Körber wenig Sympathie empfand. So blieb in diesem Zweikampf Tisza als die unzweifelhaft stärkere Persönlichkeit Sieger und Dr. Körber nahm am 15. Dezember seine Entlassung.

Allein auch Tiszas Erfolg war kein vollständiger, er war gleichsam nur durch die Rücksicht auf die bevorstehende Krönung bedingt gewesen. Die Persönlichkeit Tiszas, sein dämonisches, gewaltsames Wesen, sein strenges Bekenntnis zur reformierten Lehre Kalvins waren dem Kaiser und vor allem der Kaiserin nicht angenehm; schon die Ernennung des Prinzen Konrad Hohenlohe, eines entschiedenen Gegners des Grafen Tisza, zum gemeinsamen Finanzminister ließ erkennen, daß Kaiser Karl keineswegs gesonnen war, sich vollständig dem Einfluß des ungarischen Ministerpräsidenten zu beugen. Vielmehr trat sofort die Absicht des jungen Kaisers zutage, sich von der von seinem Großoheim befolgten politischen Richtung zu lösen und jene Pläne zu verfolgen, deren Durchführung Erzherzog Franz Ferdinand beabsichtigt hatte. Dementsprechend wurden in den nächsten Monaten die Ratgeber Kaiser Franz Josephs entlassen und an ihre Stelle traten jene Persönlichkeiten, denen einst Franz Ferdinand sein besonderes Vertrauen geschenkt hatte. Am einflußreichsten erscheint in diesen ersten Monaten der Regierung Kaiser Karls Graf Ottokar Czernin, der, als die Regierungsbildung durch Dr. Alexander von Spitzmüller gescheitert war, den Grafen Heinrich Clam-Martinitz, einen Vertreter des konservativen tschechischen Großgrundbesitzes, als Leiter der Regierung in Vorschlag bachte. Am 20. Dezember 1916 wurde das neue österreichische Ministerium ernannt; Czernin selbst übernahm am 22. Dezember die Leitung des Außenministeriums, während Burián an Stelle Hohenlohes gemeinsamer Finanzminister wurde. Hohenlohe trat sodann als erster Obersthofmeister in die nächste Umgebung des Kaisers.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses erste Kabinett Kaiser Karls, dem außer Dr. Spitzmüller, dem erfahrensten Kenners des ungarischen Ausgleichs, als Finanzminister noch bedeutende Persönlichkeiten wie Baernreither angehörten, einen ungleich politischeren Charakter trug, als die vorangehenden Regierungen Kaiser Franz Josephs; vor allem aber kam es dem Ministerium zugute, daß der Kaiser entschlossen war, die Allgewalt des AOK. einzuschränken und ihm den überragenden Einfluß auf Politik, Verwaltung und Rechtsprechung, den es unter der Leitung Conrads während der ersten zwei Kriegsjahre in der westlichen Reichshälfte ausgeübt hatte, zu entziehen. Es ist bemerkenswert, in welch hohem Maße alle Regierungshandlungen des Kaisers, besonders in dieser ersten Zeit seiner Tätigkeit, den Stempel seiner persönlichen Meinung trugen. Der Kaiser hatte als Thronfolger, begleitet von seiner Gemahlin, weite Gebiete der Monarchie und große Teile der Front aus eigenem Augenschein kennen gelernt und er hatte sich bemüht, auch mit den unteren Schichten der Bevölkerung und den einfachen Soldaten in Berührung zu treten. Gewiß hatte er auf diese Weise einen reichen Schatz persönlicher Erfahrungen gesammelt und er besaß auch den guten Willen, die unleugbaren Übelstände zu bessern. Allein ihm fehlte vollständig die Fähigkeit, die gewonnenen Eindrücke methodisch zu verarbeiten, das trügerische Spiel, das viele Leute mit ihm trieben, zu durchschauen und die Wahrheit zu erkennen; ihm mangelte vor allem jede staatsmännische Begabung. Er vermochte nicht einmal die Schwere der Probleme, vor deren Lösung er gestellt war, zu erkennen, und in einer fast naiven Art glaubte er, mit ein paar rasch gefaßten Entschlüssen oder dem Wechsel von Personen die größten Schwierigkeiten beseitigen zu können.

Die erste Aufgabe der Regierung Clam-Martinitz war die Fertigstellung des Ausgleiches, die am 24. Februar 1917 erfolgte; Tisza hatte es verstanden, für Ungarn sehr günstige Bestimmungen zu erzielen, die freilich niemals in Kraft

getreten sind. Sie hätten durch die Festsetzung einer Quote von 63.6 zu 36.4 %, die sich allmählich steigern sollte, keine geringe finanzielle Belastung der österreichischen Reichshälfte bedeutet. Auch in den ersten Monaten des Jahres 1917 war noch in allen Fragen der Innenpolitik die Stimme des Grafen Czernin entscheidend; er war anfangs dafür eingetreten, im Sinne der deutschnationalen Forderungen sowohl den Ausgleich, als auch die Neuordnung der Verfassung auf dem Wege eines Oktrois zu erledigen, doch änderte er plötzlich seine Anschauungen, vielleicht infolge der außenpolitisch immer fühlbarer werdenden Propaganda der Tschechen und der südslavischen Stämme, vielleicht auch unter der Entwicklung der russischen Revolution. Czernin entschloß sich im März 1917, dem Kaiser und der Regierung Clam-Martinitz die Einberufung des österreichischen Reichsrates vorzuschlagen.

Freilich standen der Ausführung seines Planes bedeutende innenpolitische Schwierigkeiten, vor allem der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen gegenüber. Die deutschen Parteien verlangten vor der Einberufung des Parlamentes die nationale Kreiseinteilung Böhmens, die Festsetzung der deutschen Staatssprache und eine Reform der parlamentarischen Geschäftsordnung auf auf dem Wege eines Oktrois, und als Czernin und Clam-Martinitz dagegen stimmten, kündigten die deutschnationalen Minister ihren Rücktritt an und ließen sich nur durch die Zusage des Ministerpräsidenten, die Notwendigkeit ihrer Forderungen anzuerkennen, zu einem weiteren Verbleiben in der Regierung bewegen. Hierauf wurde der österreichische Reichsrat, der im März 1914 verabschiedet worden war, für den 30. Mai 1917 einberufen.

Schon seine ersten Sitzungen, die von den programmatischen Erklärungen der Vertreter der einzelnen Volksstämme ausgefüllt waren, ließen erkennen, welch grundlegender Wandel sich in der Stimmung der Bevölkerung seit Beginn des Krieges vollzogen hatte. Der österreichische Staatsgedanke, wenn ihn auch Clam-Martinitz den Forderungen der neuen Zeit anzupassen versuchte, hatte jede beherrschende Kraft verloren; vor allem die Abgeordneten der Tschechen und Slowaken machten in ihrer am 30. Mai verlesenen Erklärung kein Hehl daraus, daß ihr oberstes Ziel die Herstellung eines demokratischen, tschecho-slowakischen Staates war und daß die habsburgische Monarchie nur als ein Bund gleichberechtigter Nationalstaaten weiter bestehen könne. Schon damals mußten sich einem schärferen Beobachter die Gefahren offenbaren, die aus dem Hinausstreben der Polen, Rumänen und Südslaven über die Grenzen des Staates, aus ihrer, dem Zentrum des Donauraumes abgewandten politischen Entwicklung für den Bestand Österreich-Ungarns erwuchsen.

Nur die Deutschen Österreichs waren, wie so oft in der Vergangenheit, die einzigen Träger eines österreichischen Staatsgedankens und sie hatten sich durch jahrhundertalte unermüdliche Aufbauarbeit und durch die schwersten Blutopfer im Weltkrieg das Recht erworben, diesen Staat im Sinne ihres Deutschtums zu gestalten. Für sie konnte es nur ein deutsches Österreich, eine deutsche westliche Hälfte der Donaumonarchie geben. Es wäre sinnlos gewesen, wenn sie mit unermeßlicher Hingabe an Leben und Gut eine Neuordnung des Staates bewirkt hätten, die dem Deutschtum feindlich gewesen wäre und nur den Vorteil der nichtdeutschen Stämme gedient hätte. Deshalb konnte das Programm des Grafen Clam-Martinitz, der die Gewährung weitgehender Rechte an die nichtdeutschen Stämme mit einem dynastischen Ziele, der Erhaltung der habsburgischen Monarchie, vorsah, nicht ihre Billigung finden. Dieser doppelte Gegensatz, in dem sich Clam-

Martinitz zu den Parteien des Reichsrates befand, verschärfte sich immer mehr, mochten auch die Sitzungen in scheinbarer Ruhe verlaufen und nur selten zum Schauplatz leidenschaftlichen nationalen Aufflammens werden. Es war vergeblich, daß er die nationale Opposition und die sozialdemokratische Partei durch den schriftlichen Verzicht auf die frühere Diktatur, durch die freiwillige Zurückziehung der drei auf Grund des § 14 erlassenen Verordnungen über die Verwaltungsrechte der militärischen Kommandostellen zu gewinnen suchte. Vergeblich blieb auch die Schaffung eines neuen Ministeriums für soziale Verwaltung, dessen Leitung Baernreither erhielt, und eines Ministeriums für Volksernährung unter General Höfer, sowie sein Bemühen, eine aus Vertretern aller Nationen zusammengesetzte Regierung zu bilden. Clam-Martinitz sah sich daher am 19. Juni 1917 genötigt, dem Kaiser die Gesamt-Demission seines Ministeriums zu melden. Versuche einer Umbildung des Kabinettes blieben ohne Erfolg, so genehmigte der Kaiser die Entlassung und betraute einen hohen Verwaltungsbeamten, seinen ehemaligen Lehrer Dr. Ernst von Seidler mit der Bildung und Führung eines neuen Ministeriums, das aus Beamten und Fachleuten bestand. Mochte auch Dr. Seidler den deutschen Parteien näher stehen als Clam-Martinitz, so bedeutete seine Regierung doch nur die mit geringeren Mitteln unternommene Fortsetzung der früheren Politik. Auch Seidler gab sich der Hoffnung hin, die Opposition im Reichsrat durch Abbau der Bestimmungen der Militärverwaltung zu bezwingen. In diesem Sinne fand er sich bereit, dem von Kaiser Karl überraschend gefaßten Entschluß einer politischen Amnestie zuzustimmen. Schon bei dem Empfang der Parteiführer am 21. Mai 1917 hatte der Kaiser die Revision der Hochverratsprozesse angekündigt, und als er Anfang Juli von einem Besuch der befreundeten deutschen Höfe zurückkehrte, kam während der Fahrt unter der Mitwirkung des Kabinettsdirektors Polzer-Hoditz der Amnestieerlaß zustande, der am 2. Juli den zahlreichen Häftlingen, die wegen ihrer politischen Haltung eingesperrt worden waren, die Freiheit wiedergab. Unter ihnen befanden sich die tschechischen Abgeordneten Dr. Kramař und Rašin, die in einem wahren Triumphzuge nach Prag geleitet wurden. Die Amnestie bedeutete für die Regierung Seidler allerdings eine Entlastung, da sonst Anfragen und Verhandlungen über die Militärgerichtsbarkeit im Reichsrat zu erwarten gewesen wären. Man hat auf diese Weise den Erlaß zu rechtfertigen gesucht, den man somit weniger als einen Schritt auf dem Wege zur Völkerversöhnung, sondern als ein augenblickliches Auskunftsmittel werten müßte. Der Kaiser und seine Ratgeber erzielten aber damit nicht den gewünschten Erfolg. Vielmehr wurde die Amnestie von den slavischen Politikern, vor allem von den Emigranten, als ein Zeichen der Schwäche betrachtet und es war auffallend, wie sehr sich seit dieser Zeit der Widerstand der Tschechen versteifte. Schon begannen sie, in allen wichtigen Entscheidungen den Anordnungen der Emigrantenführer Masaryk und Benesch zu folgen; so lehnten sie auch die Aufforderung, in die Regierung Seidler einzutreten und an der inneren Befriedung des Staates mitzuarbeiten, ab. Verständlich war, daß die Amnestie in der deutschen Bevölkerung und in der Armee tiefe Erbitterung hervorgerufen hat, zumal gerade in diesen Tagen durch Verrat der Tschechen und Slowenen an der Front gegen Rußland und Italien schwere Gefahren heraufbeschworen wurden. Interessant ist, daß die Kaiserin, die sonst einen sehr bedeutenden Einfluß auf die politischen Entschließungen des Kaisers ausübte, mit der Amnestie nicht einverstanden war; auch Czernin war ein Gegner, deshalb wurden die Vorbereitungen vor ihm vollständig geheimgehalten, so daß ihm der Entschluß des Kaisers über-

raschend kam und beinahe seinen Rücktritt herbeigeführt hätte. (Vgl. über das Zustandekommen des Erlasses, Polzer-Hoditz, Kaiser Karl, S. 421 ff.; Werkmann, Deutschland als Verbündeter, S. 97 ff.; daselbst die Denkschrift Seidlers, S. 99 ff. Beide Verfasser gehörten zu dem engeren Kreise der Berater Kaiser Karls. — Vgl. dazu Cramon, Bundesgenosse, S. 107 ff. — Cramon-Fleck, Schicksalsbund, S. 198 ff.)

In diesen Monaten geriet auch die anscheinend auf so festen Grundlagen beruhende Regierung Tisza in Ungarn ins Wanken. In steigendem Maße machte sich bei den auf dem Boden Ungarns wohnenden Serben und vor allem bei den Kroaten das Streben nach Vereinigung mit dem serbischen Mutterlande und nach Bildung eines eigenen südslavischen Staates geltend. Aber noch mehr drängten die brennenden Fragen der sozialen und politischen Spaltung unter den Magyaren zu einer Entscheidung. So bedeutend und kraftvoll die Persönlichkeit Tiszas auch war, so hat er durch sein starres Festhalten an den überlieferten Rechten der führenden Schichten sowohl das Industrieproletariat als die Kleinbauern und Landarbeiter zu erhöhtem Widerstande gereizt. Nahezu alle Politiker Ungarns, so Graf Julius Andrássy, Apponyi und der Führer der Linksparteien Graf Michael Károlyi, waren seine Gegner. Der Kampf ging um die Einführung des Wahlrechtes auch für die minderbemittelten Klassen; bisher hatten kaum 12 % der Gesamtbevölkerung das Wahlrecht ausgeübt. Es gelang sehr rasch, den Kaiser für das allgemeine Wahlrecht zu gewinnen, und man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß ihm diese Angelegenheit willkommenen Anlaß bot, um sich des Grafen Tisza, dieses starrsinnigen und oft rücksichtslosen Ratgebers, zu entledigen. Am 23. Mai 1917 suchte Tisza um seine Entlassung an, die ihm sofort bewilligt wurde. Die leidenschaftliche Hingabe an sein Vaterland, die Tisza stets beseelt hatte, ließ den alternden und fast erblindeten Mann dennoch nicht zur Ruhe kommen; er begab sich an die Front, um sein Vaterland gegen die Feinde zu verteidigen. Der Kaiser aber ernannte den ihm persönlich nahestehenden Grafen Moritz Eszterházy zum Ministerpräsidenten, der nun die Durchführung der Wahlrechtsreform betrieb. Dennoch fand er keineswegs genügenden Anhang, vielmehr wurde jetzt statt der Wahlrechtsreform immer dringender die vollkommene Trennung Ungarns von Österreich im inneren Aufbau des Heeres verlangt, und als am 20. August 1917 Dr. Alexander Wekerlé zum Nachfolger Eszterházys ernannt wurde, entschloß sich der Kaiser, grundsätzlich den ungarischen Wünschen nach einer Trennung der bisher einheitlichen Armee zuzustimmen.

In Österreich wurde, als die Versuche, den Universitätsprofessor Joseph Redlich, Freiherrn Max Wladimir Beck oder Professor Lammasch und die Führer der immer stärker werdenden sozialdemokratischen Partei bei der Bildung einer Regierung heranzuziehen, erfolglos blieben, Ende Juli 1917 aus dem provisorischen Ministerium Seidler ein Definitivum. Über ein Jahr blieb Seidler im Amte. Auch seine Bemühungen, die Tschechen durch verschiedene Zugeständnisse zu gewinnen, mußten angesichts des beherrschenden Einflusses, der von den Emigrantenführern ausging, scheitern. Masaryk und Beneš waren bemüht, jede Maßregel zu hintertreiben, die einer Schlichtung des nationalen Streites gedient hätte. Eine furchtbare Belastung in politischer Hinsicht bedeutete für Dr. Seidler die schwere wirtschaftliche Notlage, die nicht zuletzt infolge seiner Untätigkeit und Hilflosigkeit zu Beginn des Jahres 1918 katastrophale Formen annahm. (Vgl. Czernin, Im Weltkrieg, S. 322 ff.) Die ohnedies so geringe Kopfquote an Mehl wurde stark

gekürzt, so daß es in den industriellen Betrieben zu ausgedehnten Streiks kam, die den Sozialdemokraten willkommene Gelegenheit zu staatsfeindlicher Agitation gaben.

Noch schlimmer wurde die Lage, als das dynastische Empfinden, das noch in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung lebendig war, durch das Bekanntwerden der Sixtusaffäre im April 1918 (vgl. S. 182) eine schwere Einbuße erfuhr. Selbst in Tirol und Salzburg kam es zu Gegenkundgebungen und die angesehensten Herrenhausmitglieder einigten sich zu einem scharfen Protest gegen das Vorgehen des Kaisers. Jetzt hatte das Ministerium Seidler nicht nur mit der leidenschaftlichen Gegnerschaft der Tschechen, der südslavischen Stämme und der Sozialdemokraten zu rechnen, es standen ihm und dem Kaiser auch die bürgerlichen Parteien der Deutschen Österreichs in scharfer Ablehnung gegenüber. So war es begreiflich, daß Seidler sich bemühte, ihren Unwillen zu besänftigen und ihren politischen Wünschen entgegenzukommen. Nach der Sixtusaffäre blieb dem Kaiser und seinem Ministerpräsidenten außen- und innenpolitisch nur mehr der Weg einer Annäherung an die Deutschen übrig. Bei der Zusammenkunft Kaiser Karls mit Kaiser Wilhelm am 11. und 12. Mai 1918 in dem deutschen Hauptquartier zu Spa wurde unter der Voraussetzung einer Österreich-Ungarn befriedigenden Lösung der polnischen Frage (vgl. S. 211 ff.) ein Abkommen getroffen, daß die beiden Mittelmächte ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis mit dem Endziele einer völligen Zolleinheit vereinbaren sollten. Man strebte von deutscher Seite nach den politischen Erfahrungen der letzten Wochen eine festere Bindung des Bundesgenossen an und kam damit den dringenden Wünschen der Deutschen Österreichs entgegen. Die Verhandlungen begannen sehr bald in Salzburg und führten am 11. Oktober 1918 zu einem Wirtschaftsabkommen, das eine weitgehende Annäherung der beiden Staaten herbeigeführt hätte, wenn nicht durch den Zusammenbruch seine Ausführung verhindert worden wäre. (Vgl. darüber die auf S. 187 f. angeführten Werke. — Helfferich, Weltkrieg. III. S. 58 ff. — Burián, Drei Jahre. S. 109 ff., 241 ff. — Gratz-Schüller, Wirtschaftspolitik, S. 85 ff.)

Noch vor dem Abkommen von Spa hatte Seidler nach dem Wunsche der deutschen Parteien das Parlament vertagt und am 19. Mai eine Verordnung herausgegeben, nach der Böhmen in 12 Kreise, die große Selbständigkeit gegenüber Prag besitzen sollten, zerfiel. Die nächste Folge waren wütende Angriffe der Tschechen auf das Ministerium Seidler, gegen das sie sogar die Ministeranklage erheben wollten. Auch die Versuche Seidlers, eine Lösung der südslavischen Frage auf dem Wege des Trialismus zu erzielen, blieben trotz der Zustimmung des Kaisers infolge des Widerstandes der ungarischen Staatsmänner ohne Erfolg. Die Notwendigkeit, wenigstens für einige Monate die Bewilligung der unentbehrlichen Geldmittel zu erlangen, bewog Seidler, das Parlament wieder für den 16. Juli zu berufen. Aber bald war seine Lage so verzweifelt, daß er am 20. August sein Amt zurücklegte und dem Kaiser die Demission des Gesamtkabinettes ankündigte. Jetzt wurde Max Freiherr Hussarek von Heinlein, der den Christlichsozialen nahestand, zum Ministerpräsidenten ernannt. Ihm gelang es noch einmal, mit Hilfe der Deutschen, Rumänen und Polen eine Mehrheit für die Bewilligung des Voranschlages zu erzielen, aber dann wurde das Parlament der Schauplatz heftigster Angriffe, die sich gegen die Leitung der Armee und selbst gegen den Kaiser richteten. Der unglückliche Ausgang der Junioffensive 1918 (vgl. S. 161 ff.) hatte der Bevölkerung den letzten Rest von Vertrauen in die militärische Führung geraubt.

Der Reichstag wurde vertagt, aber damit wurde die allgemeine Unruhe nicht besänftigt. Sie steigerte sich infolge der schwerwiegenden Veränderungen auf den Kriegsschauplätzen und erreichte die höchste Spannung, als die Nachrichten von dem militärischen Zusammenbruch den inneren Zerfall auslösten, der sich schon längst vorbereitet hatte. (A. Skedl. Zur Verfassungskrise. September 1918. Österr. Rdsch. 57. Bd. 1918. S. 49—53.)

Neben allen Problemen der Innenpolitik hatten die Kriegsregierungen Österreichs und auch Ungarns die dringenden Fragen der wirtschaftlichen Erfordernisse zu lösen.

Wenn auch Österreich-Ungarn zu den wenigen Staaten Europas gehört hatte, die imstande waren, ihren Bedarf an Brotfrucht und auch an den meisten übrigen Lebensmitteln sowie an vielen Rohstoffen zu decken, so brachte doch der Krieg derartig schwere Störungen des Wirtschaftslebens, daß zum Schluß die Produktionsfähigkeit des Staates so tief gesunken war, wie in keinem anderen kriegführenden Lande, und daß in vielen Gebieten nicht nur ein Mangel, sondern eine vollständige Erschöpfung eingetreten war. Die Ursache lag keineswegs ausschließlich in einem Versiegen der Quellen, sondern in erster Linie in der fehlerhaften Verteilung und Bewirtschaftung der vorhandenen Güter, also in der mangelnden Organisation und in dem Versagen der Verwaltungsbehörden. Im Anfang, da man mit einer kurzen Dauer des Kampfes rechnete, ließ man es an der notwendigen Sparsamkeit fehlen, so daß viele Rohstoffe vergeudet wurden und in kurzer Zeit bitterer Mangel eintrat. Schon im zweiten Kriegsjahr machten sich dann der Gegensatz zwischen der städtischen und bäuerlichen Bevölkerung sowie die Absperrung und Sonderstellung Ungarns in bedenklicher Weise geltend. Während man in Wien und in den größeren Städten darbte, hatten die reichen Getreidebezirke Böhmens und Mährens und vor allem Ungarns noch immer Überfluß, so daß die Versorgung höchst ungleichmäßig war.

Schon 1914 war es schwierig, die nötige Brotfrucht zu beschaffen, da in Österreich ein schwacher, in Ungarn nur ein mittlerer Ernteertrag zu verzeichnen war. Auch in normalen Zeiten wäre man auf die Einfuhr angewiesen gewesen. Nun geriet der Markt durch die planlosen Massenkäufe der Militärverwaltung, die meist mit jüdischen Händlern abgeschlossen wurden, vollkommen in Verwirrung. Es fehlte gänzlich an einer systematischen Vorbereitung der Wirtschaftsmaßnahmen für den Fall eines Krieges; Ungarn verhinderte eine Aufhebung der Getreidezölle, da es von einer gesteigerten Einfuhr aus Rumänien die Herabsetzung der Preise befürchtete. So war es sehr bald notwendig, die Qualität des Brotes, dem bis zu 60 % Gersten- und Maismehl beigemischt wurde, herabzusetzen und auch die Brotration für die Soldaten wurde bedeutend verkleinert. Es gelang nicht, den Mangel an Brotgetreide durch erhöhte Fleischrationen wett zu machen, obgleich bei der Viehwirtschaft die Erschöpfung später eintrat als bei dem Getreide.

Im zweiten Kriegsjahre machte sich besonders in den Gebirgsgegenden Österreichs, wo die Männerarbeit nur schwer von den zurückbleibenden Frauen verrichtet werden konnte, die schlechtere Betreuung des Bodens fühlbar, so daß die Produktion an Getreide nur mehr die Hälfte der ohnehin schwachen Ernte von 1914 betrug. Vor allem wirkte sich der Ausfall Galiziens aus, das Kriegsgebiet geworden war. In Ungarn hingegen war das Erträgnis günstig, der gutgedüngte Boden besaß noch genügend Nährstoffe, um reichlich Frucht zu tragen. Dieses gute Ernteergebnis gereichte auch in politischer Hinsicht dem Lande zum Vorteil,

da Ungarn als Ernährer der Armee erschien und deshalb an Bedeutung gewann. Schon damals wäre die Ernährungslage Österreichs katastrophal geworden, wenn nicht die Einfuhr aus Rumänien eine Erleichterung gebracht hätte. Ein weiteres Absinken trat 1916 sowohl in Österreich als auch in Ungarn ein, das jetzt nur mehr 70 % des Normalertrages an Brotfrucht hatte. Dazu kam noch die sehr schlechte Kartoffelernte; während in Friedenszeiten auf jeden Bewohner eine tägliche Kopfquote von 500 Gramm entfallen war, brachte man 1916 nur 118 Gramm zustande.

Aber auch jetzt war es nicht möglich, eine durchgreifende Regelung der Lebensmittelversorgung, wie sie schon längst mit vortrefflichem Erfolge in Deutschland bestand, in der Gesamtmonarchie durchzuführen. In Österreich hatte man zwar schon 1915 mit der planmäßigen Verteilung der wichtigsten Lebensmittel begonnen; zuerst waren Brot- und Mehlkarten (April 1915) herausgekommen, dann folgten 1916 die Zuckerkarte, Milchkarte, Kaffeekarte und Fett- und Kartoffelkarte. Es wurden eigene Kommissionen gebildet, die über die Verteilung von Mehl und Brot wachen sollten; man war bestrebt, für Kranke und Kinder eine bescheidene Menge Milch sicherzustellen, Schwerarbeiter erhielten höhere Rationen von Lebensmitteln. Die Regierung suchte auch durch strenge Verordnungen Preistreiberei und Kriegswucher zu verhindern, doch hatte sie damit nur geringen Erfolg. Sie vermochte auch trotz der Einrichtung von besonderen Zentralstellen nicht, eine gleichmäßige Verteilung der Lebensmittel durchzusetzen und es bestanden nicht nur weitgehende Unterschiede zwischen den „Selbstversorgern" und den Verbrauchern, sondern auch in den einzelnen Ländern und in den Städten herrschten ganz ungleiche Verhältnisse. Vielfach versuchte man durch Selbsthilfe, durch die Gründung von Verbrauchervereinen, durch Schaffung von Gemeinschaftsküchen, durch Ausspeisung Minderbemittelter und andere Wohlfahrtseinrichtungen eine Besserung herbeizuführen, und es ist in dieser Beziehung in der Tat viel Gutes geleistet worden. Allein die Fehler, die man in der ersten Zeit des Krieges begangen hatte, ließen sich nicht mehr ungeschehen machen und es rächte sich bitter, daß man erst in der Zeit der Not mit der planmäßigen Bewirtschaftung begonnen hatte.

In Ungarn aber gelang es auch jetzt nicht, eine wirksame Kontrolle durchzuführen, da es an den nötigen Verwaltungseinrichtungen fehlte. Nicht nur, daß den „Selbstversorgern" außerordentlich hohe Rationen zugebilligt wurden, es wurden auch sehr bedeutende Lebensmittelmengen aufgespeichert und verheimlicht. Bei den Verhandlungen der beiden Regierungen waren die ungarischen Minister immer bestrebt, die eigenen Vorräte möglichst nieder anzugeben und ihren österreichischen Kollegen einen Einblick in die wahren Verhältnisse zu verwehren. Jeder Teil des Staates dachte nur an sich und an das eigene Wohl, auch die Behörden Kroatiens hielten ihre bedeutenden Ernteerträgnisse geheim.

Durch seine Reisen in die Kriegsgebiete hatte Kaiser Karl die Schäden der Verwaltung gerade auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung kennen gelernt und er betrachtete es als seine erste Pflicht, darin einen Wandel zu schaffen. Anfang Februar 1917 wurde ein „Gemeinsamer Ernährungsausschuß" gebildet, an dessen Spitze Generalmajor Ottokar Landwehr v. Pragenau trat. Er fand eine sehr kritische Lage vor, im März erfuhr die allgemeine Not in der westlichen Reichshälfte, vor allem in Wien eine besorgniserregende Steigerung. Dabei blühte der Schleichhandel und nicht nur die Selbstversorger, sondern auch die begüterten

Kreise, auch hier wieder vor allem die jüdischen Familien konnten sich Lebens- und Genußmittel in reichlichem Ausmaß beschaffen, obgleich nicht nur Mehl und Brot, sondern auch Fleisch, Milch und Butter rationiert waren. Nur mit allen möglichen Aushilfen, vor allem mit Hilfe der aus den eroberten rumänischen Gebieten eingeführten Lebensmittel war es in Österreich möglich, bis zur neuen Ernte durchzuhalten.

Ende 1917 wurde die Lage immer gefahrdrohender, die Ernährung der städtischen und Industriebevölkerung sank so tief, daß Kräftezustand und Leistungsfähigkeit in katastrophalem Maße abnahmen. Die österreichische Regierung vermochte mit den Resten der Ernte 1917 nur ungefähr ein Drittel des ohnedies so gering bemessenen Tagesbedarfes zu decken, so daß sie Anfang 1918 zu einer neuerlichen Kürzung der Tagesquoten an Mehl und Brot schreiten mußte, die nun 3.5 dkg bzw. 18 dkg betrugen. Dazu kamen ½ dkg Fett, 1.6 dkg Fleisch, 7 dkg Kartoffel, 2.5 dkg Zucker, es waren in der Tat Hungerrationen. (Vgl. Löwenfeld-Ruß, Volksernährung. S. 335). Dennoch vermochte General Landwehr nicht, seine Forderungen gegen die ungarischen Minister durchzusetzen. Erst im Jänner 1918 gelangte Ministerpräsident Wekerlé zu der Einsicht, daß der Zusammenbruch Österreichs auch die Vernichtung Ungarns bedeute, und am 26. Jänner wurde auf seinen Vorschlag der sehr energische Prinz Ludwig Windischgrätz zum ungarischen Ernährungsminister ernannt. Dieser führte im Frühjahr 1918, allerdings nur mit Hilfe militärischer Assistenz von 50.000 Mann, scharfe Requisitionen in Ungarn durch und konnte auf diese Weise den notwendigen Bedarf des Heeres decken. In Wien trat Ende April 1918 ein vollkommenes Versagen der Brotversorgung ein; da auch die übrigen Lebensmittel so knapp bemessen waren, war tatsächlich Hungersnot ausgebrochen, so daß die Menschen auf den Straßen vor Erschöpfung zusammenstürzten. Angesichts der Gefahr einer Revolution entschloß sich General Landwehr zu einem verzweifelten Schritte; er beschlagnahmte deutsche Getreideschlepper, die auf dem Wege aus Rumänien die Donau aufwärts durch Wien kamen. Allein die Erleichterung dauerte nur einige Tage, dann war wieder dieselbe Not. Es ist begreiflich, daß dieser Zwischenfall zu ernsten Auseinandersetzungen mit dem deutschen Bundesgenossen führte. (Vgl. Cramon, Bundesgenosse, S. 159 f., u. Landwehr, Hunger, S. 189 ff.) Jetzt durfte man nur mehr von der Ukraine Rettung erwarten, aber auch dort gestatteten die Verhältnisse keine gründliche Ausnützung aller Hilfsquellen (vgl. S. 209 ff). Wieder lag die Hauptschuld bei der Regierung und den Mängeln der Verwaltung; Ministerpräsident Seidler hat noch weniger zur Behebung der Lebensmittelnot getan als seine Vorgänger, vor allem gelang es ihm nicht, die Autorität des Staates zur Geltung zu bringen. Es fehlte an dem nötigen Zusammenwirken der unteren Behörden mit den Zentralstellen, die Anordnungen der Regierung wurden nicht beachtet, der Schleichhandel blühte mehr denn je. Daß man auch zu dieser Zeit bei guter Organisation viel leisten konnte, bewies die Aufbringung sehr ansehnlicher Mengen Lebensmittel durch General Fischer (vgl. S. 96) in der Bukowina und den angrenzenden Gebieten. Leider fehlte es an solchen Persönlichkeiten und so trat erst dann eine Entlastung ein, als die neue Ernte, mochte sie 1918 auch besonders dürftig sein, wieder zur Verfügung stand. Diese Besserung dauerte jedoch nicht lange und das Herannahen des Herbstes brachte wieder schwerste Sorgen. Die Rationen waren, besonders in Wien, so gering, daß an eine weitere Kürzung nicht gedacht werden konnte. Der militärische und wirt-

schaftliche Zusammenbruch traf daher den Staat unmittelbar vor Beginn einer katastrophalen Ernährungskrise.

Nicht nur in bezug auf Lebensmittelversorgung, auch im Hinblick auf die gewerbliche Erzeugung ist Österreich-Ungarn gänzlich unvorbereitet in den Krieg getreten. Man besaß weder entsprechende Vorräte an den notwendigsten Rohstoffen, noch hatte man für eine planmäßige Verteilung der im Lande befindlichen Materialien oder für eine Regelung der Einfuhr sowie für eine rasche Umstellung der Friedensindustrie auf Kriegsbedarf Vorsorge getroffen. Die unglaubliche Unkenntnis und Unerfahrenheit der wirtschaftlichen Verwaltungsstellen des Heeres und auch der zivilen Behörden brachten es mit sich, daß die geschäftsgewandten Juden als Kaufleute, Kriegslieferanten, Händler und Bankiers sich sofort der Führung bemächtigten. Im wesentlichen haben die militärischen Behörden den Krieg wirtschaftlich nicht anders zu führen gedacht als es 1866, 1856 und in den napoleonischen Kriegen geschehen war; man ließ Agenten kommen und übertrug ihnen die Beschaffung der Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel für das Heer. Dabei ging man bei der Übernahme der gelieferten Waren mit sträflicher Nachlässigkeit vor, so daß die Truppen in den ersten Kriegsmonaten, vor allem in den serbischen Feldzügen von 1914, aber auch auf dem russischen Kriegsschauplatz schwer unter der schwindelhaften Ausführung des Schuhwerkes und anderer Kleidungsstücke litten.

Der Beginn des Krieges brachte in den industriellen Betrieben arge Störungen durch die Einberufung der geschulten Arbeiter, die Ausschaltung des ausländischen Marktes und durch den Mangel an Rohstoffen. Viele Fabriken hatten plötzlich für ihre Erzeugnisse überhaupt keine Absatzmöglichkeiten, zahlreiche Unternehmer gerieten in Zahlungsschwierigkeiten, aus denen sie nur durch die Verkündigung eines Moratoriums befreit wurden. Aber gerade das Moratorium wirkte hemmend auf das wirtschaftliche Leben, da niemand über seine Guthaben verfügen konnte. Alles Geld strömte zu der Heeresverwaltung, ebenso wurden ihr alle wirtschaftlichen Einrichtungen dienstbar gemacht. Schon nach wenigen Monaten war die Privatindustrie zum großen Teil auf Kriegserzeugung umgestellt, und da der Bedarf der Heeresverwaltung schon in den ersten Monaten alle Erwartungen übertraf, wurden riesige Bestellungen ausgegeben. Die gesamten Rohstoffe wurden für den Heeresbedarf beschlagnahmt und verbraucht, ohne daß man daran dachte, daß die Mittelmächte sehr bald einer belagerten Festung gleichen würden.

In der Metallwirtschaft verfügte man besonders in bezug auf Eisen über bedeutende Hilfsquellen im eigenen Lande. Dennoch trat sehr bald Mangel ein, so daß Ende Oktober 1916 die staatliche Bewirtschaftung der Eisenerzeugung einsetzte. Es fehlte an den für die Stahlbereitung notwendigen Manganerzen, dann aber auch an geschulten Arbeitern, so daß schon 1917 die Waffenerzeugung für das Heer dadurch gehemmt wurde und September 1918 völlige Erschöpfung aller Hilfsquellen eintrat. Noch viel früher setzte der Mangel an Kupfer ein, da die Kupfervorkommnisse in der Monarchie dem gewaltigen Bedarf während des Krieges nicht genügten. Schon 1915 begann man mit dem Einschmelzen von Messinggegenständen, Kupferdächern und dergleichen; allein das bedeutete nur eine vorübergehende Aushilfe und auch die Errichtung einer „Metallzentrale" vermochte den Mangel nicht zu beheben. So sah sich die Militärverwaltung schon im Frühjahr 1915 genötigt, die Artilleriegeschütze nicht mehr mit Bronze-, sondern mit Stahlrohren herstellen zu lassen. Der Bedarf des Heeres an Artillerie und

Munition übertraf alle Berechnungen; in dem ersten Kriegsjahre war es der Industrie nicht möglich, den großen Anforderungen zu genügen und nur zu oft hat der peinliche Mangel an Munition und auch an Gewehren den Ausgang eines Kampfes in ungünstigem Sinne beeinflußt. 1915 hatte sich dann die Industrie den neuen Forderungen angepaßt und nun setzte infolge der riesigen Bestellungen durch die Heeresverwaltung rasch eine Scheinblüte ein. Es entstanden zahlreiche Waffenfabriken, die Gewehre, Maschingewehre, Handgranaten, Minenwerfer und kleine Geschütze herstellten, dann Flugzeugfabriken, Sprengstoffabriken und Munitionsfabriken (Hirtenberg). Für die Erzeugung schwerer Geschütze kamen in erster Linie die Skodawerke in Pilsen und das Arsenal in Wien in Betracht, für leichtere Waffen die Fabriken in Steyr, doch wurden neue Geschützfabriken, darunter auch in Ungarn, errichtet. Mit dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg und der wirtschaftlichen Blockade der Mittelmächte durch die Entente trat für Österreich-Ungarn eine bedeutende Verschärfung der Lage gerade in bezug auf Waffen- und Munitionserzeugung ein. Nun war die gesamte Grenze für die Einfuhr gesperrt und höchstens auf dem Wege über Deutschland war noch der Bezug von Rohmetallen möglich; dazu kam der überwältigend große Bedarf an Material in den Abwehrkämpfen am Isonzo (vgl. S. 151 ff.) Ende 1917 und 1918 ging die Munitions- und Waffenerzeugung sprunghaft zurück und auch auf diesem Gebiete näherte man sich dem Zustand völliger Erschöpfung.

Trotz reicher natürlicher Hilfsquellen litt auch die Kohlenversorgung der Industrie und der Bevölkerung sehr bald unter den Auswirkungen des Krieges, so daß eine weitgehende Rationalisierung einsetzen mußte. Es fehlte vor allem an Arbeitskräften und die von dem Kriegsdienst enthobenen Arbeiter litten so sehr unter dem Mangel an Nahrungsmitteln, daß sie infolge Erschöpfung nicht die erforderlichen Leistungen vollbringen konnten.

Eine ähnliche Kurve wie die Metallerzeugung hatte die Bekleidungsindustrie aufzuweisen. Auch hier nach anfänglichem Stillstand ein rasches Anwachsen und dann ein Absinken infolge des Rohstoffmangels; auch hier setzte die Kriegsbewirtschaftung viel zu spät ein, als die Vorräte schon verbraucht waren. Am verhängnisvollsten war der Mangel an Leder, so daß die Fußbekleidung der Soldaten dauernd unzulänglich blieb. Die Militärverwaltung hatte die Bekleidung von ungefähr 1.5 Millionen Mann vorbereitet, aber schon im Herbst 1914 standen 7 Millionen im Felde. Daher mußten der Bedarf der Zivilbevölkerung vollkommen gedrosselt und die gesamten Vorräte an Leder und Textilien der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt werden. Schafwolle war infolge der heimischen Schafzucht in beschränkten Mengen doch zu beschaffen, bei der Baumwolle aber war man ganz auf die Einfuhr angewiesen. Man griff daher, als die Absperrung wirksam wurde, zu Ersatzstoffen, wie Nesselfaser und Papierstoffe aus Natronzellulose und setzte die Qualität der Ware herab, ohne damit den Mangel wirksam bekämpfen zu können. 1918 trat auf dem Gebiet der Bekleidungsindustrie völlige Erschöpfung ein und besonders nach der mißglückten Junioffensive an der Piave (vgl. S. 161 ff.) war der Bekleidungszustand der Truppen an der Front gegen Italien geradezu entsetzlich geworden. Nur wenige Soldaten verfügten über vollständige Monturen, die meisten waren ohne Unterwäsche, nur mit zerfetzten Mänteln oder Blusen bekleidet. (Vgl. dazu besonders Glaise-Horstenau. Katastrophe, S. 332 f. — Gratz-Schüller. Zusammenbruch, S. 123 ff.)

War somit auf dem Gebiete der Ausrüstung des Heeres wie im Ernährungs-

wesen im Herbst 1918 der völlige Zusammenbruch nahe, so ist Österreich-Ungarn in bezug auf seine finanzielle Leistungskraft zu dieser Zeit durchaus nicht am Ende seiner Kräfte gewesen. Das hatte seinen Grund vornehmlich darin, weil die vollständige Absperrung den Warenbezug aus dem Auslande und dadurch eine Abwanderung des Kapitals verhindert hat. Jedenfalls haben beide Länder, Österreich und Ungarn, ungeahnte finanzielle Leistungen vollbracht; die Kriegskosten betrugen so viel wie das gesamte Volkseinkommen von 2½ Jahren und zwar ungefähr 90 Milliarden Kronen, über 57 Milliarden für Österreich und gegen 33 Milliarden für Ungarn. Für die Geldbeschaffung wurde in den ersten Monaten des Krieges von der Regierung die Notenbank in Anspruch genommen, ferner erhielt sie einen Vorschuß von 300 Millionen Mark von Deutschland. Ende 1914 begann man dann mit der Ausgabe von Kriegsanleihen und an diesen drei Wegen der Geldbeschaffung, Ausgabe von Banknoten, Darlehen des Verbündeten und Anleihen, hat man abgesehen von Steuererhöhungen und Schaffung neuer Steuern (Kriegsgewinnststeuern) und kleineren Kreditoperationen bis zum Ende des Krieges festgehalten. Die Gesamtverschuldung des Staates stieg von 13 Milliarden im Juni 1914 auf 72 Milliarden im Herbst 1918, der Umlauf der Zahlungsmittel von 3429 auf 33.528 Millionen Kronen. Infolgedessen sank die Bedeckung der Banknoten zumal der Metallschatz der österreichisch-ungarischen Bank von 1269 Millionen Kronen bei Beginn des Krieges bis zum Jahre 1918 um die Hälfte abgenommen hatte; dementsprechend verlor das Geld an Kaufkraft und zwar machte sich die Inflation weniger im Auslande als im Inlande geltend. Die österreichische Krone notierte in Zürich 1918 noch immer 43.74 gegen 97.50 bei Kriegsbeginn. Die Hauptmasse des Geldbedarfs wurde aber nicht durch die Banknotenpresse, sondern durch die Kriegsanleihen gedeckt, die infolge des Opfermutes der Bevölkerung stets mit großem Erfolg ausgegeben wurden. Es kam zu 8 Emissionen, die in Österreich 35.129, in Ungarn 18.851 Millionen einbrachten (Vgl. die auf S. 188 angeführte Literatur. — Gratz-Schüller. Zusammenbruch. S. 164 ff. — Popovics. Das Geldwesen im Kriege, w. o. — Rainer v. Heßlitz. Unsere Kriegsschulden und ihr Abbau. Österr. Rundschau. 54 Bd. 1918. S. 193—203.)

11. Die letzten Kämpfe an der russisch-rumänischen Front 1917. Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest. Die Besetzung der Ukraine.

Vgl. die Bibliographien: Weltkriegsbücherei, Vtjsh. 2/3. Österreich-Ungarn. S. 53 ff., 79, 83 ff., 115 ff., 117 ff. — Polen, v. W. Schinner. Bibliogr. Vierteljahrshefte d. Weltkriegsbücherei. I. S. 23 ff., 28 ff. — Über die militärischen Ereignisse vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg. VI. u. VII. Bd. — Erzh. Joseph. A világháború. V. u. VII. Bd. — R. Kiszling in Schwarte. Großer Krieg. V. Bd. S. 380 ff. — W. Gurko. Rußland, 1914—1917, w. o. — A. Knox. With the Russian army, w. o. — Brussilow, Memoiren, w. o. — A. M. Zajontschkowskij. Der Feldzug des Jahres 1917. Moskau 1923. — L. Graf Spannocchi. Das Ende des kais. russischen Heeres. Wien 1932. — Vgl. die Darstellungen der rum. Kämpfe auf S. 164 ff.

Über die polnische Frage und den Frieden von Brest-Litowsk vgl. Conrad, Dienstzeit IV. u. V. Bd. — Tisza, Briefe, w. o. — Burián, Drei Jahre, S. 62 ff., 254 ff. — Czernin, Weltkrieg, S. 271 ff., 289 ff. — Arz,

Großer Krieg, S. 277 ff. — Bardolff. Soldat im alten Österreich. S. 283 ff. — — Bilinsky, Wspomnienia i dokumenty, w. o. 2. Bd., dazu Twardowski, w. o. —

Schultheß. Europäischer Geschichtskalender. N. F. 33./2. u. 34./1. Bd. 1917—1918. — Die Friedensverträge mit der Ukraine, Rußland u. Finnland m. d. dazugehörigen wirtschaftl. Vereinbarungen. Hrsg. v. d. k. k. Handelsministerium Wien 1918. — Die deutschen Friedensverträge. I. Teil. M. Speidel. Der Friede im Osten. Die Friedensschlüsse mit der Ukraine, mit Rußland, Finnland u. Rumänien. Heilbronn 1918. — Th. Niemeyer. Die Ostfriedensverträge d. Zentralmächte 1918. In „Völkerrechtl. Urkunden", w. o. VI. Bd. München 1922.

Ludendorff. Urkunden der Obersten Heeresleitung. Kap. XV. ff. — Ders. Erinnerungen. S. 313 ff., 436 ff. — Hindenburg. Aus m. Leben, S. 201 ff. — Bethmann-Hollweg, Betrachtungen. II. Bd. 85 ff. — Cramon, Bundesgenosse, S. 120 ff., 135 ff. — Ders. Schicksalsbund, S. 206 ff. — Helfferich, Weltkrieg, III. Bd. S. 49 ff., S. 243 ff. — Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann, w. o. — Hoffmann. Versäumte Gelegenheiten, S. 189 ff., 195 ff. — Poll, Deutsches Schicksal, S. 239 ff. — Kerchnawe, Militärverwaltung, S. 8 ff. —

H. Koitz. Josef Pilsudski. Gesetz und Ehre. Jena 1935. (Auswahl aus seinen gesammelten Schriften. 9 Bde. Warschau 1928 ff.) — A. Loessner. Josef Pilsudski. Eine Lebensbeschreibung. Leipzig 1935. —

Vgl. außer den allgemeinen Darstellungen auf S. 10 ff. noch: Österreich-Ungarns letzter Krieg, VII. S. 12 ff. — Gratz-Schüller, Wirtschaftspolitik, S. 111 ff., 259 ff. — Fester. K. Karl. S. 217 ff. — Schneefuß, Österreich, S. 36 ff. — L. v. Czwiklinski. Das Königreich Polen vor d. Kriege. 1815—1914. Wien-Leipzig 1917. — P. Roth. Die Entstehung d. polnischen Staates. Berlin 1926. — W. Leppmann. Die polnische Frage in der russischen Politik 1904—1914. Berl. Mh. XIII. 1935. S. 659—679. — W. Recke. Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik. Berlin 1927. — W. Feldman. Geschichte d. politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen. (1779—1914.) München-Leipzig 1917. 2. Aufl. (polnisch). Warschau 1935. Vgl. dazu H. Oncken. Zur poln. Frage. Arch. f. Sozialwiss. 46. Bd. 1918/19. S. 775—783. — A. Hausner. Die Polenpolitik d. Mittelmächte u. d. öst.-ung. Militärverwaltung in Polen während d. Weltkrieges. Wien 1935. —

E. Borschak. La paix ukrainienne de Brest-Litowsk. Paris 1929. — F. Podleski. Zagadnienie „ukrainskie" na tie stosuków austrjakich. (D. ukrain. Problem u. d. österr. Verhältnisse.) Lemberg-Warschau 1935. — L. Wasilewski. La paix avec l'Ukraine, Podlachie e Chelm. Genf 1918. —

Ph. Menczel. Trügerische Lösungen. Stuttgart 1932. — A. Barwinsky. Der Vertrag von Brest-Litowsk und d. Cholmer Land. Österr. Rundsch. 55. Bd. 1918. S. 200—207. — XXX. Der Vertrag v. Brest-Litowsk u. d. Cholmer Frage. Ebd. 56. Bd. 1918. S. 53—57. — V. John. Brest-Litowsk. Verhandlungen u. Friedensverträge im Osten 1917—1918. Beitr. z. Gsch. d. nachbismarck. Zeit u. d. Weltkriegs. 35. H. Stuttgart 1937, daselbst die gesamte Literatur S. 143—146. — Th. Kroeger. Brest-Litowsk. Berlin 1938. — A. Denikin. Brest-Litowsk. (Russisch.) Paris-Berlin 1933. — H. Kock. Die Friedensverhandlungen v. Brest-Litowsk im Spiegel d. Wiener Presse. Diss. Hamburg 1937. — J. Wheeler-Bennett. Brest-Litowsk, the forgotten peace March 1918. London 1938.

Über d. Bukarester Frieden vgl.: Czernin, Weltkrieg, S. 349 ff. — Burián, Drei Jahre, S. 238 ff. — Arz, Großer Krieg, S. 236 ff. — Helfferich, Weltkrieg. III. Bd. S. 298 ff. — Gratz-Schüller, Wirtschaftspolitik, S. 175 ff.

Über die Besetzung der Ukraine vgl.: Krauß, Ursachen, S. 253 ff. — Arz, Großer Krieg, S. 234 ff. — Ludendorff, Erinnerungen, S. 500 ff. — Wulff, Donauflottille, S. 144 ff. — H. Tintrup. Krieg in d. Ukraine. Essen 1938. — Österreich-Ungarns letzter Krieg, VII. S. 101 ff. — Landwehr. Hunger. Die Erschöpfungsjahre d. Mittelmächte 1917/18, w. o. S. 196 ff. — Krauß u. Glingenbrunner in Kerchnawe. Militärverwaltung, w. o. S. 359 ff. — A. v. Dragoni. Die österr.-ungar. Operationen zur Besetzung d. Ukraine 1918. Militärwiss. Mitt. 59. Bd. 1928. S. 267—288. — Ders. Die Einnahme von Odessa. Österr. Wehrzeitung 1928/10. — Ders. Die Kämpfe um Nikolajew u. Cherson im Frühjahr 1918. Ebd. 1928/18.

Der Sturz der zaristischen Regierung im März 1917 hatte den Mittelmächten eine bedeutende Erleichterung ihrer militärischen Aufgaben gebracht. Die Front der russischen Heere ließ bald alle Merkmale beginnender Auflösung erkennen, die Truppen weigerten sich weiterzukämpfen und verließen ihre Stellungen. Die russische revolutionäre Regierung war allerdings entschlossen, an der Seite der Entente den Kampf fortzusetzen, allein der Zerfall der Front war bald so weit vorgeschritten, daß die Generäle warnten, eine Offensive zu unternehmen, bevor es gelungen war, die Armeen mit neuen, zuverlässigen Truppen aufzufüllen. So trat im Osten ein mehrere Monate währender Zustand der scheinbaren Waffenruhe ein, der es den Heeresleitungen der Mittelmächte ermöglichte, einerseits durch rasch geführte Vorstöße — so am Brückenkopf bei Tobol am Stochod — ohne besondere Schwierigkeiten bedeutende Erfolge zu erzielen, andererseits namhafte Streitkräfte und Artillerie abzuziehen und an den Fronten gegen Italien und Frankreich einzusetzen, wo die heftigsten Kämpfe im Gange waren.

Durch eine geschickt geführte Propaganda suchte die Heeresleitung „Ost" der Mittelmächte die Auflösung der russischen Front zu beschleunigen; die drei Oberbefehlshaber, Mackensen, Prinz Leopold von Bayern und Erzherzog Joseph, forderten am 12. Mai 1917 in einem Funkspruch die russischen Kommandanten auf, in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten, doch blieb dieser Schritt ohne Erfolg. Vielmehr suchte Kriegsminister Kerenski, die Armeen wieder kampffähig zu gestalten; es wurden zahlreiche Veränderungen in den leitenden Stellen vorgenommen, der Höchstkommandierende, General Alexejew, wurde durch General Brussilow ersetzt. Dieser war entschlossen, mit Beginn des Sommers eine große Offensive mit der Hauptrichtung gegen Ostgalizien einzuleiten.

Der Angriff begann nach zweitägiger Artillerievorbereitung am 1. Juli 1917 in dem Gebiet von Zloczów und schon nach wenigen Stunden gelang es den Russen, bei Koniuchy die österreichische Front zu durchbrechen. Es kam zu heftigen Kämpfen, bei denen auf der Seite der Russen eine tschechoslowakische Brigade teilnahm. Am 2. Juli ging die tapfer verteidigte Mogilahöhe bei Zborow verloren; das 9. österreichische Korps erlitt schwerste Verluste, vor allem dadurch, daß sich in seinem Verbande tschechische Regimenter befanden, die dem Angriff der tschechoslowakischen Brigade nicht standhielten. Obgleich der Kampf bei Zborow an sich keine entscheidende Bedeutung hatte, wurde er doch von Kerenski und den im Ausland befindlichen Tschechen als ein großer Sieg gefeiert. (Vgl. V. Klecanda. Bitva u Zborowa. Prag 1927.)

Gleichzeitig setzte auch an der Front der Südarmee des G.d.I. Bothmer

in Ostgalizien bei Brzežany ein heftiger Angriff der Russen ein, der, allerdings nicht ohne bedeutende Anstrengung, zurückgewiesen wurde. Damit brach in diesem Abschnitt der Front die Angriffskraft der Russen zusammen, hingegen gelang es der VIII. russischen Armee unter General Kornilow in der zehn Tage währenden Schlacht bei Stanislau (6.—16. Juli 1917) gegen die an die Südarmee anschließende III. österreichische Armee bedeutende Erfolge zu erzielen. Die Front der Verbündeten wurde an mehreren Stellen durchbrochen und Kornilow drang bis Kalusz vor. So schwer waren die Verluste, daß der Kommandant der III. Armee G.O. Tersztyánszky enthoben wurde. Es war ein Glück, daß der Vorstoß der Russen bald erlahmte und Kornilow sogar, da die benachbarten Frontabschnitte zurückblieben, in eine gefährliche Lage geriet. Auch an den übrigen Teilen der Front kam es zu verlustreichen Kämpfen; dennoch war Mitte Juli die „Kerenskioffensive" im Abflauen, ohne daß es den Russen gelungen wäre, nachhaltige Erfolge zu erzielen.

Vielmehr begann die Heeresleitung „Ost" sofort mit einem Gegenangriff, der schon während der russischen Vorstöße vorbereitet worden war. Wieder war der Raum um Zloczów der Schauplatz schwerer Kämpfe, an denen hauptsächlich deutsche Truppen beteiligt waren. Der Angriff, der am 19. Juli einsetzte, traf die russischen Armeen in Auflösung und bald jagten ihre Truppen in wilder Flucht davon. Am Abend war der Durchbruch zwischen Sereth und Strypa auf 20 km Breite geglückt, alle Abwehrversuche Brussilows und seiner Generäle blieben vergeblich, vergeblich auch das persönliche Bemühen Kerenskis, die Stimmung der Truppen, die vielfach den Gehorsam versagten, wieder zu beleben. Die deutschen Truppen besetzten am 25. Juli 1917 Tarnopol, die k. u. k. III. Armee, die jetzt gleichfalls den Vormarsch angetreten hatte, erreichte am 27. den Zbrucz. Auch die VII. österreichische Armee, die in den Karpathen stand, schloß sich der Bewegung an und drang bis zur Moldawa vor; die Bukowina wurde befreit, am 3. August zogen die österreichischen Truppen in Czernowitz ein. Damit war das Hauptziel des Sommerfeldzuges 1917 an der russischen Front erreicht.

Nun hatte der russische Generalstab bei den vorbereitenden Beratungen für die Offensive den rumänischen Armeen eine wichtige Rolle zugedacht. Zuerst hatte man die Eroberung der Dobrudscha geplant, dann hatte sich Kerenski darauf beschränkt, den Rumänen die Bindung starker feindlicher Kräfte aufzutragen. Durch die bedeutenden organisatorischen Fähigkeiten des Generals Averescu und durch die französische Militärmission unter der Führung des Generals Berthelot war das rumänische Heer ganz neu aufgebaut worden (vgl. S. 174), es hatte eine vortreffliche Schulung empfangen und war mit neuem Kriegsmaterial ausgestattet worden. Fünf rumänische Armeen standen in doppelter Überlegenheit den Heeresgruppen Mackensen und Erzherzog Joseph gegenüber und begannen am 22. Juli die Offensive. Sie erzielten nicht unbedeutende Erfolge und stellenweise geriet die Front der Verbündeten in ernste Gefahr. Aber infolge des Versagens der russischen Vorstöße in Galizien mußte auch die rumänische Offensive eingestellt werden; sofort schritten die Verbündeten zum Gegenangriff und drangen nach den Schlachten bei Foksani (6.—13. August 1917) und im Ojtozgebiet bis zur Moldau vor, wo feste Stellungen bezogen wurden. Trotzdem die rumänischen Truppen, die zum Unterschiede von den Russen mit vortrefflichem Kampfgeist erfüllt waren, zurückweichen mußten, war es ihnen gelungen, eine vollständige Besetzung ihres Landes durch die Heere der Verbündeten zu verhindern.

Die Kerenskioffensive war daran gescheitert, daß die revolutionäre russische Regierung weder im Volke noch im Heere den nötigen Rückhalt besessen hatte. Nun trat die völlige Auflösung der russischen Front ein, während sich im Innern des Landes der Sturz Kerenskis und die Übernahme der Regierungsgewalt durch die bolschewistische Partei unter der Führung Lenins vollzog. Der Kongreß der russischen Sowjet verlangte in seinem Beschluß vom 10. November 1917 Waffenstillstand und Friedensverhandlungen und am 28. richtete die bolschewistische Regierung an alle kriegführenden Nationen einen Funkspruch, in dem sie zu einem Frieden ohne Landerwerb und Kriegsentschädigung aufforderte. Wenige Tage später wurde an der gesamten russischen Front der Kampf eingestellt. Allein nur die Mittelmächte waren bereit, den langjährigen Kampf zu beenden, während die Ententemächte den Friedensruf nicht beachteten. Am 15. Dezember schloß der deutsche General Hoffmann in Brest-Litowsk einen Waffenstillstand, der sich auch auf Rumänien erstreckte.

Knapp vor Weihnachten trafen die Friedensdelegationen der Mittelmächte, die deutsche unter der Führung des Staatssekretärs Kühlmann, die österreichische mit dem Minister Czernin in Brest-Litowsk ein. Bald erschienen auch die Vertreter Bulgariens und der Türkei. An der Spitze der russischen Delegation standen der Volkskommissar Joffe, ein Jude, Kamenew, der Schwager Trotzkis, und Frau Bizenko. Schon die ersten Verhandlungen ließen erkennen, daß die bolschewistische Regierung die Forderung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker nur dazu benützen wollte, um ihre revolutionären Ideen in alle Länder zu tragen. Auch verstand es die russische Delegation vortrefflich, die zwischen den Verbündeten bestehenden tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten für ihre Zwecke auszunützen. Die Bulgaren waren nicht gewillt, auf Annexionen zu verzichten; ihnen traten Kühlmann und Czernin entgegen, die überdies selbst nicht einig waren. Während Czernin von Kaiser Karl den Auftrag erhalten hatte, unbedingt einen Friedensschluß zustande zu bringen, und daher zu weitgehendem Entgegenkommen neigte, waren Kühlmann und vor allem die DOHL. viel zurückhaltender. Sie forderten die vollständige Erledigung der militärischen Probleme der Ostfront und weigerten sich, die von deutschem Militär besetzten Ostseeprovinzen vor dem Zustandekommen eines allgemeinen Friedens zu räumen. Die Russen verlangten jedoch auf Grund ihrer Friedensformel die sofortige Auslieferung der Ostseeküste und wollten eine Volksabstimmung nur unter russischer Besetzung zulassen. Auf Vorschlag Czernins wurde am 28. Dezember vereinbart, daß während der geplanten Volksabstimmung die Besetzung durch neutrale Truppen erfolgen sollte. Daraufhin wurden die Verhandlungen unterbrochen; trotz der Versuche der Russen, die neuerliche Zusammenkunft der Friedensdelegation zu verzögern, wurden die Sitzungen am 9. Jänner 1918 wieder aufgenommen, nachdem auch eine ukrainische Abordnung erschienen war und der Großvezier Talaat Pascha die Vertretung der Türkei übernommen hatte. Die russische Delegation wurde jetzt von dem Minister des Äußeren, dem Juden Leo Trotzki (Bronstein) geführt, der sich als ein überaus gefährlicher und gewandter Gegner erwies. Am 18. Jänner 1918 wurden die Verhandlungen ergebnislos abgebrochen, da ein Übereinkommen wegen der Ostseeprovinzen nicht erzielt werden konnte. Neue Schwierigkeiten waren durch die ukrainische Frage hinzugekommen. Die ukrainischen Vertreter waren anfangs gemeinsam mit den Russen aufgetreten, als sich aber die ukrainische Regierung von dem Sowjetstaat trennte, war auch der politische Gegensatz zwischen

den Delegierten in Brest-Litowsk aufgebrochen. Nun war Czernin bemüht, ohne Rücksicht auf die Russen, einen Sonderfrieden mit der Ukraine zustandezubringen. Er begab sich nach Wien, wo am 22. Jänner ein Kronrat stattfand. Czernin und der österreichische Ministerpräsident Dr. Seidler traten für den Abschluß eines Friedens mit der Ukraine ein, der die Zweiteilung Galiziens zur Voraussetzung gehabt hätte. Beide, vor allem aber Czernin, standen unter dem Eindruck der katastrophalen Lebensmittelnot und der wachsenden Unzufriedenheit und Unruhe im Innern der Monarchie und waren der Ansicht, daß ein rascher Friedensschluß mit der ukrainischen Regierung die einzige Möglichkeit einer Rettung biete. Der ungarische Ministerpräsident Wekerlé, dann auch Arz und Minister Burián warnten jedoch, in übereilter Weise Veränderungen in dem Aufbau der Monarchie vorzunehmen, die eine allgemeine Auflösung einleiten konnten. Ende Jänner wurden die Verhandlungen in Brest wieder aufgenommen, allein der Widerstand der Russen, die Nachricht von der Notlage in Österreich-Ungarn erhalten hatten und auf eine Revolutionierung des Staates hofften, hatte sich versteift. Auch konnte der Gegensatz der deutschen und österreichischen Auffassung durch einen Besuch Czernins in Berlin und durch persönliche Beratungen mit Ludendorff nicht überbrückt werden. Am 9. Februar 1918 schlossen daher die Mittelmächte den Brotfrieden mit der Ukraine, die sich verpflichtete, bis 1. August mindestens eine Million Tonnen Getreide aufzubringen. Dafür wurden ihr ein Teil polnischen Gebietes, das Cholmer Land, abgetreten und in einer Geheimklausel von der österreichischen Regierung die Erhebung Ostgaliziens zu einem selbständigen Kronlande im Verbande der Donaumonarchie zugesichert. (Vgl. Le Protocole secret de Brest-Litowsk sur la Galicie oriental. Revue d'histoire de la Guerre mondiale. XV. 1937. S. 274 ff.)

Kaum achtundvierzig Stunden hernach wurden die Verhandlungen in Brest-Litowsk durch Trotzki abgebrochen, der erklärte, er betrachte den Krieg als beendet. Diesen Schritt beantwortete die DOHL. damit, daß sie nach einer Frist von sieben Tagen ihre Truppen gegen Rußland vorrücken ließ. Dadurch sah sich die russische Regierung genötigt, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Eine neue russische Kommission, der jedoch Trotzki nicht angehörte, erschien in Brest-Litowsk und unterzeichnete am 3. März 1918 unter Protest einen Vertrag, auf Grund dessen Kurland, Litauen und Polen den Mittelmächten unterstehen, Finnland, Livland, Estland und die Ukraine vollkommen frei sein sollten.

Jetzt war auch die rumänische Regierung einem Frieden geneigter. Kaiser Karl hatte schon Anfang Februar 1918 mit Wissen Czernins, aber ohne Verständigung seines Bundesgenossen den Generalstabsoberst Randa in das rumänische Hauptquartier gesandt; dieser sollte den König Ferdinand auf die alle Monarchien bedrohende gemeinsame Gefahr des Bolschewismus und auf die Möglichkeit eines ehrenvollen Friedens aufmerksam machen. (Vgl. K. Werkmann. Österreichisch-ungarische Geheimverhandlungen im Weltkrieg. N. Freie Presse. 8. I. 1928, No. 22.741.) Am 4. Februar wurden die offiziellen Verhandlungen in Foksani aufgenommen, die Ende Februar unter persönlicher Leitung Czernins und Kühlmanns in Bukarest fortgesetzt wurden. Wieder waren die Mittelmächte uneins, Czernin und Kaiser Karl traten für ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen gegen König Ferdinand ein, während die deutsche Regierung den Bruch des Dreibundvertrages durch die Absetzung des Königs rächen wollte. Besondere Schwierigkeiten bereiteten die Forderungen Bulgariens, das die Abtretung der Dobrudscha verlangte, und der Türkei, die für diesen Fall das Gebiet an der Maritza als

Entschädigung beanspruchte. Der rumänische Ministerpräsident General Averescu wies alle diese Forderungen mit großer Entschiedenheit zurück, und erst nach einer Unterredung des Grafen Czernin mit König Ferdinand in Racaciuni kam unter starkem militärischen Druck — man drohte mit der Wiederaufnahme des Kampfes — der Vorfriede von Buftea am 3. März 1918 zustande. Jetzt trat Averescu zurück; es wurde eine deutschfreundliche Regierung unter Führung Marghilomans gebildet, die am 7. Mai den Frieden von Bukarest schloß. Rumänien mußte den Mittelmächten weitgehende wirtschaftliche Vorteile zugestehen, der südliche Teil der Dobrudscha wurde an Bulgarien abgetreten. Als Entschädigung wurde der rumänischen Regierung der Gewinn Beßarabiens in Aussicht gestellt.

Die Mittelmächte waren durch den immer gefährlicher werdenden Mangel an Rohstoffen, vor allem durch die wachsende Lebensmittelnot zu dem Brotfrieden mit der Ukraine und auch zu einer raschen Beendigung der Bukarester Verhandlungen gedrängt worden. Nach der am 11. Februar 1918 erfolgten Demobilisierung der russischen Armee konnten noch weitere Truppenkörper der Verbündeten aus der Ostfront abgezogen werden, wo nur die allenfalls für ein Eingreifen in der Ukraine oder für eine Erneuerung des Krieges mit Rumänien bestimmten Verbände blieben. In der Ukraine waren schon im Februar der größte Teil des Landes und die Hauptstadt Kiew von den Bolschewiken besetzt worden und die in Brest-Litowsk wartende Abordnung der ukrainischen Rada sah sich genötigt, die Unterstützung der Mittelmächte im Kampfe gegen ihre Widersacher zu erbitten. Aber während die DOHL. geneigt war, den Hilferufen der ukrainischen Regierung Folge zu leisten, wollte sich Kaiser Karl an keinem Unternehmen beteiligen, das als eine Wiederaufnahme des Kampfzustandes gedeutet werden konnte; vor allem müsse der Friedensschluß mit Rumänien abgewartet werden. Graf Czernin benutzte die Notlage der ukrainischen Delegierten, die in Wien erschienen waren, um sie zum Verzicht auf die Geheimklausel des Brester Friedens über die Zweiteilung Galiziens zu bewegen (vgl. S. 208). Inzwischen waren am 19. Februar die deutschen Truppen in breiter Front über die ehemalige Kampfzone sowohl im Norden als auch im Süden vorgerückt und es war zu erwarten, daß die Besetzung ukrainischen Gebietes sich ohne Mitwirkung österreichisch-ungarischer Truppen vollziehen werde. Deshalb und weil man unbedingt die Getreideeinfuhr aus der Ukraine zur Linderung der Lebensmittelnot benötigte, waren Graf Czernin und Arz bemüht, den Kaiser zu bewegen, seine Zustimmung zu dem geplanten Einmarsch seiner Truppen zu geben. Ende Februar vereinbarte Arz mit GFM. Hindenburg, daß die k. u. k. Streitkräfte längs der Bahnen gegen Odessa vorrücken sollten. Es wurde ausdrücklich betont, daß es sich um kein kriegerisches Unternehmen, sondern nur um die friedliche Unterstützung der ukrainischen Regierung handle. Für den Vormarsch wurden Teile der II. sowie der VII. k. u. k. Armee bestimmt, die Führung hatten FM. Böhm-Ermolli und GO. Kritek, den Oberbefehl FM. Köveß. Da einerseits Kampfhandlungen so viel als möglich vermieden werden sollten, andererseits der Zweck des Unternehmens die Aufbringung und Übernahme der so notwendigen Lebensmittelvorräte sein sollte, war man bei dem Vorrücken an die Bahnlinien des Landes gebunden, deren Gewinn und Behauptung eine unerläßliche Vorbedingung für den ersehnten Erfolg waren. Dadurch ergaben sich taktische Aufgaben ganz besonderer Art. Am 28. Februar 1918 überschritten die Truppen die alte Reichsgrenze und schoben ihre Sturmbataillone mit Hilfe des erbeuteten Eisenbahnmateriales sehr rasch vorwärts.

Schon in den ersten Tagen fielen den Truppen gewaltige Lebensmittelvorräte, Waffen und Fahrzeuge in die Hände. Leider hatte man es unterlassen, vor Beginn des Unternehmens mit der DOHL. die Vorrückungsstreifen der beiderseitigen Truppen genau abzugrenzen, so kam es zu mannigfachen Reibungen zwischen den Kommandostellen und zu einem eifersüchtigen Hasten der deutschen wie der österreichisch-ungarischen Verbände, um als Erste die Küste des Schwarzen Meeres und die Hafenstadt Odessa zu erreichen. An vielen Stellen entbrannten heftige Kämpfe mit den Bolschewiken, oft gerieten die an der Spitze vorrückenden Truppen in einen Hinterhalt und erlitten schwere Verluste. Dennoch erreichten am 13. März die vorgeschobenen Abteilungen der Verbündeten Odessa.

Das AOK. bildete nun eine eigene Armeegruppe „Cherson", deren Aufgabe es war, das Gebiet bis zum Bug zu sichern und zu deren Befehlshaber GO. Kirchbach bestellt wurde. Über das weitere gemeinsame Vorgehen wurden Besprechungen militärischer Vertreter Deutschlands und Österreich-Ungarns in Kiew eingeleitet, die anfangs ergebnislos blieben, da Kaiser Karl es entschieden ablehnte, einem gemeinsamen Oberbefehl des GO. Linsingen über sämtliche Streitkräfte in der Ukraine zuzustimmen. Nur darüber war man einig, daß man die Besetzung des Landes weiter nach Osten bis zur Linie Krim—Charkow ausdehnen wollte. Gerade der Vormarsch in diese Gebiete, wo größere Abteilungen bolschewistischer Truppen versammelt waren und feste Stützpunkte im Lande und an der Küste Gelegenheit zur Verteidigung boten, stieß auf bedeutende Schwierigkeiten. Bei Nikolajew und Cherson kam es zu hartnäckigen Kämpfen. Endlich wurde Ende März in Kiew ein Übereinkommen zwischen den Verbündeten getroffen, auf Grund dessen den österreichisch-ungarischen Streitkräften die Besetzung von Podolien, Cherson und Jekaterinoslaw sowie des südwestlichen Wolhyniens zufiel. Auch die Besetzung von Taurien und der Krim sollte unter österreichischem Oberbefehl, jedoch durch deutsche Truppen erfolgen.

Mit wachsender Ungeduld hatte man in Wien die Entwicklung in der Ukraine verfolgt, wo die Kommandostellen vollständig durch die militärischen Aufgaben in Anspruch genommen und noch nicht imstande waren, sich dem Hauptziel des Unternehmens, der Aufbringung von Lebensmitteln zuzuwenden. Erst Mitte Mai konnte nach der Einnahme von Sewastopol, des Kohlenbeckens am Donez, Charkows und Jekaterinoslaws die Besetzung der Ukraine als vollendet angesehen werden. Am 16. Mai wurde FM. Böhm-Ermolli von der Leitung der Truppen abberufen, die nun als „Ostarmee" zusammengefaßt wurden. An ihre Spitze trat G.d.I. Alfred Krauß, der sich als glänzender Organisator schon früher bewährt hatte. Allein, obgleich der neue Kommandant von dem Kaiser mit besonderen Vollmachten ausgestattet worden war, wurde ihm sehr bald nach seinem Amtsantritt die Möglichkeit selbständiger Entschließungen durch ein Übereinkommen entzogen, das zwischen den Abgesandten des Wiener Außenministeriums und der deutschen Regierung zu Berlin vereinbart wurde und das nahezu alle Rechte für die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes den deutschen Kommandanten übertrug. So hatte auch Krauß mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die noch durch die Wegarmut des Landes, durch die feindselige Stimmung der Bevölkerung und das beständige Auflackern revolutionärer Bewegungen erhöht wurden. Am 30. Juli wurde der deutsche Kommandierende GFM. Eichhorn ermordet, am 31. August forderte die Explosion eines Munitionsmagazins in Odessa, die vermutlich durch einen Anschlag verursacht worden war, zahlreiche Todesopfer

unter den österreichischen Truppen. General Krauß sah sich genötigt, das Standrecht für den ganzen Bereich seiner Armee zu verkünden, da die Bevölkerung offenkundig den Bolschewiken zuneigte und die ukrainische Regierung unter dem Hetman Skoropadski nur geringen Rückhalt besaß. Sie gebot vor allem nicht über die Macht, die Einhaltung ihrer, den Mittelmächten gewährten Zusagen, die Aufbringung der vereinbarten Lebensmittelmengen zu erzwingen. So blieb die Ablieferung von Getreide und Vieh in der Ukraine weit hinter den Erwartungen zurück. Die Gesamtlieferungen an Österreich-Ungarn betrugen, ohne die Lebensmittelpakete, die von den Soldaten an ihre Angehörigen geschickt werden durften, bis November 1918 46.225 Tonnen Getreide, 11.157 Tonnen Hülsenfrüchte und 55.421 Rinder. Diese Mengen wurden durch Schmugglerverkehr allerdings beträchtlich erhöht, dennoch genügten sie nicht, um die würgende Not an Lebensmitteln im Innern der Monarchie zu bannen.

Eine noch viel stärkere Belastung des guten Einvernehmens der Mittelmächte als die Besetzung der Ukraine bildete die Polnische Frage, die sogleich nach der Einnahme des Landes 1915 aufgeworfen und seitdem immer wieder erneuert worden war. Schon in der Zeit des Kriegsbeginnes war bei den Polen die Hoffnung auf die Wiedergeburt ihres Staates erwacht und auch der Gedanke einer austropolnischen Lösung, den schon Bismarck für den Fall eines Krieges mit Rußland erwogen hatte, war von den Polen Galiziens erörtert worden. Als nach dem Durchbruch von Gorlice-Tarnow (vgl. S. 108 ff.) im Verlaufe des Sommers 1915 der größte Teil Russisch-Polens von den Armeen der Mittelmächte besetzt worden war, flammte das nationale Empfinden überall empor. Aber wenn auch die Befreiung von der Knechtschaft Rußlands durch die Mittelmächte erfolgt war, so war es doch das tiefinnerste Bestreben der Polen, ihren Staat in voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit auch in bezug auf Deutschland und Österreich-Ungarn zu gestalten. Diese Lösung entsprach jedoch nicht den Interessen der Mittelmächte, deshalb fand sie geheime Förderung durch die Entente und sogar durch Rußland, das so lange jeden Ruf nach Freiheit bei den Polen mit grausamer Härte unterdrückt hatte. Zunächst gab es freilich für die Polen nur den Weg engsten Zusammengehens mit den Mittelmächten. Schon 1914 und in gesteigertem Maße nach der Befreiung wurden Freiwilligenformationen, die polnischen Legionen, gebildet, die einen starken Zustrom aus Galizien zu verzeichnen hatten. Auf ihre Führung gewann die bedeutende Persönlichkeit eines leidenschaftlichen polnischen Patrioten, des Kommandanten der 1. Legionsbrigade, Joseph Pilsudski, entscheidenden Einfluß.

Inzwischen verhandelten die Mittelmächte eifrig über die künftige Gestaltung Polens. Die Frage war deshalb so schwer zu lösen, weil jeder der beiden Staaten, Deutschland sowohl als Österreich-Ungarn, seit den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert (vgl. I. S. 327 f., II./1, S. 438) über polnische Provinzen gebot, die im Falle der Errichtung eines Nationalstaates auf dem ehemaligen Gebiete Rußlands eine Vereinigung mit ihren Volksgenossen angestrebt hätten. Aus diesem Grunde suchte jede der beiden Mittelmächte, sich den zu bildenden Staat in irgend einer Form anzugliedern, um so dem drohenden Verluste zu begegnen. Graf Burián, der damals die Außenpolitik Österreich-Ungarns leitete, vertrat mit großer Entschiedenheit die „austropolnische" Lösung, die Einverleibung Polens in die Donaumonarchie. Doch fand er im eigenen Lande heftige Gegner; denn die Angliederung des ehemaligen Kongreß-Polens — und nur um diesen Rumpfstaat konnte es

sich dabei handeln — hätte entweder auf dem Wege einer trialistischen Neugestaltung der Monarchie oder durch die Vereinigung mit Galizien im Rahmen der österreichischen Reichshälfte erfolgen können. Gegen die Einführung des Trialismus wandte sich Graf Tisza, der eine so tiefgreifende Verfassungsänderung in dieser Zeit der Unruhe nicht zulassen wollte, die Verbindung mit der westlichen Reichshälfte im Rahmen des Dualismus wurde aber von den Deutschen Österreichs entschieden abgelehnt, die eine völlige Unterdrückung durch die vereinigten slavischen Stämme der Monarchie befürchten mußten. Die ersten Verhandlungen über die polnische Frage fanden gleich nach der Einnahme Warschaus im August 1915 in Berlin zwischen Burián und Bethmann-Hollweg statt. Damals schien die Stimmung in Berlin einer austropolnischen Lösung nicht ungünstig zu sein, man verlangte vor allem die Sicherung der eigenen polnischen Gebiete und die Wahrung wirtschaftlicher Interessen; Bethmann war einer Angliederung Polens an Deutschland abgeneigt, weil er keine Vermehrung der polnischen Bewohner im eigenen Staate wünschte. Auch die konfessionelle Frage — die Polen waren katholisch — spielte eine große Rolle. Als jedoch am 14. und 15. April 1916 die Verhandlungen zwischen den beiden Staatsmännern in Berlin wieder aufgenommen wurden, ergab sich eine ganz veränderte Lage. Bethmann trat jetzt für die Schaffung eines unter deutschem Einfluß stehenden Pufferstaates ein; vor allem beanspruchte Deutschland die militärische Führung dieses Staates. Die Stellung Buriáns erfuhr eine weitere Schwächung, als das österreichische AOK. infolge der Katastrophe von Luck (vgl. S. 117 ff.) deutsche Hilfe erbitten mußte. Er war daher genötigt, dem Plane Bethmanns zuzustimmen. Polen sollte eine erbliche Monarchie mit konstitutioneller Verfassung werden und in ein enges Bundesverhältnis mit den Mittelmächten unter Verzicht auf eine selbständige Außenpolitik treten, das Heer sollte unter deutschem Oberbefehl stehen; doch dauerte es noch mehrere Monate, bis die Verhandlungen über die provisorische Verwaltung, für die ein deutsches Generalgouvernement in Warschau und ein österreichisch-ungarisches in Lublin eingerichtet wurden, zu einem Abschluß gelangten. Das Ergebnis war die Proklamation eines polnischen Staates durch die Mittelmächte vom 5. November 1916. Damit waren jedoch die Schwierigkeiten nicht beseitigt, vielmehr brachte das vorläufige Kondominium neue Gefahren. Die Hoffnungen, die man auf die militärische Mitwirkung der polnischen Bevölkerung gesetzt hatte, gingen nur zum geringen Teil in Erfüllung. Von Wien aus wurde eine lebhafte Agitation für eine neue Form der austropolnischen Lösung, entweder die Wahl eines österreichischen Erzherzogs oder die Personalunion Polens mit Österreich-Ungarn unter Kaiser Karl betrieben; durch die überraschende Gewährung einer Autonomie für Galizien durch die Wiener Regierung empfing die nationale Bewegung unter den Polen neuen Antrieb. Man hoffte in Wien, in dem polnischen Großgrundbesitz und im Klerus die besten Stützen der austropolnischen Lösung zu finden, doch trat die Geistlichkeit des Landes bald in offene Gegnerschaft gegen die österreichische Verwaltung.

Der Abschluß des Friedens von Brest-Litowsk mit der Ukraine am 9. Februar 1918 (vgl. S. 208), in dem Czernin die Zweiteilung Galiziens und die Abtretung des Cholmer Landes zugestand, führte dann einen schroffen Wandel der Stimmung unter den Polen herbei. Der in Warschau eingesetzte Regentschaftsrat, in dem Pilsudski die erste Stelle einnahm, wandte sich ganz von den Mittelmächten ab, das polnische Ministerium beschloß seinen Rücktritt, der österreichische Militär-

gouverneur in Lublin, Graf Szeptycki, legte seine Stelle nieder und die polnischen Legionen verweigerten den Gehorsam, so daß am 18. Februar 1918 ihre Auflösung erfolgen mußte. Auch im Innern der Monarchie machte sich diese Mißstimmung geltend, der Polenklub trat in Opposition und vermehrte die innenpolitischen Schwierigkeiten der österreichischen Regierung. Dazu kamen die fortwährenden Auseinandersetzungen über die polnische Frage zwischen den Mittelmächten, die nicht nur die Beziehungen der verbündeten Regierungen, sondern auch der Monarchen zueinander bedenklich trübten. Im August 1918, während des Besuches Kaiser Karls in Spa bei Kaiser Wilhelm wurde die „Kandidatenlösung" erörtert. Polnische Abgesandte waren bei Kaiser Wilhelm erschienen und er hatte ihnen Erzherzog Karl Stephan als Regenten vorgeschlagen. Diese Abgeordneten kamen dann auch nach Wien und vertraten hier ihre Wünsche und in der Tat war es im Herbst 1918 zu einer weitgehenden Annäherung des deutschen und österreichischen Standpunktes gekommen, als der Zusammenbruch der Mittelmächte alle Pläne zunichte machte.

12. Der Krieg zur See.

Vgl. die Bibliographie Österreich-Ungarns im Weltkrieg, Weltkriegsbücherei, w. o., S. 82 f.; Italien, Weltkriegsbücherei, S. 84 f. und die auf Seite 10 angeführten Werke von Sokol, Österreich-Ungarns Seekrieg; Winterhalder, Österreichisch-ungarische Kriegsmarine; Wulff, Donauflottille. — P. Frh. v. Handel-Mazzetti u. V. Igálffy v. Igaly, Österreich-Ungarns Seekrieg. In M. Schwarte. Der große Krieg. V. Bd. S. 569—588. — Welsch. Die österr.-ungar. Donauflottille i. Weltkrieg. Deutsche Wehr 1938. 20. H. — Bilddokumente aus Österreich-Ungarns Seekrieg. 1914—1918. Hrsg. v. N. v. Martiny. Graz 1939.

G. v. Trapp. Bis zum letzten Flaggenschuß. Erinnerungen eines österr. U-Bootkommandanten. Salzburg-Leipzig 1935. — B. Nowotny. Dreiunddreißig Monate Kriegsfahrten mit S. M. S. „Scharfschütze". Wien 1918. — E. v. Suhay. Über das Zusammenwirken von Heer und Flotte im Weltkriege. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927. S. 415—433. — Th. Braun. Anton Haus. Neue österr. Biographie. I. Bd. Wien 1923. S. 126—131. — E. v. Schmidt-Pauli. Nikolaus v. Horthy. Admiral, Volksheld u. Reichsverweser. Berlin 1937.

Capo di Stato Maggiore della R. Marina. La Marina italiana nella Guerra mondiale. 1915—1918. Rom 1926. — Uffizio storico della R. Marina. La Marina italiana nella Grande Guerra. 2 Bde. Florenz 1935, 1936. — Capo di Stato Maggiore della R. Marina. Gli avvenimenti della guerra nei riflessi della legislazione marittima. 2 Bde. Rom 1930, 1935. — Il traffico marittimo 1915—1918. 2 Bde. Rom 1932. — Cronistoria documentata della guerra marittima 1915—1918. 2 Bde. Rom 1930, 1935. —

C. Manfroni. Marina ed ali d'Italia nella Guerra mondiale. Mailand 1937. — Ders. I nostri alleati navali. Ricordi della guerra adriatico 1915—1918. Mailand 1927. — Ders. Storia della marina italiana durante la Guerra mondiale 1914—1918. Bologna 1923. — M. Morabito. La marina italiana in guerra 1915—1918. Mailand 1933. — A. Balliano u. G. Soavi. L'Italia sul mare nella Grande Guerra. Turin 1934. — E. Bravetta. L'arma sottomarina e come fu debellata. Mailand 1931. — C. Manfroni e V. Giglio. Marina e aviazione italiene nella guerra mondiale. Mailand 1937. — F. Porro. La guerra nell'aria. Mailand 1935. — L. Contini. L'aviazione italiana in Guerra. Mailand 1934. — U. degli Uberti. L'ammiraglio Luigi di Savoia. Duce degli Abruzzi. Turin

1935. — G. Po. Il grande ammiralgio Paolo Thaon de Revel. Turin 1936. — L. Slaghek. Con gli Inglesi in Adriatico. Rom 1934. —

A. Thomazi. La guerra navale dans l'Adriatique. Paris 1925. (La marine française dans la Grande Guerre. II. Bd.)

Während die Landstreitkräfte der Mittelmächte in enger Verbindung, oft vollkommen vermischt, den großen gemeinsamen Kampf durchgefochten haben, waren die beiderseitigen Kriegsflotten, kleinere Einheiten abgesehen, voneinander getrennt und jede für sich in ein bestimmtes Gebiet und auf eine bestimmte Aufgabe gewiesen. In den Jahren 1900 und 1913 hatte man die dürftigen militärischen Vereinbarungen der Dreibundpartner (vgl. S. 73 ff.) durch Marinekonventionen ergänzt, die sich hauptsächlich auf ein gemeinsames Vorgehen Österreich-Ungarns und Italiens zur See bezogen; als aber Italien bei Beginn des Weltkriegs sich von den Mittelmächten trennte und im Frühjahr 1915 offen auf die Seite ihrer Gegner trat, waren daher jene Abmachungen gegenstandslos geworden und die österreichisch-ungarische Kriegsflotte sah sich vor andere Aufgaben gestellt, als man in Friedenszeiten angenommen hatte. Sie hätte im Vereine mit der italienischen Flotte die Verbindung Frankreichs mit seinen nordafrikanischen Kolonien stören und Truppentransporte verhindern sollen; ihr Kampfgebiet wäre also das westliche Mittelmeer gewesen und ihre Tätigkeit hätte eine Entlastung der deutschen Westfront bewirken sollen. Als nun Italien seine Neutralität erklärte, vermochte die k. u. k. Flotte nicht, diese Aufgabe zu erfüllen, sie war in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt und auf das abgeschlossene Gebiet der Adria verwiesen, so daß die französischen Truppentransporte von der Nordküste Afrikas nach Marseille ohne jedes Hindernis vor sich gehen konnten. So wirkte sich auch in dieser Beziehung die Neutralitätserklärung Italiens hauptsächlich zu Ungunsten Deutschlands aus, während Österreich-Ungarn zunächst militärisch davon nicht berührt wurde.

Die Mobilisierung der Kriegsflotte und der Donauflottille wurde am 26. Juli 1914 für den Kriegsfall „B" (Balkan) angeordnet und ohne jede Störung vollzogen. Sofort nach den Kriegserklärungen Deutschlands an Frankreich und England ergaben sich zwei Aufgaben von nicht geringer Bedeutung: einerseits die Hilfeleistung für die von den Gegnern bedrohten Kreuzer „Goeben" und „Breslau" der deutschen Mittelmeerdivision, andererseits das Zusammenwirken mit diesen deutschen Seestreitkräften im Schwarzen Meer, ein Unternehmen, von dem man sich in Berlin den stärksten Einfluß auf die politische Haltung der Balkanstaaten und der Pforte versprach. Das AOK. überließ die Entscheidung in beiden Fällen dem Flottenkommandanten Admiral Haus; dieser lehnte jedoch aus politischen und militärischen Gründen einen Vorstoß nach Messina, wo die deutschen Kreuzer eingeschlossen waren, ab und ließ sich nur bereit finden, den beiden Schiffen, die am 6. August die feindliche Blockade durchbrochen und den Kurs nach Osten genommen hatten, mit einer Eskadre in die südliche Adria entgegenzufahren. Die deutsche Mittelmeerdivision rettete sich aber trotz der Verfolgung durch englische und französische Schiffe in das aegäische Meer und lief in den Dardanellen ein. Admiral Haus war der Ansicht, daß Operationen der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte weder im Mittelmeer noch im Schwarzen Meer anzuraten seien, und wies darauf hin, daß der Küstenschutz Dalmatiens und Istriens die erste Aufgabe der österreichischen Marine sein müsse und daß es unmöglich sei, ohne nachhaltige Schwächung der Flotte eine größere Anzahl Schiffe allzuweit von der natürlichen Basis einzusetzen. Auch sah er voraus, daß Italien in absehbarer

Zeit zum Kampfe übergehen werde; er war daher bestrebt, die Flotte in ungeminderter Kriegstüchtigkeit zu erhalten.

Die ersten Kriegshandlungen zur See erfolgten an der Südküste Dalmatiens, wo die vollkommene Abschließung Montenegros durch das Bombardement Antivaris eingeleitet werden sollte. Die Verbindung mit Serbien und Montenegro über die Adriaküste war jedoch für die Versorgung beider Länder mit Kriegsmaterial von großer Bedeutung und so erzwangen die französischen Kriegsschiffe die Aufhebung der Blockade. Es gelang ihnen, am 16. August 1914 den k. u. k. Kreuzer „Zenta", den sie mit gewaltiger Übermacht bei Cattaro umringten und mit schwerstem Feuer belegten, zum Sinken zu bringen.

In Cattaro hatte sehr bald nach Beginn des Krieges die Beschießung der Befestigungen durch die auf dem Lovcen eingebaute montenegrinische Artillerie eingesetzt, doch konnten diese Batterien durch das Feuer der österreichisch-ungarischen Kriegsschiffe niedergehalten werden. Gefährlich wurde jedoch die Lage, als es den Franzosen gelang, über Antivari weittragende Marinegeschütze nach Montenegro und auf den Lovcen zu bringen. Dennoch wurden auch sie durch das Feuer der 30.5-cm-Geschütze des Schlachtschiffes „Radetzky", das Ende Oktober 1914 nach Cattaro kam, zum Schweigen gebracht. Damit war die Gefahr, die dem Kriegshafen vom Lovcen aus drohte, beseitigt. Die in Cattaro stationierten Schiffe der k. u. k. Kriegsmarine haben in den folgenden Monaten trotz aller Gegenmaßnahmen der Feinde den Verkehr an der montenegrinischen Küste nahezu ganz unterbunden und den Strandbefestigungen schweren Schaden zugefügt. Sie wurden bei allen Unternehmungen in wirksamster Weise durch die Seeflugzeuge unterstützt.

So mußte der Kommandant der französischen Flotte den Plan einer Durchbrechung der Blockade der montenegrinischen Küste aufgeben; er entschloß sich jetzt, die Adria durch die Sperre der Straße von Otranto abzuriegeln und so die österreichisch-ungarische Flotte einzuschließen. Vereinzelte Angriffe der französischen Schiffe auf die Felseninsel Pelagosa, auf Lissa und Cattaro blieben ohne Erfolg. Die Aufgabe der französischen Flotte, die Kriegstransporte nach Montenegro zu sichern, wurde ebenso wie die Blockade der Straße von Otranto durch die unablässigen Angriffe der österreichischen Unterseeboote erschwert; am 21. Dezember 1914 hatte „U 12", geleitet von Linienschiffsleutnant Egon Lerch, bei Corfu das französische Schlachtschiff „Jean Bart" torpediert; am 27. April 1915 gelang es „U 5", unter der glänzenden Führung des Linienschiffsleutnants Georg Ritter von Trapp, den französischen Kreuzer „Léon Gambetta" zu versenken. Dieser Verlust bewog die Franzosen, die Blockade der Adria aufzuheben und sich darauf zu beschränken, eine Vereinigung der k. u. k. Kriegsflotte mit den in den Dardanellen befindlichen deutschen Schiffen zu verhindern.

Erst der Eintritt Italiens in den Krieg stellte die k. u. k. Marine vor ihre eigentliche große Aufgabe. Die italienische Flotte war der österreichisch-ungarischen (vgl. S. 69 f.) sowohl in der Zahl der Schiffe aller Kategorien als auch in der artilleristischen Ausrüstung weit überlegen und so konnte die italienische Admiralität, an deren Spitze der Herzog von Abruzzen und der Vizeadmiral Thaon de Revel standen, von Beginn des Kampfes an ein offensives Vorgehen mit dem Ziel der Vernichtung des Gegners und Besetzung der wichtigsten Küstenorte planen. Die italienischen Seestreitkräfte waren auf die Hafenstädte Venedig, Brindisi und Tarent verteilt und wurden noch durch englische und französische

Geschwader verstärkt. Allein auch Admiral Haus war entschlossen, den Kampf mit einem Angriff zu eröffnen. Die vortreffliche Seefliegerei ermöglichte ihm die Überwachung der Zufahrtsstrecken zu den eigenen Kriegshäfen, während er überfallsartig sofort nach dem Eintreffen der Kriegserklärung die Beschießung der italienischen Adriaküste durchführte, um den militärischen Aufmarsch zu stören (vgl. S. 140). Schon am Abend des 23. Mai 1915 verließ er mit dem größten Teil der österreichisch-ungarischen Flotte den Kriegshafen Pola und in den frühen Morgenstunden des 24. Mai erfolgte die Beschießung der Hafenanlagen von Ancona durch zwei Geschwader und zahlreiche Seeflugzeuge mit nachhaltigem Erfolg. Ebenso wirksam waren die Angriffe der österreichischen Kreuzer und Torpedoboote auf Rimini, Senigallia und die Südküste Italiens. Gleichzeitig erfolgte ein Angriff der Seeflugzeuge auf Venedig.

Nach dieser Einleitung des Seekrieges waren jedoch die weiteren Unternehmungen auf beiden Seiten von der Absicht geleitet, den Verlust der Schlachtschiffe zu vermeiden. So blieben die großen Einheiten, um vor allem der Minengefahr zu entgehen, meist im Schutz der Hafenanlagen, und der Kampf in der Adria löste sich in einen Kleinkrieg auf, in dem die Hauptaufgabe den Torpedobooten, Unterseeboten, Minenlegern und -suchern und den Seeflugzeugen zufiel. Die Italiener suchten die völlige Blockade der österreichisch-ungarischen Adriaküste durchzuführen, die k. u. k. Marine hingegen, diese Küste zu schützen, den Seeverkehr aufrecht zu erhalten und jedes Eindringen des Gegners abzuwehren. Am 10. Juli 1915 besetzten die Italiener die Felseninsel Pelagosa, um sich eine Signalstation und einen Stützpunkt für Unterseeboote zu schaffen. Wenige Tage später versuchte eine Division der italienischen Flotte die Bahnstrecke Gravosa—Cattaro zu zerstören, doch wurde dabei das Führerschiff, der Panzerkreuzer „Guiseppe Garibaldi", von dem österreichischen Unterseeboot „4", unter Führung des Linienschiffsleutnants Rudolf Singule, torpediert und zum Sinken gebracht, so daß dieses Unternehmen mit einem schweren Verluste endete. In den nächsten Wochen nötigten dauernde Angriffe durch U-Boote und kleinere Einheiten der österreichisch-ungarischen Flotte die Italiener, Pelagosa wieder zu räumen. Wie in den ersten Kriegsmonaten, so erwarben sich auch jetzt Offiziere und Mannschaften der U-Boote durch ihr heldenhaftes Verhalten hohen Ruhm; so fand bei dem Untergang von „U 12", das bei dem Versuch, in den Hafen von Venedig einzudringen, auf eine Mine geraten war, am 12. August 1915 die gesamte Besatzung mit dem Kommandanten Egon Lerch den Seemannstod, und als „U 3" am nächsten Tage sank, ging der Kommandant Linienschiffsleutnant Karl Strnad freiwillig mit seinem Schiff und einigen Mann der Besatzung in die Tiefe. In den letzten Monaten des Jahres kam es zu oft sehr gefahrvollen Unternehmen der k. u. k. Flotte gegen die albanische Küstenstrecke, um die für Serbien bestimmten Transporte von Kriegsmaterial zu verhindern und auf diese Weise an der großen Offensive der Mittelmächte gegen Serbien mitzuwirken. Am bedeutendsten war das Seegefecht am Cap Rodoni am 29. Dezember 1915 unter der kühnen und umsichtigen Führung des Linienschiffskapitäns Heinrich Seitz. Da auch in den folgenden Jahren der Kampf hauptsächlich ein Kleinkrieg, vor allem gegen die Handelsschiffe blieb, kam den U-Booten besondere Bedeutung zu. Während im Jahre 1916 der U-Bootkrieg mit Rücksicht auf die Neutralen strenge nach der Prisenordnung als „eingeschränkter" U-Bootkrieg geführt wurde, setzte, nachdem sich Großadmiral Haus in der Staatskonferenz vom 20. Jänner 1917 in der Wiener Hofburg im Beisein des deut-

schen Admirals von Holtzendorff dafür ausgesprochen hatte, mit Februar 1917 der „uneingeschränkte" U-Bootkrieg auch in der Adria und im Mittelmeer ein.

Wenige Tage später starb Großadmiral Anton Haus und an seine Stelle trat Vizeadmiral Maximilian Njegovan. Wie bei dem Landheere, so machte sich zu dieser Zeit auch bei der so notwendigen Aufrüstung der Marine der Materialmangel, unter dem die Mittelmächte litten, in nachhaltiger Weise geltend. Deshalb war es unmöglich, die Flotte so zu vergrößern, die Verluste an Schiffen so rasch zu ersetzen, als es die gefahrvolle Lage verlangt hätte. Während so die österreichisch-ungarische Marine im wesentlichen auf ihrem Stande verblieb, erfuhren die Seestreitkräfte der Gegner eine bedeutende Vermehrung. Es wurden nicht nur zahlreiche neue Einheiten bei der italienischen Flotte in Dienst gestellt, auch die englischen und französischen Geschwader wurden ständig vergrößert und selbst Japan entsandte eine Flottenabteilung in das Mittelmeer. Die Frage des gemeinsamen Vorgehens und eines gemeinsamen Oberbefehls bereitete allerdings den Ententemächten manche Schwierigkeiten. Im November 1917 wurde in Paris ein gemeinsamer „Marinerat" gegründet, der die Unternehmen zur See zu überwachen hatte; die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls im Mittelmeer, für den der britische Admiral Jellicoe ausersehen war, wurde jedoch von den Italienern abgelehnt.

Besonders wichtig war das Zusammenwirken von Land- und Seestreitkräften nicht nur bei der Eroberung Montenegros und Albaniens (vgl. S. 127 f.), sondern auch im Frühjahr 1917, als die italienischen Heere seit der 9. Isonzoschlacht (vgl. S. 150) mit dem rechten Flügel ihrer Front an der Meeresküste immer mehr vordrangen und einigen Raumgewinn auf der Hochfläche von Doberdo erzielten. Damit geriet Triest in immer größere Gefahr. (G. Gaeta. Trieste durante la guerra mondiale. Triest 1938.) Ende Mai war der Angriff der italienischen Armeen von dem Meere aus durch das Geschützfeuer britischer Monitore unterstützt worden. Auch im August, in der 11. Isonzoschlacht nahmen italienische und englische Kriegsschiffe an dem Kampfe teil; in beiden Schlachten erzielten jedoch die österreichischen Seeflugzeuge, sowohl gegen die feindliche Marine als auch durch Bombenabwürfe auf die feindlichen Stellungen sehr bedeutende Erfolge. Die kühne Kampflust unserer Seeflieger erfuhr noch eine Steigerung, als am 24. Oktober 1917 die lang ersehnte Offensive der Mittelmächte am Isonzo eingeleitet wurde. Sie hatten nun vor allem den Rückzug des Gegners so viel als möglich zu stören und den Abtransport der ungeheuren Mengen von Kriegsmaterial zu verhindern. Besonders notwendig war damals die Vernichtung der von feindlichen Schiffen gelegten Minen, die das Gebiet der ganzen nördlichen Adria zu einer Zone schwerer Gefahren gestaltet hatten. Seeflugzeuge und Minensuchboote waren unablässig mit der Aufdeckung und Unschädlichmachung der zahlreichen Minenfelder und Minenlinien beschäftigt. Zu dieser Zeit, im Spätherbst 1917, erreichte auch der uneingeschränkte U-Bootkrieg im Mittelmeer, an dem 32 deutsche und 14 österreichisch-ungarische Boote beteiligt waren, den Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Dann setzte die planmäßige Abwehr der Gegner ein, hauptsächlich durch Torpedobootzerstörer, die den Handelsschiffen das Geleit gaben, durch Tiefbomben, Minen, Netze, U-Bootfallen und U-Boote, die der U-Bootflottille der Mittelmächte schwere Verluste brachten. In der Adria war das Streben der feindlichen Flottenkommandanten in dem letzten Kriegsjahr 1917—1918 hauptsächlich auf eine vollständige Abschließung durch die Sperre der

Straße von Otranto gerichtet. Diese „Verkorkung" der Adria, die schon 1915 begonnen hatte, wurde jetzt mit allen denkbaren Mitteln ausgestaltet; man verwendete zum größten Teil lange Netzbarrikaden, zum Teil mehrfache Minenreihen in verschiedenen Tiefen. Um diese Sperre zu durchbrechen, unternahmen kleinere österreichisch-ungarische Flottenabteilungen mehrere Vorstöße in die Otrantostraße; trotzdem wurde die Abschnürung immer fühlbarer und der am 1. März 1918 zum Flottenkommandanten ernannte Konteradmiral Nikolaus Horthy de Nagybánya entschloß sich daher zu einem umfassenden Angriff. Aber schon zu Beginn der Aktionen wurde das Flaggschiff der 1. Division „Szent Istvan" von einem feindlichen Torpedo getroffen und zum Sinken gebracht, so daß der Flottenkommandant das Unternehmen aufgeben mußte.

Noch einmal kam es zu einem größeren Zusammenstoß, als am 2. Oktober 1918 die Schiffe der Ententeflotten einen gemeinsamen Angriff auf Durazzo versuchten. (F. Vicoli. L'azione navale di Durazzo e altre imprese di guerre della marina italiana 1918. Mailand 1932.) Obgleich sich schon damals die schwerwiegendsten Veränderungen in dem inneren Gefüge der Monarchie vollzogen, bewahrten die an der Abwehr des Gegners beteiligten Mannschaften eine glänzende Haltung. Dies war um so bemerkenswerter, als sich schon seit längerer Zeit bedenkliche Zersetzungserscheinungen bei den Bemannungen der Kriegsschiffe gezeigt hatten. Am 5. Oktober 1917 war das Torpedoboot „11" durch Verrat eines Tschechen zu dem Feinde dersertiert; im Zusammenhang mit einem Streik der Arbeiter des Seearsenals in Pola war dann am 1. Februar 1918 eine sehr gefährliche Meuterei auf den im Hafen von Cattaro liegenden Kriegsschiffen ausgebrochen, an der hauptsächlich Matrosen kroatischer, italienischer und tschechischer Nationalität sowie Anhänger radikalsozialistischer Parteien beteiligt waren. Dennoch gelang es, von einzelnen Vorkommnissen abgesehen, die alte Disziplin aufrecht zu erhalten, bis der innere Zerfall des Reiches offenbar wurde. Im Sommer 1918 erschienen tschechische Sendboten in Dalmatien, um eine revolutionäre Propaganda unter den Mannschaften der k. u. k. Kriegsmarine einzuleiten. In Sebenico bildete sich ein „Matrosenkomite" und bald dehnte sich die Verschwörung auf die Besatzungen der Landbefestigungen und zahlreicher Schiffe aus. Der Ausbruch eines Aufstandes wurde jedoch durch den rasenden Lauf der politischen Ereignisse überholt. Das Manifest Kaiser Karls vom 16. Oktober 1918, das die Auflösung der Monarchie in einen Bundesstaat verkündete, die Antwort Wilsons an Österreich-Ungarn, die Anerkennung der Tschechoslowakei als kriegführender Staat und die Ankündigung eines neu erstehenden südslavischen Reiches lösten die Fesseln vollkommen, die bisher die Marine des alten Österreich-Ungarn zusammengehalten hatten. Auf allen Schiffen bildeten sich Matrosenräte, die das Kommando übernahmen; die Ungarn verlangten dringend die Beurlaubung in die Heimat und in wenigen Tagen war der Zerfall so weit fortgeschritten, daß es keinen Halt mehr gab. Es handelte sich jetzt nur darum, wem das kostbare Kriegsmaterial der Flotte zuteil werden würde, auf das die Italiener Anspruch erhoben. Daher verfügte der Kaiser am Abend des 30. Oktober auf Grund der aus Pola und den Küstenorten einlaufenden verzweifelten Meldungen, daß die Flotte, die Marineanstalten und das gesamte Marineeigentum dem südslavischen Nationalstaate zu übergeben seien. Der Erfüllung dieser traurigen Pflicht unterzog sich am nächsten Tag der Flottenkommandant Nikolaus Horthy; zum letztenmale wehte die ruhmvolle Kriegsflagge Österreich-Ungarns in den Nachmittagsstunden

des 31. Oktober von dem Flaggenschiffe „Viribus unitis", auf dem die Übergabe vollzogen wurde. Damit hatte die k. u. k. österreichisch-ungarische Kriegsmarine zu bestehen aufgehört. In der folgenden Nacht wurde das Flaggschiff durch zwei italienische Offiziere, die in Pola eingedrungen waren, und Minen gelegt hatten, versenkt. (R. Rosetti. Contra la „Viribus unitis". Rom 1925. — B. Frei. Die roten Matrosen von Cattaro. Wien 1927. — F. Swoboda. Traurige Helden d. Umsturzes in d. Adria. Wien 1930.)

Die Donauflottille, die an allen kriegerischen Unternehmungen in den angrenzenden Gebieten, an den Kämpfen gegen Serbien und Rumänien hervorragenden Anteil genommen hatte, lief am 6. November 1918 nach Ausschiffung der slavischen Mannschaften unter ungarischer Flagge in Budapest ein, mußte jedoch nach dem Friedensschluß dem rumänischen und dem jugoslawischen Staate übergeben werden. (C. V. Usborne. Budapest 1918—1919. Hungarian Quarterly 1938. S. 413—420.)

13. Der Zerfall Österreich-Ungarns.

Vgl. Bibliographie Österreich-Ungarns im Weltkrieg. Vjh. 2/3. Weltkriegsbücherei, S. 60 ff., 104 ff., 107 ff. — Bibliographie zur Geschichte der Nachfolgestaaten, Ebd. Vjh. 5. S. 24 ff., 63 ff., 82 ff., 103 ff., 111 ff.

Vgl. die Memoirenwerke und allgemeine Darstellungen auf S. 8 ff.: Burián. Drei Jahre, S. 291 ff. — Erzh. Joseph. A világ háború, VII. Bd. — Plener. Erinnerungen, III. Bd. — Helfferich. Weltkrieg, III. Bd. S. 509 ff. — Lammasch. Aufzeichnungen, w. o. — Bilinski. Memoiren, w. o. II. Bd. — Glaise-Horstenau. Katastrophe, w. o. — Polzer-Hoditz. Kaiser Karl, w. o. — Werkmann. Deutschland als Verbündeter, S. 281 ff. — Cramon. Bundesgenosse, S. 173 ff. — Gratz u. Schüller. Wirtschaftl. Zusammenbruch, w. o. — Landwehr, Hunger, w. o.

Andrassy. Diplomatie und Weltkrieg, w. o. S. 273 ff. — F. Frh. v. Wieser. Österreichs Ende. Berlin 1919. — K. F. Nowak. Der Sturz der Mittelmächte. München 1921. — Ders. Chaos. München 1923. — H. Kerchnawe. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie. In „Revolutionen der Weltgeschichte", München 1933. S. 539—554. — Schneefuß. Österreich. S. 74 ff. — B. Brehm. Das war das Ende. Von Brest-Litowsk bis Versailles. München 1932. — Ders. Weder Kaiser noch König, w. o. — J. v. Szilassy. Der Untergang der Donaumonarchie. Berlin 1921. — J. Opočensky. Umsturz in Mitteleuropa. Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns und die Geburt der kl. Entente. Deutsch v. K. L. Reimer. Hellerau 1932. — M. Martschenko. La catastrophe Austro-hongroise. Nancy-Paris 1919. —

Für den Umsturz in Deutschösterreich vgl. außerdem: Stenographische Protokolle über die Sitzungen der provis. Nationalversammlung für Deutsch-Österreich. Wien 1919. — Die Schriften der sozialdemokratischen Parteiführer vgl. in Bibliographie Österreich-Ungarns, w. o. 103 ff. darunter: L. Brügel. Geschichte der österr. Sozialdemokratie, V. Bd. Wien 1925. — O. Bauer. Die österr. Revolution. Wien 1923. — R. Müller. Die November-Revolution. Wien 1924. (Vom Kaiserreich zur Republik, 2. Bd.)

Über Ungarn vgl.: A. Graf Apponyi. Erlebnisse und Ergebnisse. Berlin 1933. — N. Graf Esterházy. Meine Erlebnisse und Eindrücke aus d. Zeit v. 1. Nov. 1918 bis 2. August 1919. Budapest 1921. — M. Graf Károlyi. Gegen eine ganze Welt. Mein Kampf um den Frieden. München 1925. Engl. Ausg. New-York 1925. Dazu vgl. H. v. Srbik. D. Ltz. 48. Bd. 1927. Sp. 28—32, u. O. v. Wertheimer. Preuß. Jahrb. 195. Bd. 1924. S. 258—275. — L. Prinz Windischgrätz. Vom roten zum schwarzen Prinzen. Mein Kampf gegen das k. u. k. System. Berlin-Wien 1920. — G. Gratz. Vor dem Zusammenbruch. Die letzten Briefe des Grafen Stephan Tisza. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 1098—1110. — Th. Graf Batthyany. Für Ungarn gegen Hohenzollern. Zürich-Wien 1930. — E. Mályusz. Sturm auf Ungarn. München 1931. — G. Nyiri. Die Regierung Károlyi in Ungarn 1918—1919. Budapest, s. a. (1926). — Z. Szende. Die Ungarn im Zusammenbruch 1918. Feldheer/Hinterland. Oldenburg 1931. — A. Szakolczai. Von Kossuth bis Trianon. Preßburg 1925. (Ungarisch.) — M. Kozma. Az összeomlás 1918—19. (Der Zusammenbruch) Budapest, s. a. (1934.) — O. Jászi. Magyariens Schuld — Ungarns Sühne. Revolution und Gegenrevolution in Ungarn. München 1923. Engl. Ausgabe London 1924. — Ders. The dissolution of the Habsburg Monarchy. Chicago 1929. — A. Frh. v. Kaas. Der Bolschewismus in Ungarn. München 1930. — E. v. Schmidt-Pauli. Graf Stephan Bethlen. Berlin 1931. — J. Breit v. Doberdó. A Magyarországi 1918/19 évi forrodalmi mozgalmak és a vörös háború története. I. Bd. (Gesch. d. revol. Bewegungen in Ungarn 1918/19) Budapest 1925. — G. M. Sangiorgi. L'Ungheria dalla Repubblica di Károlyi alla regenza di Horthy. Bologna 1927.

Über die Bildung des tschechoslowakischen Staates vgl.: Diplomatické dokumenty o česko slovenském státu. Paris 1918. — Papers relating the foreign relations of the United States, w. o. Suppl. I./1. — R. Lansing. War memoirs. New-York 1935. — Ch. Seymour. The intimate papers of Col. House. III. Bd. London 1928. — Pokrowski, Internationale Beziehungen, w. o. II. Reihe. Bd. 6ff. — Poincaré. Au service de la France, VI. Bd. — Lloyd George. War memoirs, w. o. — Paléologue. La Russie des Tsars, w. o.

T. G. Masaryk. Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914—1918. Berlin 1925. Tschech. Neuausgabe Prag 1936. — K. Čapek. Masaryk erzählt sein Leben. Aus d. Tschech. übersetzt von C. Hoffmann. Berlin 1936. — Die Ahnenprobe Masaryks vgl. in: A. Anthony-Siegenfeld. Das sterbende Österr.-Ungarn u. s. Nachfolgestaaten in d. Ahnentafeln ihrer führenden Männer. Forsch. u. Mitt. d. öst. Inst. f. Genealogie. I./2. Wien 1927. S. 3—30. — H. Preller. Th. G. Masaryk. Arch. f. Pol. u. Gesch. VII. 1926. S. 199—229. — H. Singule. Der Staat Masaryks. Berlin 1937. — **Masaryk u. s. Aktion während d. Weltkrieges. Berl. Mh. XV. 1937. S. 1000—1020. — J. Herben. T. G. Masaryk. 3 Bde. 1928—1930. — Z. Nejedlý. T. G. Masaryk, 3 Teile. Prag 1930—1935. — D. A. Lowrie. Masaryk national builder. New-York. 1930. — G. Zarnow. Masaryk—Benesch. Dortmund-Berlin 1939. — E. Beneš. Světova válka a naše revoluce. 2 Bde. u. 1 Bd. Dokumente. Prag 1927. Verkürzte deutsche Ausgabe v. C. Hoffmann: E. Beneš. Der Aufstand der Nationen. Berlin 1928. — P. Crabitès. Beneš. Statesmann of Central Europe. London 1935. — Krasny archiv. 33. u. 34. Bd. — R. Gajda. Moje paměty. Prag 1921. —

H. Schürff. Das Verhalten der Tschechen im Weltkrieg. Wien 1918. — J. Pekař. České fronty. 2 Teile. Prag 1917—1919. — K. Tschuppik. Die tschechische Revolution. Wien 1920. — P. Molisch. Vom Kampf der Tschechen

um ihren Staat. Wien-Leipzig 1929. — Ders. Die Entstehung der Tschechoslowakei. Wien 1929. — K. Klasen. Die völkerrechtliche Bedeutung der Anerkennung der Tschechoslowakei während des Weltkrieges. Diss. Hamburg 1933. — E. Strauß. Die Entstehung der tschechoslowakischen Republik. Prag 1934. — W. Ziegler. Die Entstehung d. Tschechoslowakei. Ztschr. f. Politik. 1938. S. 335—347. — H. Hassinger. Die Tschechoslowakei. Wien-Leipzig 1925. — K. Krofta. Geschichte der Tschechoslowakei. Berlin 1932. — R. Freißler. Vom Zerfall Österreichs bis zum tschechoslowak. Staat. Berlin 1921. — J. Opočensky. Der Untergang Österreichs und die Entstehung des tschechoslowakischen Staates. Pol. Bücherei. VI. Prag 1928. — V. Chaloupecký. Zápas o Slovensko. 1918. (Der Kampf um die Slowakei 1918). Prag 1930.

L. Paulová. Dějiny Maffia (Gesch. d. Maffia) Prag 1937. — Z. Tobolka. Politicke dějiny československého národa od r. 1848 až do dnešní doby. 4. Teil. 1914—1918. Prag 1937. — Ders. Česka politika za světové války (Tschechische Politik im Weltkrieg). Prag 1922. — J. Papoušek. Carské Rusko a naše osvobozeni. (Das zarist. Rußland u. unsere Befreiung.) Prag 1927. — Ders. Rußland u. d. tschechoslowak. Legion 1914—1918 (tschechisch). Prag 1932. — A. Popov. Česchoslovacky vopros i carskaja diplomatija v 1914—1917. (D. tschechoslow. Frage u. d. zarist. Diplomatie.) Krasny Arch. 33. Bd. 1929. — V. Červinka. Naši na Sibiři. Prag 1920. — H. Raabl-Werner. Der Einfluß d. Propganda unter d. Kriegsgefangenen in Rußland auf den Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Militärwiss. Mitt. 59. Bd. 1928. S. 775—784. — K. W. Sakharow. Die tschech. Legionen in Sibirien. Berlin 1930. Dazu vgl. M. Klante. Von d. Wolga zum Amur. Berlin 1931. — S. W. Wojstomski. Die verbündeten Tschechen in Sibirien. (Polnisch.) Warschau 1938. — J. Papoušek. Rusko a československé legie v letech 1914—18. (Rußland und d. tschechoslowak. Legionen.) Prag 1932. — G. C. Gotti Porcinari. Coi legionari cecoslovacchi al fronte italiano ed in Slovacchia 1918—19. Rom 1933. — Logaj. Československé legie v Italii. Prag 1922.

A. Pingaud. Histoire diplomatique, w. o. — M. Leveć. Les précurseurs de l'independance tchèque et slovaque à Paris. Paris 1936. — V. Kybal. Les origines diplomatiques de l'état tchéchoslovaque. Prag 1929. — Th. Čapek. Origins of the Czechoslovak State. New-York 1926.

Über die Entstehung Jugoslaviens vgl. die Literatur über die südslavische Frage in Bd. II/2. — Das Königreich Südslavien. Hrsg. v. F. Thierfelder. Leipzig 1935. — K. Hassenstein. Das Königreich Südslavien. Entstehung, Rechtsnatur und Stellung zur deutschen Minderheit. Diss. Erlangen 1934. — E. Holzer. Die Entstehung d. südslawischen Staates. Berlin 1929. — J. Matl. Materialien zur Entstehungsgeschichte der Südslawen. Jahrbücher für Kultur u. Gesch. d. Südslawen. N. F. II/2. Bd. 1926. S. 53—80. — Ders. Die Entstehung des jugoslawischen Staates. Ztschr. f. Politik. XVI. Bd. 1927. S. 521—543. — Ders. Das politische und kulturelle Werden der Südslaven. Preuß. Jahrbücher. 216. Bd. 1929. S. 152—174. — G. In der Maur. Die Jugoslaven einst und jetzt. 2 Bde. Leipzig-Wien 1936.

F. Šišić. Dokumenti o postanku kraljevine SHS. 1914—1919 (Dokumente über die Entstehung d. Königreiches SHS). Agram 1920. — F. Potočnjak. Iz emigracije. Zagreb 1919. — J. N. Tomić. Jugoslavija u emigraciji (Jugosl. in d. Emigration). Briefe. Belgrad 1921. — M. Stojanovich. La Serbie et la liquida-

tion de la Guerre Européenne. Genf 1919. — T. R. Djordjević. Srbija i Jugosloveni za vreme rata. 1914—1918. (Serbien u. d. Südslawen während d. Krieges 1914—1918.) Belgrad 1922. — M. Paulová. Tajná diplomatická hra o Jihoslovany za světové války. (Das geheime diplomat. Spiel um Jugoslawien während d. Weltkrieges.) Prag 1923. — D. Jelenić. Nova Srbija i Jugoslavia. Belgrad 1923. — M. Paulová. Jugoslavenski odbor. Povijest jugoslavenske emigracije za Svetskog Rata 1914—1918. (D. jugoslav. Komitee. Gesch. d. jugoslav. Emigration während d. Weltkrieges.) Agram 1925.

Le mouvement de Yougoslaves en Autriche-Hongrie pendant la guerre. Paris 1919 (auch englisch). — Z. Tomitch. La formation de l'état yougoslave. Paris 1927. — A. Mousset. Le royaume des Serbes, Croates et Slovènes. Paris 1921. 2. Aufl. 1. Bd. Paris 1926. — Ders. Histoire de la Yougoslavie. Paris 1930. — E. Haumont. La formation de la Yougoslavie. Paris 1930. — G. Paresce. Italia e Jugoslavia dal 1915 al 1929. Florenz 1935.

Es ist historisch von höchstem Interesse, zu erforschen, wie der Zerfall der Donaumonarchie vor sich ging. Man hätte vermuten können, daß dieses Staatswesen, das an Haupt und Gliedern so krank schien und dessen Untergang schon in Friedenszeiten oft und oft vorhergesagt worden war, unter dem ersten Ansturm des Krieges zusammenbrechen würde, daß die einzelnen nationalen Siedlungsräume in ihrem Drange nach Selbständigkeit die lose Schale hätten sofort sprengen und auseinander fallen müssen, wie die Kerne einer reifen Frucht. Aber nichts von dem allen geschah und es war eine der größten Enttäuschungen, die zu Beginn des Krieges die Gegner der Mittelmächte erlebten, daß der militärische Aufmarsch Österreich-Ungarns ohne die erhofften Störungen verlief und die in ihrem Wesen eben durchaus deutsche Organisation der Militärbehörden und der zivilen Verwaltungsstellen sich als feste Klammern des Reiches bewährten.

Und ebensowenig wie der Zusammenbruch des Staates von innen heraus bei Beginn des Krieges ausgereift war, ebensowenig war die Auflösung der Donaumonarchie damals schon zu einer politischen Forderung der Ententeregierungen geworden. Man muß überhaupt unterscheiden zwischen den nationalen Bestrebungen der „Randvölker" Österreich-Ungarns, die eine Vereinigung mit den jenseits der Grenzen wohnenden Volksgenossen erstrebten, wie es die Italiener, Südslaven, Rumänen und Polen taten, und dem staatsrechtlich nationalen Programm der geschlossen innerhalb des Staatsgebietes wohnenden Stämme, der Tschechen und Magyaren. Jene mochten ihr Stück Land aus dem Donaustaate herausreißen, er wäre dadurch geschwächt worden, doch hätte er weiter Bestand gehabt; diese aber konnten ihre politischen Ziele nur durch die Zertrümmerung, die völlige Auflösung Österreich-Ungarns erreichen.

Aus diesem Grunde ist der tschechischen Bewegung die entscheidende Bedeutung für Sein oder Nichtsein der Monarchie zugefallen und so mußten sich alle Versäumnisse bitter rächen, die sich die leitenden Staatsmänner und Kaiser Franz Joseph selbst gerade in bezug auf die Nationalitätenfrage Böhmens hatten zuschulden kommen lassen. Gewiß standen an der Spitze der tschechischen Bewegung Männer, die von einer geradezu fanatischen Hingabe an ihre politischen Ideen beseelt waren; aber ihre Stoßkraft hätte doch nicht genügt, die Massen in der Heimat in Bewegung zu setzen, wenn nicht jahrzehntelange Unzufriedenheit einerseits und sträfliche Nachlässigkeit andererseits die notwendigen Voraussetzungen geschaffen hätten.

Der geistig unzweifelhaft bedeutendste Führer der tschechischen Bewegung war der Prager Universitätsprofessor Thomas Garrigue Masaryk, der seine Ausbildung deutscher Wissenschaft verdankte. Er hatte schon seit längerer Zeit in dem politischen Leben seines Volkes eine führende Rolle gespielt; sein Auftreten im Agramer Hochverratsprozeß und in der Angelegenheit Friedjung hatte ihn in nahe Beziehung zu der südslavischen nationalen Bewegung gebracht. Merkwürdig war, wie sich in ihm die Gegensätze einten; wissenschaftlich streng geschultes Denken, vorsichtiges Prüfen, Abwägen und Beurteilen der vorhandenen Möglichkeiten, dabei ein leidenschaftliches Temperament, das ihn, den alternden Mann, schwere Lasten auf sich nehmen ließ.

Bei Beginn des Krieges war sich Masaryk über seine Pläne nur insofern im klaren, als er entschlossen war, jede sich bietende Gelegenheit für sein Volk auszunutzen. Die militärische Überlegenheit Deutschlands übte einen starken Eindruck auf ihn aus, im Gegensatz dazu erschienen ihm die Soldaten seines eigenen Volkes minderwertig; sehr geringes Vertrauen setzte er auf die Leistungsfähigkeit Rußlands und infolge seiner sozialistischen Einstellung war er einer Führung durch die zaristische Regierung abgeneigt. So hatte er auch für die phantastisch gesteigerten panslavistischen Pläne einzelner Tschechenführer, die von der Einsetzung eines russischen Großfürsten als König von Böhmen träumten, wenig übrig. Vielmehr war er entschlossen, in der geistigen Richtung Palackýs weiter zu schreiten, die auf einen engen Anschluß an die liberalen Parteien in den Weststaaten Europas, Frankreich und England, gegründet war. Diese Richtung konnte zu einem zweifachen Ziele führen, entweder, wie Palacký es erstrebt hatte, zur Umwandlung Österreich-Ungarns in einen Bundesstaat, in dem die slavischen Stämme und nicht mehr die Deutschen die Führung besaßen, oder zu der Schaffung eines eigenen tschechischen Staates, der über die historischen Grenzen des Reiches der Wenzelskrone hinaus noch das Gebiet der Slowakei umschließen sollte. Masaryk war sich darüber klar, daß er jedes dieser Ziele nur mit Hilfe des deutsch-feindlichen Auslandes und der zahlreichen über die ganze Welt verstreuten Auslandstschechen erreichen konnte. So begab er sich schon in den ersten Kriegswochen nach Holland, wo er mit den englischen Journalisten Wickham Steed und Seton Watson zusammentraf, die er als Vorkämpfer der nationalen Bestrebungen der slavischen Völker Österreich-Ungarns kennen gelernt hatte. Bald wurden auf sein Betreiben unter den in Amerika lebenden Tschechen Hilfsgelder für Flüchtlinge gesammelt. Noch aber zögerte Masaryk, der sich in seiner Heimat und in Wien den österreichischen Behörden und Politikern gegenüber den Schein der Harmlosigkeit zu geben verstand, den entscheidenden Schritt zu tun, seine Stellung in Prag aufzugeben und das ungewisse Los des Emigranten auf sich zu nehmen. Zweimal kehrte er aus Holland nach Prag zurück und erst unter dem starken Eindrucke der Niederlagen des österreichisch-ungarischen Heeres in Serbien, der schweren Verluste auf den galizischen Schlachtfeldern und der Schlacht an der Marne verließ er im Dezember 1914 seine Heimat, um im Auslande für die politischen Ziele seines Volkes zu wirken. In Prag hatte sich auf seine Veranlassung eine Gruppe nationaler Politiker gebildet, die „Maffia", an deren Spitze die Abgeordneten Kramař, Rašin, Beneš und Klofać standen und mit denen er auf allen möglichen Schleichwegen dauernd in Verbindung blieb. Dabei war er in seinen politischen Zielen mit diesen Männern durchaus nicht einig; während sie ihre Hoffnungen auf einen Sieg Rußlands setzten, gab sich Masaryk immer mehr dem Gedanken hin, einen selbständigen, mit den Westmächten verbündeten tschechoslowakischen Staat zu schaffen. Die Voraus-

setzung für beide Richtungen war freilich die Zertrümmerung der Donaumonarchie und die Agitation dafür konnte Masaryk in jeder Form nur willkommen sein. Nach seinen Weisungen wurde die weitverzweigte und sehr intensive Propaganda unter dem tschechischen Volke, in den Schulen und Ämtern, vor allem aber in den Kasernen und Spitälern geleitet und sehr bald wurde die Wirkung dieser Wühlereien, an denen besonders Rašin beteiligt war, in bedenklicher Weise fühlbar; schon seit dem Herbst 1914 waren viele Tausende tschechischer Soldaten mehr oder minder freiwillig in russische Kriegsgefangenschaft geraten, jetzt aber begannen ganze Truppenkörper kampflos ihre Stellungen aufzugeben und die Waffen zu strecken.

Diese zersetzende Tätigkeit der Maffia im Inlande stand mit den politischen Bestrebungen Masaryks im Auslande in engstem Zusammenhange. Er hatte sich zuerst nach Rom, dann in die Schweiz begeben und bald hatte er die unbestrittene Führung der gesamten Auslandsorganisationen der Tschechen erlangt. Schon strömten die Unterstützungsgelder in reicherem Ausmaße zusammen und 1915 konnten mehrere gutgeleitete tschechische und slowakische Zeitungen erscheinen. Besonders wichtig war die Unterstüzung durch englische und französische Journalisten; zu Steed und Watson gesellten sich der Historiker Ernest Dénis und André Chéradame. In Flugschriften, wissenschaftlichen Abhandlungen und Zeitschriften („Le monde Slave", „La nation Tschèque", „The New Europe" u. a.) traten sie für die nationalen Forderungen der Slaven in Österreich-Ungarn ein. So waren die notwendigen Vorbereitungen getroffen, als im Herbst 1915 ein jüngerer Gesinnungsgenosse Masaryks, Dr. Eduard Beneš, der Professor an der Prager Handelsakademie und Dozent für Soziologie an der Prager Universität gewesen war, in die Schweiz flüchtete und Masaryk als Helfer zur Seite trat. Beide waren nun gemeinsam bemüht, die politischen und materiellen Grundlagen für die Errichtung eines selbständigen tschechoslowakischen Staates zu schaffen. Masaryk wollte die Propagandatätigkeit von London aus leiten, wo er eine Professur für slavische Angelegenheiten am Kings Kollege erhielt, Beneš sollte die Organisation in Paris übernehmen. Eine ganz außerordentliche Hilfe bedeutete für Masaryk der Anschluß eines jungen tschechischen, in Paris lebenden Gelehrten, Dr. Milan Rastislaw Štefánik, der sich mit der ganzen Leidenschaft seines slavischen Temperamentes von Beginn an dem nationalen Kampfe seines Volkes geweiht hatte. Štefánik eröffnete Masaryk im Februar 1916 die Verbindung mit dem französischen Ministerpräsidenten Briand und mit zahlreichen führenden Staatsmännern, die Masaryk für seine politischen Pläne zu gewinnen suchte.

Gerade in diesen Verbindungen lag aber eine große Gefahr, deren sich Masaryk wohl auch manchmal bewußt geworden ist. Die politische Richtung des Kampfes der Franzosen und der Tschechen war nicht dieselbe. Für Frankreich war das Deutsche Reich der ausschließliche Gegner, es wollte die Tschechen in diesen Kampf gegen das Deutschtum einspannen, dabei war man in Paris und auch in London geneigt, den Habsburgerstaat in irgend einer Form bestehen zu lassen; für die Tschechen aber lagen die Wurzeln ihres leidenschaftlichen Ringens nicht in erster Linie in ihrer Einstellung gegen das Deutschtum, sondern in ihrer Auflehnung gegen die Regierungsgewalt der Habsburger, die nach der Schlacht am weißen Berge 1620 (vgl. I. Bd. S. 221 f.) ihnen die Fesseln des Absolutismus und der Gegenreformation aufgezwungen hatten. Nicht umsonst war die Gestalt des Comenius im tschechischen Volke lebendig geblieben. Trotz dieser Verschiedenheit

der Zielsetzung waren Masaryk und seine Gefährten aber doch ganz auf die Hilfe der Ententeregierungen angewiesen und daher immer wieder zu neuen Bittgängen und Zugeständnissen genötigt.

Allmählich wurde, um die Zersplitterung in einzelne Gruppen zu vermeiden, die Einrichtung einer einheitlichen Organisation notwendig; im Sommer 1916 wurde in Paris unter dem Vorsitz Masaryks der „Nationalrat der Tschechoslowaken" gebildet, dessen Generalsekretär Beneš wurde und der allmählich bei allen tschechischen Kolonien Anerkennung fand. Wie schwer es für die Emigrantenführer war, irgend eine offizielle Billigung ihrer Pläne durch die Ententeregierungen zu erreichen, beweist der Umstand, daß es von ihnen schon als ein großer Erfolg bewertet wurde, als es Beneš gelang, die Anführung der Tschechoslowaken unter den von der Fremdherrschaft zu befreienden Nationen in der Antwort der Entente auf den Friedensruf Wilsons (vgl. S. 177) durchzusetzen.

Mit dem Ausbruch der russischen Revolution im Frühjahr 1917 sahen sich Masaryk und Beneš vor neue Aufgaben gestellt. Masaryk hatte mit seiner niedrigen Einschätzung der inneren Kräfte und der militärischen Macht des Zarenreiches recht behalten und nun war der Augenblick gekommen, um die Eingliederung der zahlreichen Tschechen und Slowaken, die als Kriegsgefangene in Rußland und Sibirien weilten, in seine politische Bewegung vorzunehmen.

Er hatte frühzeitig erkannt, von welch entscheidender Bedeutung für das Gelingen seiner Pläne die Schaffung einer großen, schlagkräftigen Armee sein mußte, die er der Entente zur Verfügung stellen konnte; dann mußte auch die Anerkennung der Tschechen als kriegführende verbündete Nation durch die Entente erfolgen. Aber bisher hatten die Emigrantenführer mit ihren Bemühungen in dieser Hinsicht wenig Erfolg gehabt. Amerika, Italien, ja sogar Rußland hatten sich ablehnend verhalten. In Rußland war gleich nach Beginn des Krieges aus den daselbst ansässigen Tschechen eine eigene Legion, die „Družina" gebildet worden, die im Verbande der russischen Armee gekämpft hatte. Eine Aufnahme der tschechoslowakischen Kriegsgefangenen in diese Legion hatten die russischen Heeresbehörden trotz der Bemühungen Stefániks zu verhindern gewußt. Jetzt nahm Masaryk mit Beneš eine neue Arbeitsteilung vor, er überließ diesem den entschieden bequemeren Teil, die Führung der Verhandlungen in Paris, und begab sich nach Rußland. Er wollte in der Ukraine, in der Umgebung von Kiew, eine Armee aus Kriegsgefangenen bilden, sie aber nicht an der russischen Front einsetzen, sondern nach Frankreich transportieren und dort an dem Kampfe gegen das Deutsche Reich verwenden, ein Zeichen, wie sehr sich Masaryk dem Standpunkte der Westmächte genähert hatte. Dies geschah zur gleichen Zeit, als die französische Regierung die Sonderfriedensverhandlungen durch den Prinzen Sixtus (vgl. S. 179 ff.) mit Kaiser Karl führte und ernstlich entschlossen war, das Habsburgerreich aufrecht zu halten, wenn es nur das Bündnis mit Deutschland preisgeben würde.

Am 13. Juni 1917 schloß Masaryk in Petersburg mit dem französischen Rüstungsminister Albert Thomas ein Übereinkommen, auf Grund dessen 30.000 gefangene Tschechen und Südslaven über Archangelsk nach Frankreich gebracht werden sollten. Das Unternehmen begegnete jedoch mehrfachen Verzögerungen und Schwierigkeiten; inzwischen brach im November 1917 die bolschewistische Revolution aus, und als im Februar 1918 Kiew von den Bolschewiken eingenommen wurde, konnte Masaryk sich und seine Armee nur durch eine Neutralitäts-

erklärung und die formelle Unterordnung unter die französische Heeresleitung vor der Vernichtung retten. Ein Zusammengehen mit den Bolschewiken war für Masaryk schon infolge seiner Verbindung mit den Ententeregierungen ausgeschlossen und seine ganze Sorge war nunmehr darauf gerichtet, seiner Armee den Abzug aus Rußland zu sichern. Als der einzig mögliche Weg erschien ihm der Transport durch Sibirien nach Wladiwostok und Ende Februar 1918 begann der Vormarsch aus der Ukraine nach dem fernen Osten. Masaryk eilte seinen Truppen voraus und war schon in Amerika eingetroffen, als sich die Hauptmasse der Legionen noch in Sibirien befand. Diese nahmen jetzt an der Seite der weißrussischen Armee des General Koltschak an dem Kampfe gegen die Bolschewiken teil und errangen bedeutende Erfolge. Für die zahlreichen österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen in Sibirien — 54.146 Offiziere und 2,050.000 Mann — bedeutete das Erscheinen der tschechischen Legionen eine schwere Enttäuschung, denn sie fanden jetzt nicht die ersehnte Freiheit, sondern wurden mit roher Gewalt in ihren Lagern festgehalten.

In diesen Monaten bereitete sich — und zwar aus ganz verschiedenen, aber zeitlich zusammenfallenden Ursachen — ein entscheidender Wandel in der Haltung der Ententeregierungen und der Vereinigten Staaten von Amerika vor. Noch vor kurzem waren die italienische und die französische Regierung ebenso wie Präsident Wilson für einen freilich verminderten und veränderten Fortbestand der Donaumonarchie eingetreten und hatten es daher vermieden, die auf eine Zertrümmerung Österreich-Ungarns aufgebauten politischen Forderungen der Tschechen, wie auch jene der Südslaven in ihr Programm aufzunehmen.

Gleich nach dem Attentat von Sarajevo und bei Beginn des Weltkrieges waren zahlreiche radikale nationale Abgeordnete der Südslaven aus Österreich-Ungarn ins Ausland geflüchtet, an ihrer Spitze die Kroaten Trano Supilo und Dr. Ante Trumbić sowie die Serben Dr. Nikolai Stojanović und Milan Pribičević. Sie waren sofort mit einem festen Programm, der Vereinigung aller südslavischen Stämme der Monarchie in einem großserbischen Reiche unter der Dynastie Karageorgiević, an die Ententeregierungen herangetreten und waren sehr bald zu einer Organisation, dem „südslavischen Ausschuß", in Paris gelangt. Schon Anfang 1916 hatten sie von der zaristischen Regierung in Rußland die Erlaubnis zur Bildung einer eigenen Legion aus den Kriegsgefangenen ihrer Nationalität erhalten. Die englischen Journalisten Seton Watson und Steed waren eifrig für die politischen Ziele der südslavischen Emigranten eingetreten, die ebenso wie die Tschechen über eine gut geleitete Presse und Publizistik verfügten. Dennoch fehlte ihnen die innere Einheit und Geschlossenheit der Auslandsorganisation, wie sie die Tschechen unter der Führung Masaryks besaßen; sie waren einerseits durch dauernde Streitigkeiten zwischen Kroaten und Serben über die künftige innere Gestaltung ihres Staates, dann aber durch schwere Konflikte mit der serbischen Regierung selbst, vor allem mit Pasić, geschwächt, der nur die Serben Österreich-Ungarns, nicht aber Kroaten und Slowenen in den großserbischen Staat aufnehmen wollte. Endlich befanden sie sich in ihren politischen Forderungen in offenem Gegensatz zu Italien, dem von den Verbündeten in dem Londoner Pakt Gebiete an dem östlichen Ufer der Adria zugesichert worden waren (vgl. S. 135), auf die auch die Südslaven Anspruch erhoben. Masaryk, der sich großen Ansehens bei den Südslaven erfreute, war immer bemüht gewesen, den inneren Zwiespalt der südslavischen Emigranten zu überbrücken, und hatte die Gemeinsamkeit des Kampfes betont. Nach schwieri-

gen Verhandlungen war am 20. Juli 1917 in Korfu zwischen Trumbić und Pasić ein Pakt unterzeichnet worden, in dem die Errichtung eines Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen bei Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes beschlossen wurde; Trumbić hatte damit auf die foederative Einrichtung dieses zukünftigen Staates verzichtet und der Pakt von Korfu fand daher heftige Gegnerschaft bei den Kroaten. Wieder flammte der Streit zwischen Pasić und Trumbić auf und zugleich hatte es zu Beginn des Jahres 1918 den Anschein, als ob die Emigranten jede Hoffnung auf die Erreichung ihrer weitgespannten politischen Ziele aufgeben müßten. Denn in den 14 Punkten, die der Präsident Woodrow Wilson am 8. Jänner 1918 als sein Programm verkündete, war von einer Zertrümmerung Österreich-Ungarns keineswegs die Rede. Wilson verlangte: 1. Öffentlichkeit aller Friedensverträge. 2. Freiheit der Meere. 3. Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken. 4. Herabsetzung der Rüstungen. 5. Unparteiische Schlichtung der kolonialen Fragen. 6. Räumung der besetzten Gebiete Rußlands. 7. Räumung Belgiens. 8. Räumung der besetzten Gebiete Frankreichs und Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich. 9. Berichtigung der italienischen Grenzen nach „klar erkennbarem nationalen Besitzstand". 10. „Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz unter den anderen Nationen wir sicher gestellt zu sehen wünschen, sollte die erste Gelegenheit einer autonomen Entwicklung gegeben werden". 11. Räumung der Balkanstaaten, Serbien muß einen freien Zugang zur See erhalten. 12. Selbständigkeit der Türkei, freie Durchfahrt durch die Dardanellen. 13. Unabhängigkeit Polens, das einen freien Zugang zum Meer erhalten soll. 14. Schaffung eines Völkerbundes.

Die Wünsche der Südslaven und Tschechen waren jedoch viel weiter gegangen, als es Wilson in Punkt 10 vorsah, und die Vertreter beider Volksstämme waren keineswegs geneigt, sich mit einer autonomen Entwicklung zufrieden zu geben. Vielmehr strebten sie die volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit der von ihnen geplanten Nationalstaaten an. Beneš gab jedoch den Kampf keineswegs auf, vielmehr suchte er jetzt durch Steigerung der Propagandatätigkeit und Zusammenarbeit aller Emigrantenführer seinem Ziele näher zu kommen.

Gerade in den Wintermonaten 1917/18 hatte Italien seine Haltung gegenüber den Forderungen der Südslaven geändert; die schwere Niederlage bei Flitsch und Tolmein (vgl. S. 153 ff.) hatte zu einem unerwarteten nationalen Aufschwung geführt und der damals gegründete „Fascio della difesa nazionale", dem auch Mussolini angehörte, hatte sich die restlose Bezwingung der Mittelmächte zum Ziele gesetzt. Nun war man viel geneigter, den Wünschen der slavischen Völker entgegenzukommen, und am 7. März 1918 unterzeichnete der italienische Abgeordnete Andrea Torre in London ein vorläufiges Abkommen mit dem Führer der Südslaven Trumbič. Von großer Bedeutung war, daß der englische Propagandaminister Northcliffe jetzt unbedingt für die Zerschlagung Österreich-Ungarns eintrat und das Hauptgebiet seiner Tätigkeit an die italienische Front verlegte. In Rom wurde vom 8. bis 11. April ein „Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns" gehalten, auf dem nicht nur alle Emigrantenführer, sondern auch zahlreiche Politiker und Journalisten der Ententeländer erschienen. Wenngleich die italienische Regierung auch jetzt noch eine offizielle Beteiligung ablehnte, so wurde doch der italienisch-jugoslavische Pakt vom 7. März erneuert und am 21. April schloß der Ministerpräsident Orlando ein Abkommen mit Stefánik über die Bildung einer tschechoslowakischen Legion in Italien.

Zu gleicher Zeit hatte in Paris der diplomatische Zweikampf Clemenceau-Czernin, der zur Aufdeckung der Sixtusverhandlungen führte, einen vollkommenen Umschwung bewirkt. (Vgl. S. 182 ff.) Jetzt fand Beneš für seine Wünsche günstige Aufnahme. Am Tage vor der Fahnenweihe des ersten tschechoslowakischen Regimentes auf französischem Boden, am 29. Juni 1918, richtete Minister Stephan Pichon an Beneš ein Schreiben, in dem zum erstenmale der tschechoslowakische Nationalrat in Paris als Regierung eines kriegführenden und verbündeten Staates anerkannt und das Versprechen gegeben wurde, die von den Tschechen geforderten Grenzen im „geeigneten" Augenblick durchzusetzen. (Vgl. das Schreiben bei Glaise-Horstenau, Katastrophe, S. 222 f. — Beneš, Aufstand, S. 499 f.)

In England hatte zwar schon Ende Mai Lord Robert Cecil namens des Ministeriums des Äußeren das Recht der tschechoslowakischen Nation auf volle Selbständigkeit bekräftigt, aber es bedurfte doch noch langer und zäher Verhandlungen, bis es Beneš gelang, die englische Regierung zu einer weitergehenden Erklärung zu bewegen. Am 9. August erkannte Minister Balfour die Tschechoslowaken als Verbündete und kriegführende Nation und den Pariser Nationalrat als ihr oberstes Organ an.

Von großer Bedeutung waren die Verhandlungen, die Masaryk in diesen Monaten in Amerika führte. Er war von Wladiwostok über Japan nach Vancouver geeilt und hatte sofort Beziehungen zu den angesehensten Journalisten und Politikern angeknüpft oder ältere Verbindungen erneuert. Auch das Verhältnis zu den Slowaken, deren Anschluß an den neuen tschechischen Staat Masaryk von Beginn an erstrebt hatte, erfuhr eine Regelung, die freilich nicht allgemeine Anerkennung erlangte. Zu Pittsburg wurde am 30. Juni 1918 zwischen Masaryk und slowakischen Emigranten ein „Abkommen" geschlossen, auf Grund dessen die Slowaken in dem neuen Staate vollkommene Autonomie erhalten sollten. (G. Hartmann, Der „Pittsburger Vertrag", die Magna charta der Slowaken. In „Volk u. Reich", VI. 1938, S. 405—420. — Zarnow, Masaryk-Benesch, S. 121 ff. — K. Čulen, Pittsburghska dohoda. Preßburg 1937.) Masaryk entfaltete nun eine lebhafte Propaganda für seine politischen Ideen, es gelang ihm, an Staatssekretär Robert Lansing und durch diesen an den Präsidenten Woodrow Wilson heranzukommen und sie von ihrer „Austrophilie" abzubringen. Es kam ihm zugute, daß die Erfolge der tschechoslowakischen Armee in Sibirien gegen die Bolschewiken auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten und besonders auf Wilson einen starken Eindruck machten. Am 28. Juni gab die amerikanische Regierung die Erklärung ab, daß sie für die Befreiung aller slavischen Volksstämme von der deutschen und österreichischen Vorherrschaft eintreten werde.

Aber erst als der Sieg vollkommen sicher und der Zusammenbruch der Mittelmächte unabwendbar war, kam es zu den entscheidenden Verträgen: Am 3. September sprachen die englische wie die amerikanische Regierung die Anerkennung der in Paris von dem Nationalrat zu bildenden tschechoslowakischen Regierung aus, am 9. September folgte eine gleiche Kundgebung Japans und Frankreich bekräftigte am 28. September durch einen Vertrag die von Pichon ausgesprochenen Zugeständnisse. Bemerkenswert ist, daß sich nur Frankreich bereit gefunden hat, die von den Tschechen gewünschten Grenzen zu bestätigen, während sich Wilson und die englische Regierung in dieser Beziehung Zurückhaltung auferlegten. (Vgl. dazu: Alliierte Kriegspolitik und tschechische Grenzen 1914—1919. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 1017—1044. — Beneš, Aufstand, S. 562 f.) Damals wurde

die Bildung der tschechoslowakischen Regierung in Paris vorgenommen und am 14. Oktober den verbündeten Regierungen mitgeteilt. Masaryk, der noch in Amerika weilte, wurde Ministerpräsident, Beneš Minister des Innern, während Štefánik, der sich in Sibirien befand, Kriegsminister werden sollte.

Nun war auch nach den Jahren der Trennung die Möglichkeit gegeben, mit den Führern der nationalen Bewegung der Tschechen im Inlande, mit der Maffia in Verbindung zu treten. In Österreich war während des Krieges trotz aller Gegenmaßnahmen der Regierung die Tätigkeit der Maffia unablässig fortgesetzt worden. Während so im Dunkeln die Arbeit der Zersetzung und Zerstörung des Staates ihren Fortgang nahm, verstanden es die tschechischen Politiker immer wieder, durch Ergebenheitsbezeugungen die Regierung in Sicherheit zu wiegen und den Verdacht des Hochverrates von sich abzulenken. In vereinzelten Fällen waren diese Politiker wirklich Vertreter des Austroslavismus und traten dann auch für die Aufrechterhaltung der habsburgischen Herrschaft ein, zumeist waren aber diese Beteuerungen der Loyalität, wie sie bei der Thronbesteigung Kaiser Karls erfolgten, nicht aufrichtig gemeint. Eine entscheidende Wendung nahm das politische Leben der Tschechen im Inland mit der Einberufung des Parlamentes durch das Ministerium Clam-Martinitz im Frühjahr 1917. (Vgl. S. 194 f.) In der Erklärung vom 30. Mai 1917 wurde die dualistische Staatsform entschieden abgelehnt und die Bildung eines Bundes freier und gleichberechtigter Nationalstaaten gefordert. Der Staat der Tschechen sollte der historischen Tradition entsprechend Böhmen, Mähren und Schlesien umfassen, dazu wurde noch die Einverleibung der Slowakei, also ungarischen Gebietes gefordert. Auch die Südslaven unter der Führung des Slowenen Dr. Korošec gaben bei der Eröffnung des Parlamentes eine Loyalitätserklärung ab, verlangten aber die Errichtung eines südslavischen Staates im Rahmen der Monarchie. Auch hier trat wenigstens nach außen hin ein gewisser Gegensatz zu der von den Emigranten befolgten Politik hervor, die fast gleichzeitig in dem Vertrag von Korfu (vgl. S. 227) den Zusammenschluß der Südslaven mit den Serben und die Anerkennung der Dynastie Karageorgević verkündeten.

Die von Kaiser Karl am 2. Juli 1917 gewährte Amnestie (vgl. S. 195 f.) hatte schon dadurch, daß nun Kramař und Rašin ihre Tätigkeit wieder aufnehmen konnten, eine rasch fortschreitende Radikalisierung der tschechisch-nationalen Bewegung bewirkt. Jetzt wurden die gemäßigteren Politiker vollkommen beiseite geschoben, die leidenschaftlichen Vorkämpfer des tschechischen Staatsgedankens gewannen in dem im Frühjahr 1917 in Prag gebildeten Česky Svaz (Nationalverband) und Narodni Výbor (Nationalausschuß) die Oberhand. Eine weitere Förderung erfuhr die Bewegung durch die von der österreichischen Regierung erlaubte Fahrt tschechischer Sozialistenführer zu dem Sozialistenkongreß in Stockholm im Herbst 1917, wo sie mit den Abgesandten Masaryks zusammentrafen und alle politischen Pläne besprechen konnten. (B e n e š, Aufstand, S. 285 ff.) Am Dreikönigstag 1918 traten Abgeordnete und Politiker selbständig in Prag zu einem „Generallandtag" zusammen und legten in einer Deklaration ein staatsrechtliches Programm vor. Jetzt war von einer Herrschaft der habsburgischen Dynastie nicht mehr die Rede, hingegen wurden die alten Forderungen, die Errichtung eines tschechisch-slowakischen Staates auf Grund des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker scharf betont. Das Verhalten der Tschechen im Inland spiegelt so deutlich die einzelnen Phasen der Entwicklung bei den Emigrantenführern wider. Den Weisungen Masaryks folgend, wurde von den Prager Politikern jede Beteili-

gung an einer österreichischen Regierung abgelehnt und durch ihre offenkundige Teilnahmslosigkeit an allen Lösungsversuchen innenpolitischer Probleme zeigten sie, daß der habsburgische Staat für das tschechische Volk jede Bedeutung, jedes Interesse verloren habe. Die Rede des Grafen Czernin vom 2. April 1918 (vgl. S. 182), in der er das Verhältnis der Tschechen scharf kritisierte, rief wahre Wutausbrüche in Prag hervor, schon kam es zu großen Demonstrationen gegen die Regierung Seidler. Auch die Slowaken regten sich und eine am 1. Mai 1918 in Lipto Szent-Miklos tagende Volksversammlung forderte ebenfalls das Recht der freien Selbstbestimmung. Mitte Juli trat ein selbständiger „Nationalrat" in Prag zusammen, der ohne jede Rücksicht auf die staatlichen Behörden die Schaffung eines eigenen Verwaltungsapparates einleitete und ganz offen auf die Trennung hinarbeitete. Auch die Südslaven erhoben auf dem Volkstag zu Spalato radikale Forderungen und beriefen einen Nationalrat nach Laibach.

Diese sehr bedeutende Regsamkeit der slavischen Stämme konnte nicht ohne Einfluß auf die Lage in Ungarn bleiben. Es ist schon erwähnt worden, welches Übergewicht über die westliche Reichshälfte Ungarn durch seinen großen Reichtum an Naturprodukten und durch die Persönlichkeit des Grafen Tisza in den ersten Jahren des Krieges gewonnen hatte. (Vgl. S. 190 ff.) Allein diese hervorragende Stellung war keineswegs zum Vorteil der gesamten Monarchie, nicht einmal zur inneren Festigung des eigenen Landes und zur Klärung der wichtigsten innenpolitischen Probleme verwertet worden. Immer noch, selbst in der Zeit, da der Zusammenbruch herannahte, erschöpfte man sich in fruchtlosen staatsrechtlichen Forderungen und mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen hielt man in Budapest an der unversöhnlichen Politik gegenüber den Nationalitäten fest, deren Vertreter schon in Paris, Rom und London weitgehende Erfüllung ihrer Wünsche zugesichert erhalten hatten. Vergeblich waren alle Bemühungen, die Lösung der südslavischen Frage auf dem Boden Österreich-Ungarns herbeizuführen, wie der Plan des Generalobersten Sarkotić, des Landeschefs von Bosnien, der aus Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Bosnien einen großkroatischen Staat schaffen und den scharfen Gegensatz zwischen Kroaten und Serben zugunsten der Donaumonarchie verwerten wollte. Alle Versuche scheiterten an dem Widerstande Ungarns. So neigten die Kroaten immer mehr zu einer Einigung mit den Serben und zogen vor, sich mit diesem ehemaligen Gegner auszugleichen, als weiterhin den harten Druck der ungarischen Regierung zu erdulden.

Bei den Magyaren selbst wurde vor allem dem Wunsch lebendig, die Notlage, in die der Gesamtstaat und die habsburgische Dynastie geraten waren, auszunützen, um eine möglichst weitgehende Selbständigkeit, eine Befreiung von allen Fesseln, die mit dem Dualismus verknüpft waren, zu erreichen. 1915 war bezeichnender Weise ein neues Staatswappen eingeführt worden, das die erweiterte Selbständigkeit Ungarns zum Ausdruck brachte und auf die erstrebte Personalunion hinwies. Die zwei völlig getrennten Wappen der beiden Reichshälften Ungarn und „Österreich", wie es damals zum erstenmale amtlich genannt wurde, waren von dem kleinen Hauswappen der habsburgischen Dynastie nur überdacht. Die von Kaiser Karl dem Ministerpräsidenten Wekerlé zugesicherte Trennung der Armee (vgl. S. 196) war ein weiterer und sehr entscheidender Schritt auf dieser Bahn. Man war wie mit Blindheit geschlagen und die begabtesten ungarischen Staatsmänner hatten kein anderes Ziel, als den Gesamtstaat zu schwächen, ohne zu bedenken, daß dessen Zusammenbruch auch Ungarn ins Verderben ziehen mußte. Dabei war das magyarische

Volk von schweren innenpolitischen und sozialen Gegensätzen zerrissen, die um so gefährlicher wurden, als die Massen der Arbeiter und Bauern einen leidenschaftlichen und vollkommen skrupellosen Führer in dem Grafen Michael Károlyi gefunden hatten. Der Streit ging um die Einführung des Wahlrechtes; Károlyi bekämpfte mit allen Mitteln den politischen Vorrang der Adelsklasse und des reichen Bürgertums. Nur in dem Haß gegen Österreich waren alle Parteien einig und Wekerlé vermochte sich nur schwer, einerseits im Kampfe gegen Tisza, andererseits gegen Károlyi zu behaupten. Als erfahrener Politiker wollte er durch die Einbringung eines Wahlrechtsentwurfes die allgemeine Erregung beschwichtigen, doch befriedigten seine Vorschläge auf keiner Seite; vielmehr wurde das politische Leben in den Sommermonaten 1918 durch den Streit um die staatliche Erfassung der Ernte, wie sie der Ernährungsminister Prinz Ludwig Windischgrätz energisch durchführte, ausgefüllt. In dieser Gegnerschaft fanden sich Tisza und Károlyi zusammen, und ihre heftigen Angriffe auf die Regierung haben viel dazu beigetragen, um die revolutionäre Stimmung in Ungarn zu verstärken.

Als Kaiser Karl am 14. August 1918 in Spa im deutschen Hauptquartier weilte und die schwerwiegenden Besprechungen mit Kaiser Wilhelm, Hindenburg und Ludendorff stattfanden (vgl. S. 241), war die Nachricht eingetroffen, daß die englische Regierung die Anerkennung der Tschechoslowaken als kriegführende und verbündete Nation ausgesprochen habe. Diese Nachricht, so stark ihre Wirkung auch gewesen sein mag, ist doch nicht gleich in ihrer furchtbaren entscheidenden Bedeutung von Kaiser Karl erfaßt worden. Er glaubte vielmehr, daß jetzt noch die Möglichkeit gegeben sei, zu einem raschen Friedensschluß zu gelangen, und daß er durch einen umfassenden Neubau des Staates die notwendigen Grundlagen dafür schaffen könnte. Er war entschlossen, sowohl in Österreich als auch in Ungarn eine neue Regierung zu berufen und auch in der Leitung des Ministeriums des Äußern einen Wechsel vorzunehmen. Allein, wie es so oft bei ihm der Fall war, zögerte er, seinen Entschluß auszuführen und gehorchte verschiedenen Einflüssen, so daß auch jetzt noch kostbare Wochen verrannen, ohne daß ein entscheidender Schritt erfolgte.

Inzwischen war der militärische Zusammenbruch Bulgariens erfolgt (vgl. S. 243 ff.) und damit war eine neue Verschärfung der außenpolitischen Lage eingetreten. Noch immer hatte der Kaiser den beabsichtigten Personenwechsel in den beiden Regierungen und im Ministerium des Äußern nicht vorgenommen und so bestand der Kronrat, den er am 27. September 1918 nach Wien berief, meist aus Männern, die sein Vertrauen nicht mehr besaßen und mit denen er doch die wichtigsten Beschlüsse fassen mußte. Unglaublich war die Kurzsichtigkeit, mit der Wekerlé, Burián und auch Hussarek die Lage selbst jetzt noch beurteilten. Noch glaubte Burián an eine „austropolnische Lösung", hielt Wekerlé starr an den staatsrechtlichen Dogmen Ungarns fest und lehnte jedes namhafte Zugeständnis in der Nationalitätenfrage ab, während Hussarek durch Gewährung nationaler Autonomie das Gefüge der westlichen Reichshälfte aufrecht zu erhalten hoffte. Am 1. Oktober trat das Parlament zu einer Sitzung zusammen, in der er seine Vorschläge darlegte, um schon am folgenden Tage die schärfste Ablehnung von Seite der Tschechen und Südslaven zu erfahren, die erklärten, nur in Übereinstimmung mit der Auslandsrevolution vorgehen zu wollen. Das hieß, daß über ihre politischen Forderungen nicht im österreichischen Parlament, sondern bei den Friedensverhandlungen entschieden werden sollte.

Aber nicht nur die slavischen Völker, auch die Deutschen Österreichs waren nunmehr entschlossen, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Obgleich gerade im Jahre 1918 die Spaltung zwischen den deutschbürgerlichen Parteien, die im Deutschen Nationalverband geeinigt waren, und den Sozialdemokraten unüberbrückbar schien, fühlte man nun doch auf beiden Seiten die Notwendigkeit, geeint den übrigen Volksstämmen gegenüberzutreten. Die Anregung dazu ging von dem deutschen Nationalverbande aus. Das bedeutete freilich den Verzicht der Deutschnationalen Parteien auf ihre bisher befolgte Politik und eine wesentlich veränderte Einstellung zur Nationalitätenfrage. Sie stimmten am 4. Oktober der von den Sozialdemokraten unter der Führung Viktor Adlers verkündeten Resolution zu, die allen Nationen Österreichs freies Selbstbestimmungsrecht zubilligte, dasselbe Recht aber auch für die Deutschösterreicher in Anspruch nahm und erklärten, daß Deutschösterreich seine Beziehungen zum Deutschen Reiche und zu den anderen Nationen Österreichs nach seinen eigenen Bedürfnissen regeln werde. Nach einigem Zögern nahmen am 9. Oktober auch die Christlichsozialen dieses Programm an.

Vergeblich versuchte Hussarek durch die Heranziehung der Sozialdemokraten seine Regierung zu festigen, es blieb ihm bei dem Scheitern aller seiner Pläne nichts übrig als zurückzutreten. Der Kaiser führte jetzt nach fast zweimonatlichem Schwanken sein früheres Vorhaben durch und berief auf Rat des den Tschechen nahestehenden Ackerbauministers Silva-Tarouca am 12. Oktober 32 Abgeordnete aller Volksstämme und Parteien zu sich nach Baden, um ihre Meinung zu hören und sie für seinen Plan einer vollkommenen Neuordnung des Staates zu gewinnen. Obgleich er nur wenig Zustimmung fand, die Vertreter der slavischen Stämme vielmehr uneingeschränkte Selbständigkeit verlangten, die Ungarn, selbst Andrássy, wiederum jeden Versuch eines föderativen Umbaues ablehnten, entschloß sich der Kaiser, noch weiter zu gehen. Er glaubte, die Staatskrise dadurch lösen zu können, daß er aus Österreich-Ungarn einen Bund freier vereinigter Staaten schuf. Nach seiner Art wollte er jetzt in größter Hast und und ohne Anhörung aller Minister die Entscheidung treffen; aber der gemeinsame Finanzminister Dr. Spitzmüller bewog ihn doch, am 15. den Plan einem Kronrat vorzulegen. Nun setzte der Widerstand der ungarischen Minister ein und es zeigte sich, wie verhängnisvoll es gewesen war, daß der Kaiser bei Beginn seiner Regierung den Eid auf die ungarische Verfassung geleistet hatte (vgl. S. 192). Wekerlé erinnerte ihn an seine mit dem Krönungseid verbundenen Pflichten und drohte mit der vollkommenen Lebensmittelsperre an den Grenzen Ungarns. Obgleich er sich dauernd im Zustand der Demission befand, beherrschte Wekerlé den Kaiser in solchem Maße, daß er seine Forderungen durchsetzte. Daher beschränkte sich das am 17. Oktober verkündete Manifest, das die Bildung von Nationalstaaten vorsah und die schon bestehenden Nationalräte anerkannte, also revolutionäre Einrichtungen legalisierte, auf die österreichische Reichshälfte und ließ die vollkommene Machtlosigkeit der Krone in Ungarn erkennen. Im In- und Auslande blieb das Manifest ohne die erhoffte Wirkung, die Vertreter der slavischen Nationen erklärten, daß sie überhaupt über die Erneuerung des österreichisch-ungarischen Staates nicht mehr verhandeln würden, und die endlich am 21. Oktober in Wien einlangende Antwort Wilsons auf den Friedensschritt der Mittelmächte vom 4. Oktober (vgl. S. 244 f.) war im gleichen Sinne gehalten. Sie besagte, daß Wilson den Punkt 10, der sich auf die Neuordnung Österreich-Ungarns bezog, infolge der geänderten Verhältnisse aufgegeben hätte und der Ansicht sei, daß alle Nationalstaaten volle Selbständigkeit erlangen müßten.

In diesen Tagen grenzenloser Verwirrung vollzog sich die Auflösung des Staates. Die Polen hatten sich schon stillschweigend empfohlen; am 9. Oktober hatte der Polenklub dem Warschauer Regentschaftsrat gehuldigt, am 15. Oktober hatten die Abgeordneten in Krakau eine Proklamation erlassen, in der sie den Zusammenschluß aller polnischen Gebiete zu einem Staate verkündeten. In Böhmen hatten Sozialdemokraten und Republikaner immer größeren Anhang gewonnen und neben den Nationalausschuß in Prag war seit September der „sozialistische Rat" getreten. Am 14. Oktober hatten große Demonstrationen gegen die von den Behörden angeordnete Aufbringung und Ausfuhr von Lebensmitteln eingesetzt, schon wurde ein eintägiger Generalstreik verkündet und gleichzeitig sollte die Ausrufung der Republik erfolgen. Aber noch einmal vermochten die Militärbehörden, der Bewegung Herr zu werden. In den folgenden Tagen begaben sich zwei Gruppen tschechischer Politiker, darunter Kramař und Klofač, mit Wissen und Willen des Kaisers in die Schweiz, wo sie mit Beneš zusammentrafen und über alle Probleme des zu errichtenden tschechoslowakischen Staates berieten; als erste Grundbedingung wurde die Befreiung von der Herrschaft der Habsburger aufgestellt. In diesen Tagen kam es in Prag zu revolutionären Vorgängen und es gelang dem Nationalausschuß am 28. Oktober, die Leitung der Kriegsgetreideverkehrsanstalt, die für die Versorgung Wiens und der Armee von größter Bedeutung war, an sich zu reißen. Am gleichen Tage wurde die Kapitulationsnote Andrássys (vgl. S. 238 f.) in Prag bekannt, die man als ein Zeichen vollkommener staatlicher Auflösung deutete. Jetzt geriet die Prager Bevölkerung in einen rasenden Taumel, überall erschienen die Farben der slavischen Trikolore, der Doppeladler wurde entfernt, die Behörden wurden besetzt und den Beamten der Treueid für den neuen Staat abgenommen. Schon am Nachmittage wurde die selbständige tschechoslowakische Republik verkündet. Die Militärbehörden versagten vollkommen, und als nach der Rückkehr des Statthalters Graf Coudenhove für die Nacht vom 29. auf den 30. Oktober von dem Militärkommando ein Gegenschlag vorbereitet wurde, blieb die Revolution Siegerin. Am 30. beschloß der Prager Nationalausschuß die Berufung einer verfassunggebenden Nationalversammlung, an der auch die Slowaken, die am gleichen Tage unter der Führung Dr. Milan Hodžas in Turčansky Sv. Martin ihren Zusammenschluß verkündet hatten, teilhaben sollten. Nachdem am 12. November in Prag eine Regierung unter dem Vorsitz Dr. Kramařs gebildet worden war, trat die Nationalversammlung am 14. zusammen. Ihr erster Beschluß war die Absetzung der habsburgischen Dynastie und die Verkündung der Republik. Nun kehrten auch die Emigrantenführer nach Prag zurück; Stefánik sollte allerdings die Heimat nicht wiedersehen, er fand auf der Fahrt nach Prag in der Nähe von Preßburg durch einen Flugzeugabsturz den Tod. Masaryk war von Amerika nach Europa geeilt und hielt am 21. Dezember seinen feierlichen Einzug in Prag. Sein Erfolg mag ihm überwältigend erschienen sein, aber dennoch lassen seine Worte: „Wir sind hinaufgekommen, aber es ist leichter hinaufzukommen, als sich dort zu halten!", erkennen, daß er mit Sorge den Zwiespalt erkannte, der zwischen der von den Siegermächten geforderten deutschfeindlichen Politik der Tschechoslowakei und den natürlichen Daseinsbedingungen des Staates bestand. (B e n e š, Aufstand, S. 694.)

In diesen Wochen, da sich die Bildung des tschechoslowakischen Staates vollzog, die Ruthenen und die Rumänen sich aus dem Verbande der Donaumonarchie lösten, hatte sich auch die Abkehr der Südslaven vollzogen. Es ist jedoch zu

beachten, daß man sich am kaiserlichen Hofe gerade in bezug auf die Südslaven bis in die letzten Tage des Zusammenbruches noch immer ziemlich weitgehenden Hoffnungen hingeben durfte und selbst ein so genauer Kenner der Verhältnisse wie General Sarkotič und ein so scharfer Beobachter wie Dr. Spitzmüller die Möglichkeit einer für Österreich günstigen Lösung aufrecht hielten. Allein alle diese Pläne scheiterten auch jetzt noch an dem Widerstand der ungarischen Politiker und dadurch blieb der nationalen Bewegung überhaupt nur mehr der Weg zu einer Vereinigung mit dem serbischen Staat, zur Schaffung eines südslavischen Reiches offen. Am 6. Oktober 1918 schlossen sich die südslavischen Abgeordneten in Agram unter dem Vorsitz des Slowenen Dr. Korošec zu einem Nationalrat zusammen, der die oberste Vertretung aller südslavischen Stämme sein sollte. Das Manifest des Kaisers vom 17. Oktober wurde von dem Nationalrat in schroffer Weise abgelehnt, und als wenige Tage später die Antwort Wilsons eintraf, aus der man die Anerkennung der staatlichen Selbständigkeit herauslas, begannen sich die Bande der staatlichen Ordnung zu lösen. Der Putsch von Fiume am 23. Oktober entzog die Meeresküste der Herrschaft Ungarns und wurde von den Slowenen und Kroaten mit Jubel begrüßt. Die staatliche Verbindung Kroatiens mit Ungarn wurde zerrissen und das gelang um so leichter, als in Budapest völlige Verwirrung herrschte und der Banus von Kroatien, General Mihailovič, sich trotz aller Ergebenheitsbeteuerungen für den Kaiser der nationalen Bewegung anschloß und die bewaffnete Macht dem Agramer Nationalrat zur Verfügung stellte. Am 29. Oktober erklärte der kroatische Sabor feierlich die vollständige Trennung von dem Habsburgerreich; Kroatien, Slawonien, Fiume, Bosnien und Dalmatien bildeten einen unabhängigen Staat, dessen Anschluß an Serbien verkündet wurde. Im November bestanden die drei Staaten Serbien, Montenegro und die österreichischen Slavenreiche nebeneinander, obgleich am 9. November in Genf eine Vereinbarung zwischen den Vertretern des Agramer Nationalrates und der serbischen Regierung getroffen wurde. Am 1. Dezember erfolgte dann in Belgrad die feierliche Einigung der drei Staaten zu dem Königreiche Jugoslavien.

Auch in Ungarn war im September und in den ersten Oktoberwochen die Erregung immer mehr gestiegen, die Aufspaltung der Parteien hatte zugenommen; die Forderung nach staatlicher Unabhängigkeit wurde von allen Parteien und Politikern, auch von den zähesten Verteidigern des Dualismus erhoben, endlich begannen die sozialen Gegensätze in steigendem Maße das politische Leben zu beherrschen. Die treibenden Kräfte dieser Bewegung waren aber nicht so sehr in den Kreisen der ungarischen Sozialdemokraten zu suchen, als in einer verhältnismäßig kleinen, von jüdischen Elementen stark durchsetzten Schar von Politikern und Journalisten, die sich scheinbar dem Grafen Michael Károlyi unterordneten, ihn in Wirklichkeit aber immer weiter auf ihre radikal sozialistische und kommunistische Bahn drängten. Michael Károlyi, der Sproß eines der ältesten Adelsgeschlechter Ungarns und Schwiegersohn des jüngeren Andrássy, war wohl die merkwürdigste Erscheinung dieser Zeit, ein leidenschaftlicher und dabei ganz haltloser Mensch, der viel weniger von ideellen und nationalen Zielen als von maßlosem Ehrgeiz und Herrschsucht geleitet wurde und vor keiner List und Verstellung zurückschreckte.

Die Verwirrung nahm immer mehr zu und niemand war da, ihr Einhalt zu gebieten. Wekerlé, der alte Hofmann und geübte Politiker, glaubte alle Schwierigkeiten mit den gewohnten Mitteln der Beschwichtigung und des Verzögerns lösen

zu können, Tisza stand sorgenvoll und grollend abseits, Ludwig Windischgrätz vermehrte trotz aller Energie und guten Willens durch seine ruhelose Art die Schwierigkeiten. Der König aber bewies gerade in der ungarischen Frage, wie wenig er geeignet war, krisenhafte Zustände zu meistern, Unklarheiten zu lösen und zu überwinden. Vielmehr neigte er zu sprunghaften, ewig wechselnden Entschlüssen, so daß zum Schluß niemand mehr die Lage überblicken konnte. Zunächst bildete noch der starre Widerstand Tiszas und seiner Partei gegen jedes Zugeständnis in der Wahlrechtsfrage das größte Hindernis einer Klärung der politischen Lage; und als es endlich am 5. Oktober Windischgrätz gelang, Tisza zur Umkehr zu bewegen und ihm die Zustimmung zur Wahlrechtsvorlage abzuringen, da war es doch zu spät. Der König hatte in diesen Tagen mit den ungarischen Politikern, darunter auch mit Károlyi, verhandelt. Eine Einigung konnte jedoch nicht erzielt werden und Károlyi, der seine Hoffnung auf die Führung der Regierung getäuscht sah, nahm nun den rücksichtslosen Kampf um die Macht und gegen die Dynastie auf. Ihm zur Seite traten die Sendboten des Bolschewismus wie Béla Kun und Pfarrer Hock, die auf jede Weise in der großstädtischen Bevölkerung und im Heere die staatliche Ordnung zu erschüttern suchten.

Die Verkündigung des kaiserlichen Manifestes vom 17. Oktober versetzte Ungarn in einen Zustand fieberhafter Erregung. In der Tat bedeutete die Umwandlung Österreichs in einen föderativen Staat eine vollkommene Änderung der staatsrechtlichen Voraussetzungen des Dualismus. Am 18. wurde der ungarische Reichstag eröffnet und Ministerpräsident Wekerlé erschien mit den reichsten Gaben vor den Vertretern der Nation. Mit einem Schlage war alles erreicht, um das man Jahrzehnte gekämpft hatte, die Errichtung einer selbständigen Armee, die vollkommene Lösung Ungarns von allen Banden des Dualismus, die Einführung der Personalunion mit Österreich. Dennoch verstand es Wekerlé nicht, die Stimmung des Hauses zu seinen Gunsten zu wenden. Viel tieferen Eindruck als seine schwunglose Rede machten die leidenschaftlichen Ausführungen Károlyis. Dieser richtete die heftigsten Angriffe gegen die Regierung und gegen das Bündnis mit Deutschland, dann warf er den verhängnisvollen Ruf in das Haus, daß die ungarischen Truppen von der italienischen Front in die Heimat zurückgebracht werden sollten. Vielleicht noch entscheidender als diese Ansprache Károlyis hat die Rede Tiszas auf die kommenden Ereignisse gewirkt: Innerlich vollkommen gebrochen, gab er jeden Widerstand gegen Károlyi auf und bekannte, daß der Krieg verloren sei. Der Eindruck seiner Worte auf seine Zuhörer und auf das Volk war ein erschütternder. Er hatte in diesen Tagen die Arbeit seines Lebens preisgegeben, er mußte erleben, wie die politischen Vorrechte seines Standes vernichtet wurden, wie man das große Werk der Vorfahren, den Dualismus zerbrach und das Bündnis mit dem Deutschen Reiche zerriß, das so viele Jahrzehnte der Grundpfeiler der ungarischen Außenpolitik gewesen war.

In dem Kronrat vom 21. Oktober legte Wekerlé die Gesetzentwürfe über die Trennung Ungarns von Österreich vor, fand aber den heftigen Widerspruch des gemeinsamen Finanzministers Dr. Spitzmüller, der als einziger unter den österreichischen Ministern Entschlossenheit und Tatkraft zeigte und vor allem auch jetzt noch für die Möglichkeit einer Lösung der südslavischen Frage im Rahmen der Monarchie eintrat. Aber Wekerlé wollte noch immer nichts von einem Entgegenkommen in bezug auf Kroatien wissen und erst am nächsten Tage, als die Unruhe in Budapest weiter gestiegen war und schon der Ruf nach Einführung der Republik

laut wurde, ließ er die Möglichkeit einer „subdualistischen" Lösung, der Vereinigung Kroatiens und Slawoniens mit Bosnien und Dalmatien zu.

In diesen Tagen versuchte Wekerlé, seine Stellung bei Hofe und zugleich auch das Ansehen des Königs in der Nation zu festigen. Er inszenierte eine Reise des Königspaares nach Debreczin zur Einweihung der neuen Universität und der glanzvolle und jubelnde Empfang durch die Bevölkerung zauberte ein Bild des Friedens und einer hoffnungsfrohen Entwicklung hervor, das der traurigen Wirklichkeit nicht entsprach. Am gleichen Tage, dem 22. Oktober, brach in Budapest die Revolution aus. Während einer Sitzung des Abgeordnetenhauses traf die Nachricht ein, daß ein meuterndes kroatisches Regiment sich Fiumes bemächtigt hätte. Ein Sturm der Entrüstung brach los, Károlyi erhob die schwersten Anklagen gegen die Regierung und Wekerlé mußte sich zum Rücktritt entschließen. Der König, der von Debreczin nach Gödöllö fuhr, traf die Hauptstadt in einem Zustand völliger Verwirrung. In der Nacht vom 23. zum 24. Oktober genehmigte er alle Gesetzesentwürfe der scheidenden Regierung über die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns. Jetzt entschloß sich der König, dem Drängen des Prinzen Windischgrätz und anderer ungarischer Politiker nachzugeben und den Grafen Julius Andrássy an die Stelle Buriáns als gemeinsamen Minister des Äußern zu berufen. Das war aber wieder nicht im Sinn der radikalen Partei Károlyis, die nur einen ungarischen Minister des Äußern, nicht aber einen gemeinsamen für den Gesamtstaat annehmen wollte. Am 25. kam es zu großen Studentendemonstrationen, die Aufrührer drangen in die Burg und schon gab es die ersten Verwundeten; noch konnten die Behörden in der Nacht auf den 26. Oktober einen Umsturzversuch verhindern, aber Károlyi bildete in diesen Stunden aus seinen Anhängern einen ungarischen „Nationalrat", der die politische Entwicklung an sich reißen sollte. Zur Überraschung aller wurde Károlyi zum König berufen, der ihn am 27. Oktober mit nach Wien nahm. Hier wartete Károlyi wieder vergeblich auf seine Ernennung zum Ministerpräsidenten; es war offenkundig, daß es dem König mit dieser Absicht nicht Ernst war, er ihn vielmehr nur hinhalten wollte. Karl ernannte den in Ungarn ansässigen Erzherzog Joseph zum „Homo regius", mit dem Auftrag, die Krise zu entwirren. (Vgl. Erzh. Joseph, A világháború. VII. 515 ff.) Der Erzherzog begab sich nach Budapest und wurde Zeuge des stürmischen Empfanges, den die Bevölkerung dem heimkehrenden Grafen Károlyi bereitete. Als der Versuch, eine Regierung durch den Grafen Andreas Hadik zu bilden, scheiterte, die Revolution stündlich emporwuchs, der König den Vorschlag des Stadtkommandanten General Lukachich, mit Gewalt vorzugehen, seine Zustimmung verweigerte, blieb kein anderer Weg mehr übrig, als jetzt doch Károlyi den ersehnten Auftrag zur Regierungsbildung zu erteilen. Am 31. wurde das Kabinett, das aus Freunden und Parteigängern Károlyis und dem Sozialisten Oberst Béla Linder als Kriegsminister bestand, vereidigt; jetzt war die Revolution von dem Herrscher gebilligt worden, es gab keinen Halt mehr. Lukachich wurde verhaftet und Graf Stephan Tisza von Honvedsoldaten, die von einer jüdisch-sozialistischen Bande geleitet wurden, erschossen. Schon am nächsten Tage forderten der Nationalrat und die Bevölkerung stürmisch die Lösung der Regierung von ihrem eben dem Herrscher abgelegten Treuschwur, die Abdankung des Königs und die Einführung der Republik. Schon war der staatliche Verwaltungs- und Ordnungsapparat im Zerfall geraten, die Polizei unterstellte sich dem Nationalrat, die Truppen verweigerten den Gehorsam und schlossen sich Károlyi an, der auch jetzt noch das alte Doppel-

spiel trieb, den König seiner Treue und Ergebenheit versicherte, in Wahrheit aber dem Drängen seiner kommunistischen Umgebung folgte, die mit Hilfe großer Geldmittel die großstädtische Masse und das Militär gegen den Herrscher aufzuwühlen suchte. Da die Verbindungen mit Budapest unterbrochen waren, sah sich der König auf die Berichte Károlyis angewiesen, der ihm die Ausdehnung der Revolution in übertriebener Weise schilderte, um ihn seinen Wünschen gefügig zu machen. In der Tat löste nun der König am 2. November die Regierung von ihrem Eide.

Ebenso wie Budapest, stand auch Wien im Brennpunkt der Ereignisse. Aber die Vorgänge hatten hier doch ein wesentlich anderes Gepräge. In Wien fehlte der stürmische Drang nach Auflösung des Staates und trotz der furchtbaren Lebensmittelnot, die in diesen Wochen die Bevölkerung bedrückte und die sozialen Gegensätze verschärfte, fehlt der haßerfüllte innenpolitische Streit, der Ungarn entzweite. Die Bevölkerung Deutschösterreichs empfand instinktiv den schweren Verlust, den das Deutschtum durch den Zusammenbruch Österreich-Ungarns erlitt, sie empfand die furchtbare Tragik, die über dem Ende des mit so viel Opfern und Heldenmut geführten Kampfes lag, aber sie wandte sich doch sogleich den nächsten schweren Aufgaben zu, der Einrichtung ihres eigenen, nunmehr klein gewordenen Staates. Denn über allen Sorgen und Schrecken des Tages schwebte die Hoffnung der Heimkehr ins Mutterland, der Rückkehr der Ostmark ins Deutsche Reich.

Die Nachrichten aus Prag, Budapest und Agram, das Bekanntwerden der Antwort Wilsons, die nun die Auflösung Österreich-Ungarns in die einzelnen Nationalstaaten als unabwendbar erscheinen ließ, spornten auch die deutschösterreichischen Politiker zu rascherem Handeln an. Am 21. Oktober begaben sich die Abgeordneten des deutschen Nationalverbandes, der Sozialdemokraten und der Christlichsozialen in geschlossenem Zuge vom Parlament in das niederösterreichische Landhaus in der Herrengasse, wo sie sich als provisorische Nationalversammlung Deutschösterreichs erklärten und unter dem Vorsitz des Deutschnationalen Dr. Waldner ihre erste Sitzung abhielten. Waren die Vertreter der drei Parteien in der Erkenntnis der schweren Aufgaben, die ihnen bevorstanden, und in dem Willen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, einig, so gingen sie in der Meinung über die zukünftige Staatsform auseinander, da die Sozialdemokraten schon damals grundsätzlich die Einführung der Republik verlangten. In der einstimmig beschlossenen Resolution wurde daher die Frage der Staatsform offengelassen; Deutschösterreich wurde zu einem selbständigen Staat erklärt, der Anspruch auf das ganze geschlossene deutsche Siedlungsgebiet des alten Österreich, also auch auf das sudetendeutsche Gebiet erhob und seine Beziehungen zu den übrigen benachbarten Nationen und zu allen Staaten Europas nach freiem Ermessen regeln sollte. Auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes sollte eine konstituierende Nationalversammlung gewählt werden, der die Ausarbeitung einer Verfassung oblag.

Schon im Verlauf weniger Tage vollzog sich jedoch ein entscheidender Wandel in der Stimmung der Bevölkerung Deutschösterreichs, die sich nun in ihrer überwiegenden Mehrheit gegen die Dynastie kehrte. Daß der lange dauernde Kampf, die vielen Mißerfolge im Felde, die Fehlgriffe der zivilen und militärischen Behörden, das Versagen der Lebensmittelversorgung und zahllose andere Übelstände den Unwillen der Bevölkerung hervorgerufen hatten und das dynastische Empfinden erschüttern mußten, ist selbstverständlich. Dennoch ist eine ausge-

sprochen allgemeine Mißstimmung der Bevölkerung gegen das Kaiserpaar erst im Frühjahr 1918 mit dem Bekanntwerden der Sonderfriedensverhandlungen des Prinzen Sixtus eingetreten. Mit Recht empfand man damals das Vorgehen des Kaisers gegen den Bundesgenossen als unehrenhaft; dazu kam noch der Unwille über die von dem Kaiser gegen die Tschechen befolgte Politik, über sein beständiges Zögern und Schwanken, das der Bevölkerung jedes Gefühl der Sicherheit und jedes Vertrauen raubte. Seit den verhängnisvollen Apriltagen verharrte die deutschösterreichische Bevölkerung dem Kaiserpaar gegenüber in kühler Teilnahmslosigkeit, die durch die Ereignisse im Oktober 1918 zu offenem Widerstand aufgestachelt wurde.

Schon seit August hatte der Kaiser die Neubildung der beiden Regierungen und die Entlassung Buriáns im Sinne gehabt; aber erst als die Antwort Wilsons eingetroffen war, entschloß er sich zu diesem Schritte. Er wollte mit neuen Männern den Versuch wagen, von dem er sich allein Rettung erhoffte, die vollständige Unterwerfung unter den Willen Wilsons, die Neuordnung des Donaureiches zu einem Bunde selbständiger Staaten und die vollständige Lösung vom Deutschen Reiche. Bevor sich der Kaiser am 22. Oktober nach Ungarn begab, betraute er den Völkerrechtslehrer an der Wiener Universität, Dr. Heinrich Lammasch, mit der Bildung einer neuen Regierung. (Vgl. H. Lammasch, Aufzeichnungen, w. o. — H. Sperl, H. Lammasch, Neue öst. Biogr. I. Bd. Wien 1923. S. 44—54.) Ein angesehener Industrieller, Georg Günther, sollte ihn dabei durch Verhandlungen mit den Slaven und den Sozialdemokraten unterstützen. Lammasch dachte an ein „Exekutivkomité", das aus Abgesandten der einzelnen Nationalregierungen bestehen und das die Verwaltung in die neuen Staaten überleiten, die öffentliche Ordnung und den Ernährungsdienst sichern sollte. Alle Nationalstaaten sollten anerkannt werden und selbständig bei den kommenden Friedensverhandlungen auftreten. Die Tschechen wiesen jedoch seine Vorschläge schroff zurück und nach einigem Zögern folgten die Slowenen ihrem Beispiel. Als dieser Plan gescheitert war, bildete Lammasch auf Grund seines Programmes ohne Mitwirkung der Slaven und Sozialdemokraten eine Regierung, der die meisten Ressortminister Hussareks sowie der Prälat Ignaz Seipel als Minister für soziale Fürsorge und der Universitätsprofessor Dr. Joseph Redlich als Finanzminister angehörten. Dieses Ministerium konnte nicht mehr handelnd eingreifen, es konnte nur mehr Zeuge der Auflösung des Staates sein. (Vgl. J. Redlich. Heinrich Lammasch als Ministerpräsident. In: H. Lammasch, Aufzeichnungen, w. o. S. 154—185. —)

Am 27. Oktober erkannte die kaiserliche Regierung die von Wilson verkündete Selbständigkeit der Tschechoslowaken und Jugoslaven an; sie beeilte sich, große Teile aus dem Staatskörper herauszureißen, wohl in dem Glauben, dann leichter den Kern erhalten zu können. Allein dieser Kern war deutsch, und ihn hätte man nur bewahren können, wenn die enge Verbundenheit mit dem Deutschen Reiche aufrecht geblieben wäre. Als jedoch der Kaiser am 24. nach langem Schwanken den Grafen Julius Andrássy zum Minister des Äußern ernannt hatte, da hatte er ihm als erste Aufgabe die Trennung von Deutschland und den Abschluß eines Sonderfriedens gestellt. Schon am 26. sandte Kaiser Karl ein von Andrássy verfaßtes Telegramm an Kaiser Wilhelm, in der er ihm den unwiderruflichen Entschluß ankündigte, sich von dem Bündnis loszusagen, um Waffenstillstand anzusuchen und Verhandlungen über einen Separatfrieden einzuleiten. Vergeblich beschwor ihn Kaiser Wilhelm, von diesem Vorhaben abzustehen; am 27. übersandte

Andrássy eine Note an Wilson, in der er vollständige Unterwerfung unter den Willen der Feinde ankündigte. Der Sohn des Mannes, der einst das Bündnis mit dem Deutschen Reich geschlossen hatte, glaubte mit diesem Verzweiflungsschritt Staat und Dynastie zu retten; er hat seinen Herrscher nur tiefer ins Verderben gestürzt und ihn und sich mit der Schmach des Treubruchs bedeckt. (Vgl. J. Opočensky, La genèse de la note austro-hongroise du 28. Oktobre 1918. Le Monde slave. 1925, S. 62 ff.)

Diese Vorgänge haben nun die endgültige Abkehr der deutschösterreichischen Bevölkerung von dem Hause Habsburg bewirkt. Die republikanische Bewegung gewann von Stunde zu Stunde größeren Anhang, vergeblich versuchte man bei Hofe durch Befragung der Frontsoldaten die Entwicklung zur Republik aufzuhalten. Jetzt sahen die radikalen Politiker der Sozialdemokraten ihre Zeit gekommen, durch Hetzreden und Flugschriften wurde die Erregung der Bevölkerung in den großen Städten gesteigert, schon kam es zu heftigen Ausschreitungen, die sich nur zu oft gegen verdiente, von der Front in die Heimat zurückkehrende Offiziere richteten. Am 30. Oktober trat der Nationalrat in Wien zusammen, der eine von dem gemäßigten Sozialdemokraten Dr. Karl Renner ausgearbeitete Verfassung annahm, die zwar noch nicht die Bezeichnung „Republik" enthielt, aber doch einen Staat ohne monarchische Spitze vorsah. Auch die Abgeordneten Deutschböhmens verkündeten trotz des Protestes der Tschechen die Gründung eines eigenen Landes, des Sudetenlandes, das sich vereint mit Deutschösterreich an Deutschland anschließen wollte. Als vorläufige Regierung wurde ein zweiundzwanziggliedriger Staatsrat unter der Leitung des Staatskanzlers Dr. Renner gebildet, der neben dem Ministerium Lammasch die Geschäfte führte. In Wahrheit hatte die kaiserliche Regierung jede Macht verloren, die meisten Behörden, sogar einzelne Ministerien, erkannten ihre Befehlsgewalt nicht mehr an und ihrem schattenhaften Dasein blieb in diesen Tagen nur die eine schwere Aufgabe, Zeuge und Vollender des Zusammenbruches zu sein, der zuletzt durch die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz ausgelöst wurde.

14. Der militärische Zusammenbruch. Die Waffenstillstandsverhandlungen.

Vgl. d. Bibliographien: Österreich-Ungarn im Weltkrieg, Weltkriegsbücherei, Vtjsh. 2/3. S. 101 f. — Italien, Ebd. 17/18. S. 82 ff. — Bibliographie z. milit. Gesch. Frankreichs i. Weltkrieg. Ebd. 14/15. S. 75 ff.

Erzh. Joseph. A világháború. VII. Bd. S. 407 ff. — Arz. Großer Krieg, S. 288 ff. — Ders. Sturz der Mittelmächte, S. 95 ff. — Ludendorff. Urkunden, XXII. — Glaise-Horstenau, Katastrophe, S. 332 ff. — Cramon. Bundesgenosse, S. 173 ff. — Werkmann. Deutschland als Verbündeter, S. 312 ff. — Cramon u. Fleck. Schicksalsbund, S. 210 ff. — Mach. Aus bewegter Balkanzeit, S. 233 ff. — Bardolff. Soldat i. alten Österreich, S. 337 ff. — Landwehr. Hunger, S. 242 ff. — Churchill, World Crisis. VI. Bd. — Maréchal Franchet d'Espérey. Les armées alliées en Orient. Revúe des deux mondes v. 1. Sept. 1938. — S. 5—53. — Larcher. La Grande Guerre dans les Balkans, w. o. — Deygas. L'armée d'Orient, w. o. — Pomiankowski. Zusammenbruch d. ottomanischen Reiches, w. o. — Nedeff. Les opérations

en Macédoine. L'épopée de Doïran 1915—1918. Sofia 1927. — A. Dieterich. Weltkriegsende an der mazedonischen Front. Oldenburg 1928. — J. Diakow. Der französische Operationsplan auf d. Balkan im Herbst 1918. Militärwiss. Mitt. 67. Bd. 1936. S. 702—08. — O. Flechsig. Ein General rettet seine Armee. Mackensens Durchbruch zur Heimat. Oldenburg 1936. — M. Lynken. Von Bukarest bis Salonichi. München 1920. — B. Barkóczy-Klopsch. Der Heimzug d. Armee d. Generalfeldmarschalls v. Mackensen durch Ungarn nach d. Zusammenbruch. Budapest 1928. — D. Graf Schwerin. Der Heimzug des Generalfeldmarschalls v. Mackensen durch Ungarn nach d. Zusammenbruch. Deutscher Offiziersbund 1929. — C. Treitschke. Der Rückmarsch aus Rumänien. Mit d. Mackensenarmee v. Sereth durch Siebenbürgen n. Sachsen. Dresden 1938. —

Österreich-Ungarns letzter Krieg. VII. Bd. S. 419 ff. — Glaise-Horstenau. Der Zusammenbruch. In M. Schwarte. Großer Krieg. V. Bd. S. 589—652. — E. Horsetzky. Die vier letzten Kriegswochen (24. X. bis 21. XI. 1918) Wien 1920. — H. Kerchnawe. Der Zusammenbruch d. österr.-ung. Wehrmacht i. Herbst 1918. München 1921. — F. Weber. Das Ende einer Armee. Wien-Leipzig 1931. Italien. Übersetzung. Mailand 1934. — Barger. Das Inf.-Regiment Nr. 7 am 27. Oktober 1918 auf d. M. Pertica. Öst. Wehrztg. 1925/43. — E. Horsetzky. Der Kampf um d. Monte Asolone, Ende Oktober 1918. Militärwiss. Mitt. 58. Bd. 1927. S. 257—281. — O. Gallian. M. Asolone 1918. Graz 1933.

C. Rocca. Vittorio Veneto. Mailand 1934. — A. Dupont. La battaglia di Vittorio Veneto. Rom 1929. — E. Pugliese. Vittorio Veneto e la battaglia di Francia 1918. Florenz 1928. — D. Lanzetta. La battaglia decisiva della Sernaglia. 2. Aufl. Mailand 1935. — A. Busetto. Nella luce di Vittorio Veneto. La battaglia della Sernaglia. Mailand 1936. — W. A. F. Kerrich. Der Übergang der Engländer über d. Piave im Oktober 1918. The Royal Engineers Journal 1927. XII. Vgl. O. Kubitza in Militärwiss. Mitt. 60. Bd. 1929. S. 488—501. — G. Giardino, Rievocazioni e riflessioni di guerra. III. L'Armata del Grappa. La battaglia offensiva dell'ottobre 1918. Mailand 1930. — A. Cabiati. La riscossa. Altipiani — Grappa — Piave. Mailand 1934. — G. Mira. Autunno 1918. Come fini la Guerra mondiale. Mailand 1932. — A. Alberti. L'Italia e la fine della guerra. Vittorio Veneto. I. La lotta sul Grappa. II. L'Armisticio di Villa Giusti. Rom 1924—25. — L. Aldrovandi-Marescotti. L'armistizio con l'Austria-Ungheria. N. Antologia. 288. Bd. 1933. S. 3—21 u. Guerra diplomatica, S. 185 ff. — Conventions d'armistice passées avec la Turquie, la Bulgarie, l'Autriche-Hongrie et l'Allemagne par les Puissances alliées et associées. Paris 1919. — E. Ratzenhofer. Der Waffenstillstand v. Villa Giusti u. d. Gefangennahme Hunderttausender. Militärwiss. Mitt. 62. Bd. 1931. S. 817—843 und Ergänzungsheft II. zu Österreich-Ungarns letzter Krieg. Wien 1931. — Ders. Deutsches Schicksal beim Zusammenbruch. Militärwiss. Mitt. 60. Bd. 1929. S. 773—783. — Ders. Bahnleistungen beim österreichisch-ungar. Zusammenbruch 1918. Schweizerische Monatsschr. für Offiziere. 1929. S. 57—63. — Bericht der Kommission zur Erhebung militär. Pflichtverletzungen im Krieg. Nr. 974 der Beil. z. d. Protokollen d. konstit. Nationalversammlung 1919.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Junioffensive hatte man trotz der Verschärfung der materiellen Notlage, die sich nicht nur im Hinterlande, sondern auch an der Front in erschreckender Weise fühlbar machte (vgl. S. 198 ff.), im AOK. die Wiederaufnahme des Angriffs erwogen. Man dachte an einen Vorstoß zwischen

Brenta und Montello und schon wurden die Pläne für ein solches Unternehmen ausgearbeitet. Allein die Erschöpfung der Truppen war zu groß, um dieses Vorhaben, wie es nötig gewesen wäre, in kurzer Zeit zu verwirklichen. Allerdings waren auch die feindlichen Heere vorerst nicht imstande, einen entscheidenden Schlag zu führen, aber sie waren stark genug, die österreichisch-ungarische Front durch unablässig sich erneuernde kleinere Vorstöße, Feuerüberfälle oder Fliegerangriffe dauernd in Spannung zu halten und unseren Truppen jede Möglichkeit eines Ausruhens und einer Erholung zu rauben. Bald mußte das AOK. erkennen, daß auf italienischer Seite umfassende Vorbereitungen für einen großangelegten Angriff getroffen wurden. Eine nachhaltige Störung dieser Vorbereitungen durch eine eigene Offensive wäre dringend notwendig gewesen, allein das AOK. war sich darüber klar, daß eine solche Operation nicht durch die österreichisch-ungarischen Truppen allein ausgeführt werden konnte, sondern daß man dazu der Hilfe des deutschen Bundesgenossen bedurfte. Nun hatte aber die DOHL. schon während der Junischlacht in Venetien die Entsendung österreichisch-ungarischer Truppen an die Westfront erbeten, und als die Kämpfe an der Piave eingestellt werden mußten, hatte sie diesen Wunsch noch dringlicher ausgesprochen. Es war Arz nach längerem Bemühen gelungen, den Widerstand Kaiser Karls gegen eine Verwendung österreichisch-ungarischer Truppen an der deutschen Westfront zu überwinden und seine Zustimmung zu dem Abtransport von 2 Divisionen — denen später noch 4 weitere folgten — und schwerer Artillerie zu erlangen. Den Oberbefehl über diese Truppen führte FML. Goiginger; sie wurden bei der V. deutschen Armee in der Heeresgruppe Gallwitz bei Verdun, St. Mihiel und Dompierre eingesetzt. Gerade zu der Zeit, da man im AOK. ein neuerliches offensives Vorgehen gegen Italien erwog, das eine Mitwirkung der DOHL. vorausgesetzt hätte, standen die deutschen Heere an der Westfront in schwerstem entscheidenden Ringen gegen Franzosen, Engländer und Amerikaner und erlitten furchtbare Verluste; am 8. August, einen der verhängnisvollsten Schlachttage des Weltkrieges, mußten sie vor dem Tankangriffe der Engländer ihre Stellungen zwischen Ancre und Avre räumen. So konnte von einer Abgabe größerer Truppenteile an den Bundesgenossen keine Rede sein.

Von Unruhe und Sorge getrieben und schon mit dem festen Entschlusse, den Krieg zu beenden, begaben sich Mitte August Kaiser Karl, Burián und Arz in das deutsche Hauptquartier, wo wichtige Besprechungen zwischen den Monarchen, den beiderseitigen Ministern und den Generälen stattfanden. Die Stimmung war sehr gedrückt, man vermochte den Friedenswünschen Kaiser Karls und der entschiedenen Erklärung des Generals Arz, daß Österreich-Ungarn keinesfalls länger als bis Dezember aushalten könne, nicht mehr mit der alten Siegeszuversicht zu begegnen. Kaiser Wilhelm war jetzt ebenso wie Hindenburg und Ludendorff geneigt, über einen Frieden zu verhandeln und befand sich darin in Übereinstimmung mit seinem Verbündeten. Kaiser Karl kehrte daher nach Wien in dem Glauben zurück, daß nunmehr die größten Schwierigkeiten überwunden seien. Er beachtete aber nicht, daß gerade über die wichtigsten Fragen, über den Zeitpunkt und über die Art des geplanten Friedensschrittes keine Einigung erzielt worden war. Der Kaiser und Burián wollten möglichst rasch mit einem Friedensanerbieten unmittelbar an alle feindlichen Mächte herantreten, während die deutsche Regierung erst nach Wiederherstellung einer gesicherten militärischen Lage durch Vermittlung einer neutralen Macht — man dachte an Holland — den Frieden herbeiführen

wollte. Schon war die Friedensnote „An Alle" für den 3. September von Burián vorbereitet worden, als an diesem Tage Staatssekretär von Hintze in Wien mit dem Auftrag der deutschen Regierung erschien, Kaiser Karl von dem geplanten Schritt zurückzuhalten. (Vgl. B. Schwertfeger. Die polit. und milit. Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive v. 1918. Werk d. Untersuchungsausschusses, 4. Reihe, 2. Bd. II. Teil. Berlin 1927. S. 352 ff. Anlage Nr. 7.) Widerwillig gewährte der Kaiser einen kurzen Aufschub; am 10. September berichtete Hindenburg, daß die nötige Abwehrstellung der deutschen Heere erreicht worden sei, doch äußerte er schwerwiegende Bedenken gegen den von Kaiser Karl geplanten Appell an alle feindlichen Mächte. Burián erklärte nunmehr dem Berliner auswärtigen Amt, daß im Falle einer neuerlichen Ablehnung seines Vorschlages Österreich-Ungarn auch allein vorgehen werde, und Kaiser Karl machte dem Vertreter der DOHL. General von Cramon dieselbe Mitteilung. Vergeblich warnte Arz vor den schweren Folgen eines solchen Schrittes, der die Auflösung des Bundesverhältnisses mit dem Deutschen Reiche einleiten mußte. In Berlin war man tief betroffen über diesen Entschluß Karls und Kaiser Wilhelm beschwor ihn am 14. September in einem langen Telegramm mit erschütternden Worten, auszuharren und nicht in letzter Stunde die gemeinsame Sache durch eine solche Handlung zu gefährden. Allein seine Mahnung kam zu spät. Am gleichen Tage war die Friedensnote von Wien an die feindlichen Mächte abgegangen. Wie alle einsichtigen Berater es vorausgesagt hatten, erzielte die Note gar keinen Erfolg, sie wurde von den Gegnern schroff, ja mit offenem Hohn zurückgewiesen. Das Spiel mit dem Treubruch war umsonst gewesen.

Inzwischen hatte sich die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz stündlich verschlechtert. Am 21. August waren alle höheren Kommandanten der österreichisch-ungarischen Abteilungen in Belluno zusammengetroffen, um unter dem Vorsitz des GM. Freiherrn von Waldstätten, des Stellvertreters des Chefs des Generalstabes, über den Zustand der Truppen und ihre Stimmung zu berichten. Es stellte sich heraus, daß die Lage noch viel verzweifelter war, als man bisher angenommen hatte. Wieder drohte den vollkommen unterernährten Truppen eine schwere Lebensmittelkrise, überall zeigte sich der zersetzende Einfluß der staatsfeindlichen Presse und der Wühlarbeit slavisch-nationaler, sozialdemokratischer und kommunistischer Sendboten. Vielfach versagten die Zivil- und Militärbehörden, die Versorgung der Armee erfolgte nur stockend und in ganz unzureichender Weise. Das Ansehen des AOK. sank von Tag zu Tag, zahlreiche höhere Offiziere, auch Kommandanten wie Boroević und Schönburg-Hartenstein standen in offener Gegnerschaft gegen die oberste Leitung des Heeres. Schon begannen sich die Reihen der an der Front stehenden Truppen zu lichten, es gelang nicht mehr, die vorhandenen Lücken aufzufüllen. Nicht nur, daß es an Ersatzmannschaften mangelte, es wurde auch jetzt noch mit den Enthebungen vom Kriegsdienst der größte Mißbrauch getrieben. Urlauber und die aus der russischen Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten weigerten sich, an die Front zu gehen; viele von ihnen flüchteten in die Berge und bildeten Räuberbanden, die angesichts der Machtlosigkeit der Behörden ungehindert ihr Unwesen treiben konnten.

Noch immer zögerte der italienische Oberbefehlshaber Generalleutnant Diaz mit dem Beginn seiner geplanten Offensive. Nicht nur, daß er dieses Unternehmen auf das gründlichste vorbereiten wollte, er gedachte auch, den Beginn des Angriffs solange hinauszuschieben, bis die Lage an der deutschen Westfront so verzweifelt

geworden war, daß von einer Hilfeleistung der deutschen Armeen auf dem italienischen Kriegsschauplatz keine Rede mehr sein konnte. Im September nahmen die verstreuten Einzelvorstöße der Italiener an Heftigkeit zu, besonders im Ortlergebiet, bei Asiago, am M. Sisemol, vor allem aber am M. Asolone (10.—16. September), wo es zu schwersten Kämpfen kam, bei denen aber trotz der Übermacht der Gegner unsere Truppen in tapferer Abwehr ihre Stellungen behaupteten.

Gerade in diesen Tagen erfolgte der Stoß der Ententearmeen, der die Mittelmächte im Rücken traf und sie in dem entscheidenden Ringen lähmte. Schon seit dem Frühjahr 1918 waren bedeutende Truppenmassen der Feinde in Salonichi gelandet worden und hatten die seit 1916 dort stehende Orientarmee Sarrails verstärkt. Mitte Juni hatte ein neuer Befehlshaber, General Franchet d'Espérey, die Leitung übernommen; nach wenigen Wochen hatte er dem großen Kriegsrat der Entente in Paris seine Pläne für eine Offensive gegen die bulgarischen Stellungen vorgelegt. Der Kriegsrat hatte nach den Vorschlägen des Generals Foch für September eine allgemeine Offensive an allen Teilen der Front angesetzt und bei diesem konzentrierten Angriff auf die Mittelmächte der Orientarmee eine besonders wichtige Rolle zugeteilt. Franchet lehnte es ab, in der naturgegebenen Richtung, in dem Tal des Wardar nach Nordwesten vorzustoßen, vielmehr wollte er seinen Angriff in der Richtung gegen Nordosten, nach Dobropolje mit dem Ziele Sofia vortragen. Hier konnte er das Überraschungsmoment zu seinen Gunsten verwerten, da die Bulgaren keinen Angriff an dieser Stelle vermuteten und daher die Stellungen nur schwach besetzt hatten.

In Bulgarien hatte sich nicht nur in militärischen, sondern auch in politischen Kreisen während der letzten Monate die Stimmung sehr zu ungunsten der verbündeten Mittelmächte verschlechtert. Im Juni 1918 war die Regierung Radoslawoff gestürzt worden und König Ferdinand hatte der Bildung des russenfreundlichen Kabinettes Malinow zustimmen müssen. Durch die Bukarester Friedensverhandlungen (vgl. S. 208 f.) waren die bestehenden Spannungen noch vermehrt worden, da die Forderungen Bulgariens nach dem Gewinn der ganzen Dobrudscha nicht befriedigt wurden. Die Kommandostellen des Heeres hatten schon im Sommer mit großer Sorge die umfassenden Rüstungen Franchets verfolgt und vergeblich eine weitgehende Unterstützung durch die Mittelmächte verlangt, die doch selbst jeden Mann in dem blutigen Ringen an den westlichen Fronten benötigten.

Am 14. September 1918 begann Franchet d'Espérey den Angriff mit einem starken, mit Artillerie gut versehenen Stoßkeil aus französischen und serbischen Truppen. Obgleich die bulgarischen und deutschen Abteilungen tapferen Widerstand leisteten, gelang es Franchet, in der Schlacht von Dobropolje die Front zu durchstoßen. Auf die verzweifelten Hilferufe der bulgarischen Heeresleitung hin, beschloß das AOK., zwei österreichisch-ungarische Divisonen aus Venetien und eine aus der Ukraine abzuziehen und gegen die Salonichiarmee einzusetzen. Allein diese Hilfe kam zu spät. Vor allem die serbischen Truppen, die in dem leidenschaftlichen Verlangen, ihre Heimat wiederzugewinnen, rasend vorwärts stürmten, brachen jeden Widerstand. Vergeblich versuchten die deutschen Regimenter des Generals Scholtz, bei Prilep die Front zu halten, vergeblich bemühte sich König Ferdinand, durch persönliche Einwirkung in seinem Heere neue Kräfte zu erwecken. Am 22. September mußte Scholtz den Rückzug antreten, da die Gefahr einer Einschließung bestand; nun brach auch die 1. bulgarische Armee, die bisher

am Doïransee ausgeharrt hatte, plötzlich zusammen. Die Regierung Malinow, die immer gegen die Teilnahme an dem Krieg gewesen war, beschloß am 24. September, sofort mit einem Waffenstillstands- und Friedensangebot an die Feinde heranzutreten. Staatsmänner und Militärbehörden wurden von einer unbeschreiblichen Panik erfaßt, obgleich die Lage durchaus nicht so verzweifelt war, da Franchet seine so bedeutenden Truppenmassen (660.000 Mann) in dem wegarmen und gebirgigen Lande nicht zur Entwicklung bringen konnte. Über den Kopf des Königs hinweg erfolgte die Annahme der schweren, von Franchet diktierten Bedingungen. König Ferdinand entsagte daher am 4. Oktober zu Gunsten seines Sohnes Boris der Regierung.

Der Ausfall Bulgariens mußte für die Mittelmächte die verhängnisvollsten Wirkungen zeitigen. Nicht nur, daß die besetzten Gebiete der Balkanhalbinsel nun geräumt werden mußten, die Eroberung Serbiens durch die französisch-serbische Armee nur eine Frage von Wochen und Tagen sein konnte, es war auch vorauszusehen, daß die Stellung der Mittelmächte in Rumänien nun ins Wanken geraten und damit die ergiebigste Versorgungsquelle verloren gehen würde. Das AOK. erwog zunächst den Aufbau einer neuen Front, die von Skutari über Mitrovica nach Nisch und Vidin ziehen und unter dem Kommando des Feldmarschalls Köveß stehen sollte. Der erste notwendige Schritt war aber die Räumung Albaniens, wo die Heeresgruppe Pflanzer-Baltin vor wenigen Wochen noch bedeutende Erfolge erzielt hatte.

Die schwere Niederlage Bulgariens hätte keineswegs unter allen Umständen den Zusammenbruch der Mittelmächte einleiten müssen, vielmehr sind die militärischen Ereignisse an der Salonichifront nur deshalb von so entscheidender Bedeutung geworden, weil sie die Donaumonarchie in einem Zustand vollkommener Auflösung trafen: Ungarn von allen Fiebern der Revolution geschüttelt, die Südslaven eben im Begriffe, die letzten Schritte zur Trennung zu tun, die Front gegen Italien, der bisher festeste Hort des Reiches, durch namenlose Entbehrungen und dumpfe Sorge um das Schicksal der Heimat geschwächt — da mußte die Nachricht von der Niederlage Bulgariens wie ein Schreckensruf, ein furchterweckendes Warnungszeichen wirken. Und dieser Zeichen wurden immer mehr! Als sich am 4. Oktober, nachdem Buriáns Sonderschritt ohne Erfolg geblieben war, die Mittelmächte gemeinsam in einer Friedensnote an Präsident Wilson wandten und sich bereit erklärten, seine Forderungen anzunehmen, da mußte dieser Entschluß als ein Bekenntnis der endgültigen Niederlage erscheinen, und mit Recht fürchtete man, daß nun die Kampfkraft der Truppen eine weitere Schwächung erfahren würde. Aber noch viel zersetzender und auflösender war die Wirkung, die von dem kaiserlichen Manifest vom 17. Oktober (vgl. S. 232) ausging, in dem die Bildung selbständiger Nationalstaaten zugesichert wurde. Wie sollten die Truppen für den Gesamtstaat kämpfen, wenn ihn der Herrscher selbst zerschlug! Und alle diese Nachrichten, die aus dem Hinterlande kamen, trafen eine Front, die durch monatelange Entbehrungen geschwächt, durch tägliche Angriffe in steter Spannung gehalten und durch unablässige und grausam berechnete Propaganda des Feindes zermürbt war. Die Berichte der Heeresleitung über den körperlichen Zustand der Truppen sind erschütternd; so arg war die Unterernährung, daß die Mannschaften vieler Regimenter ein Durchschnittsgewicht von nur 50 kg erreichten, die Bekleidung war so dürftig, daß viele nur ein Kleidungsstück besaßen, obgleich die Kämpfe im Gebirge und der heran-

nahende Winter Schutz gegen Kälte gefordert hätten. Furchtbar wüteten die Krankheiten, besonders Malaria und die Grippe, die Zehntausende kampfunfähig machten. Dennoch erfüllten die Truppen zum Großteil noch getreulich ihre Pflicht.

Mit schwerer Sorge sah das AOK. dem Beginn des italienischen Angriffes entgegen, und der Kaiser wandte sich endlich in seiner Verzweiflung an den Papst, mit der Bitte, nun, da man den Friedensverhandlungen nahe sei, ein unnützes Blutvergießen zu verhindern. Aber nach wenigen Tagen erfolgte eine abschlägige Antwort.

Trotz der Unterwerfung unter den Willen der Feinde, die in der Note der Mittelmächte vom 4. Oktober an Wilson ausgesprochen worden war, wollte General Diaz doch den seit langem geplanten Angriff ausführen, um den Krieg mit einem großen Erfolg zu beenden. Er hatte eine gewaltige Übermacht angehäuft, nicht nur in bezug auf Truppenzahl, sondern auch auf die materielle Ausrüstung des Heeres. 7700 Geschütze, die 6 Millionen Geschosse verfeuern konnten, standen ihm zur Verfügung und mit den 51 italienischen Divisionen waren französische, englische, tschechoslowakische und amerikanische Truppen, im ganzen um 700.000 Mann aufmarschiert. Und all diese Rüstungen nur zu dem Zweck, um eine immer dünner werdende Widerstandslinie von hungernden und frierenden Soldaten, die sich in den Bergen festgekrallt hatten, hinwegzufegen!

Die österreichisch-ungarische Front hatte seit der Piaveschlacht keine weiteren Verschiebungen erfahren. Den Westen und Südwesten Tirols hielt die X. Armee unter Feldmarschall Krobatin, im Süden Tirols bei Asiago stand die XI. Armee des GO. Scheuchenstuel, daran schloß sich die Armeegruppe Belluno im Grappagebiet unter Feldzeugmeister Goglia, endlich an der Piave die Heeresgruppe Boroević mit der VI. Armee unter General Schönburg-Hartenstein und die Isonzo-Armee unter GO. Wurm. Die italienischen Streitkräfte waren den unsrigen nahezu um das Doppelte überlegen.

Diaz hatte den Plan, die Schlacht mit zwei Stoßkeilen zu eröffnen; der eine sollte nach Überwindung des M. Grappa die Tiroler Front aufrollen, der zweite, dem die Hauptaufgabe zufiel, vom Montellorücken über die Piave in der Richtung gegen Vittorio Veneto vordringen. Die Offensive brach im Grappagebiet an dem Jahrestage des Durchbruchs von Flitsch und Tolmein, am 24. Oktober los, und — was niemand für möglich gehalten hatte — die Verteidiger blieben trotz des mörderischen Artilleriefeuers und aller Angriffe der Italiener im Besitze ihrer Stellungen. Wenn auch am nächsten Tage der M. Pertica verloren ging, so wurden die Stellungen auf dem M. Asolone auch am 25. und 26. trotz wütender Stürme der Feinde gehalten und am 27. wurde sogar der M. Pertica wieder zurückerobert. (Vgl. Horsetzky, Asolone, w. o.). Während hier noch einmal heldenhafter Widerstand von den Truppen aller Nationen Österreich-Ungarns, an erster Stelle von den deutschen Regimentern, geleistet wurde, machten sich an der Front der XI. Armee in dem Abschnitt von Asiago schon die Wirkungen des inneren Zerfalls geltend. Die aufwühlenden Worte Károlyis (vgl. S. 235) waren an die Front gedrungen und übten hier einen verheerenden Einfluß aus. Das ungarische Infanterieregiment Nr. 25 weigerte sich am 24. Oktober, dem Befehle der Offiziere nachzukommen, und verlangte die Heimbeförderung, um die Grenzen Ungarns schützen zu können. Von dem AOK. gerufen, eilte Erzherzog Joseph an die Front, um auf die Truppen einzuwirken, doch hatte sich das meuternde Regiment verschanzt und verwehrte ihm den Zutritt. Bald folgten andere

Regimenter, kroatische, tschechische und slowenische, diesem Beispiel. Erzherzog Joseph trat jetzt für die Heimbeförderung der ungarischen Truppen und für eine Verkürzung der Front ein. Die verzweifelten Gegenvorstellungen der Armeekommandanten blieben ohne Wirkung, vielmehr beschloß der ungarische Ministerrat, auf der Rückberufung der Truppen zu bestehen. Auf Befehl des Kaisers mußte Arz den ungarischen Regimentern bekannt geben, daß sie in den nächsten Tagen heimbefördert würden und daß der Transport sogleich beginnen werde. Es war verständlich, daß die zum Ersatz heranrückenden deutschen Mannschaften von tiefster Empörung erfaßt wurden, als sie den vollgestopften Zügen der heimkehrenden ungarischen Truppen begegneten und daß nun auch sie den Kampf verloren gaben. Die Südtiroler Front mußte hinter die Assaschlucht und den M. Sisemol zurückgenommen werden und bald bestand nur mehr eine dünne Kette von Truppen, die einem Angriff überhaupt keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte.

Der Hauptstoß der Italiener war zum Glück nicht an dieser Stelle erfolgt. Vielmehr hatte Diaz mit englischen Truppen am 23. Oktober den Übergang über die hochangeschwollene Piave begonnen und französische Regimenter sowie die italienischen Armeen der Generäle Graziani und Caviglia hatten sich der Bewegung angeschlossen. Auch hier wichen die ungarischen Mannschaften nach schwachem Widerstand zurück und die Italiener stießen bis Sernaglia vor. Dennoch war die Lage der Angreifer keineswegs besonders günstig, es bestand die Gefahr, daß die am linken Piaveufer vorgedrungenen Abteilungen abgeschnitten würden. Allein das k. u. k. Heer besaß nicht mehr die Kraft zu einem Gegenstoß und so konnten die Italiener die Krise überwinden. Am 28. erneuerte sich der Angriff und nun begannen die Meutereien auch die Heeresgruppe Boroević zu ergreifen. Die Nachricht, daß die Rumänen von Osten und Franchet mit den Serben von Süden her gegen Ungarn vorrückten, die auf ganz unrichtigen Meldungen beruhte, erzeugte unter den ungarischen Truppen eine furchtbare Panik. Dazu verweigerten tschechische und südslavische Regimenter unter Berufung auf die Rechte ihrer eigenen Nationalstaaten den Dienst und auch die Bekanntgabe der Note Andrássys vom 27. Oktober an Wilson sowie die Ankündigung von bevorstehenden Waffenstillstandsverhandlungen konnten der Auflösung der Front nicht mehr Einhalt gebieten.

Während dieser Vorgänge erneuerte General Diaz am 29. Oktober den Angriff. Wieder blieb der M. Grappa in der Hand der tapferen niederösterreichischen Regimenter, aber an der Piave kam es zu dem entscheidenden Stoß bei Monticano und Soligo. Das Kommando der VI. Armee mußte Vittorio Veneto räumen und den Rückzug hinter die Livenza antreten. Nun lösten sich alle Bande, ganze Regimenter verließen eigenmächtig ihre Stellungen und traten den Rückmarsch an, vorrückende Ersatzmannschaften kehrten um, alle Verbände wurden zerrissen, die Lebensmittelversorgung stockte vollständig, Hunger und Not trieben zu Plünderungen und Ausschreitungen.

Während so die Piavefront zerfiel und auch die Armee des Herzogs von Aosta am 30. den Vormarsch über die untere Piave angetreten hatte, hielten die Truppen im Grappagebiet noch immer den Stürmen der Feinde stand. Aber die Gefahr wurde stündlich drohender, daß sie durch das Vorrücken der Italiener bei Asiago von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten würden, und so erhielten sie am 30. in den ersten Nachmittagsstunden den Befehl, die mit so viel Opfern an Blut

und Leben gehaltenen Stellungen zu räumen. Um Mitternacht stiegen die vollkommen erschöpften und ausgehungerten Truppen unbesiegt von den Bergen des M. Grappa, des M. Asolone, des M. Pertica und M. Spinuccia herab, sie hatten die letzte Ruhmestat des sterbenden kaiserlichen Heeres vollbracht. Auch die ganze Verteidigungslinie der X. Armee vom Ortler und Adamello über Judicarien und am M. Pasubio hatte standgehalten, gerade hier hatte sich der Zerfall der Front am wenigsten fühlbar gemacht.

Entsetzlich wurde die Lage der XI. Armee, als am 1. November der Vorstoß der Italiener auf der Hochfläche von Asiago einsetzte und am nächsten Tag der Kriegsminister der Regierung Károlyi, Oberst Linder, den ungarischen Truppen die Niederlegung der Waffen befahl. In den engen Schluchten, auf den wenigen Straßen drängten die zurückflutenden Massen; die Bahnhöfe wurden gestürmt, jeder strebte der Heimat zu, auch wenn die überstürzte Fahrt in Tod und Elend führte.

Am 28. Oktober, als die Auflösung der Front unaufhaltsam erschien, war auf Befehl des AOK. in Trient eine Waffenstillstandskommission gebildet worden, mit deren Führung G. d. I. Weber betraut wurde. Er erhielt den Befehl, sich in das italienische Hauptquartier zu begeben und so rasch als möglich jeden mit der Ehre der Armee noch vereinbaren Waffenstillstand abzuschließen. Dabei ordnete Arz an, daß Weber einen Durchmarsch feindlicher Truppen durch Tirol gegen Deutschland nicht bewilligen dürfe. Schon der Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen wurde von der italienischen Heeresleitung verzögert, um die militärischen Erfolge ausweiten zu können. Erst am Allerheiligentage kam es in der Villa Giusti bei Padua zu den ersten Besprechungen mit der italienischen Kommission, die von General Badoglio geleitet wurde. Die Waffenstillstandsbedingungen waren niederschmetternd. Es wurde die Räumung Tirols bis zum Brenner und Pustertal, des Tarviser Beckens, des Isonzotales mit Görz, Istriens, der Stadt Triest, der westlichen Gebiete von Krain und Norddalmatien, die Auslieferung eines großen Teiles der Flotte, freie Bewegung auf allen Straßen und Bahnen, Heimsendung aller Kriegsgefangenen, Abzug der Deutschen, Abrüstung des Heeres auf 20 Divisionen, Auslieferung der Hälfte der Artillerie und sofortige Einstellung der Feindseligkeiten verlangt. General Weber befand sich in der schwierigsten Lage, trotz aller Vollmachten konnte er diese in Übereinstimmung mit der Alliiertenkonferenz in Paris auferlegten Bedingungen nicht ohne Genehmigung des Kaisers annehmen. Sein Versuch, Gegenvorschläge zu machen, scheiterte an der Weisung des Ministerpräsidenten Orlando, daß die Annahme der Bedingungen ohne jede Änderung bis zum 3. November um Mitternacht zu erfolgen habe. Das einzige Zugeständnis war, daß die Frist bis zum 4. verlängert wurde. General Weber mußte, da eine direkte telephonische Verbindung mit dem AOK. und dem Kaiser von der Villa Giusti aus nicht herzustellen war, den Obersten Schneller nach Trient senden, allein auch dieser vermochte nicht, sein Ziel zu erreichen, da gerade heftige Kämpfe im Gange waren. Erst am 2. November bekam das AOK. die Waffenstillstandsbedingungen, die Arz dem Kaiser überbrachte. Beide waren über die Härte der Bedingungen tief betroffen. Nach einem Kronrat in Schönbrunn, der die hoffnungslose Lage klar erkennen ließ, empfing der Kaiser am Nachmittag den deutschen Militärbevollmächtigen General Cramon und unterrichtete ihn über den Stand der Verhandlungen. Für Deutschland konnte die Forderung der Alliierten nach freier Benützung der Bahnen und Straßen zu den schwersten Folgen führen und

Deutschösterreich wäre dann zum Aufmarschgebiet für einen neuen Angriff gegen das Deutsche Reich geworden. Diese Gefahr hatte man schon seit Tagen gefürchtet und Kaiser Karl hatte in einem Telegramm vom 29. Oktober Kaiser Wilhelm versichert, daß er in diesem Falle selbst an der Spitze seiner deutschösterreichischen Truppen dem Feinde entgegentreten werde. Es ist erschütternd zu sehen, wie in diesen Stunden der Qual und Not sich in dem letzten Herrscher des habsburgischen Hauses nach so viel Schwäche und Irrungen alte hohe Traditionen emporringen. Aber schon war es auch für einen solchen, der Ehre der Armee entsprechenden Entschluß zu spät geworden. Der Kaiser wollte nun die Verantwortung nicht übernehmen und berief die Führer des deutschösterreichischen Nationalrates als Vertreter des Staates, der am meisten durch die Waffenstillstandsbedingungen betroffen wurde, zu sich und teilte ihnen mit, daß er der Forderung über den Durchmarsch feindlicher Truppen nicht zustimmen könne; er überlasse ihnen die Entscheidung. Aber der Staatsrat lehnte die Zumutung ab. In einem neuerlichen Kronrat schilderte Arz die verzweifelte Lage der Armee, die sich durch die Rückberufung der ungarischen Soldaten stündlich verschlechtert hatte. Jede Verzögerung könne Tausenden, ja Hunderttausenden das Leben kosten. Er sah keinen anderen Ausweg mehr, als allen Bedingungen zuzustimmen. Gegen Mitternacht gab der Kaiser mit einigen schwachen Vorbehalten gegen den Durchmarsch seine Einwilligung zu den Waffenstillstandsbedingungen und noch einmal bemühte sich Arz in seinem Auftrag, die Zustimmung des österreichischen Staatsrates zu erlangen. Inzwischen trafen fortwährend Meldungen vom Kriegsschauplatz über die Auflösung des Heeres und dringende Mahnungen aus Trient ein, wo Oberst Schneller auf eine Botschaft aus Wien wartete. Der Vertreter des Generaloberſten Arz, Generalmajor Waldstätten, bereitete daher die Depeschen an Oberst Schneller und General Weber vor und nahm mit Zustimmung seines Vorgesetzten und des Kaisers darin die Mitteilung auf, daß die österreichisch-ungarischen Truppen entsprechend dem ersten Punkt des Waffenstillstandsabkommens — sofortige Einstellung der Feindseligkeiten — schon den Befehl erhalten hätten, den Kampf aufzugeben. Am 3. November um 1.20 Uhr ging diese Depesche an Oberst Schneller nach Trient und wurde auch radiotelegraphisch dem General Weber nach Villa Giusti übermittelt. Unmittelbar darauf wurde den Heereskommandanten mitgeteilt, daß alle Bedingungen der Entente angenommen wurden und daher die Feindseligkeiten sofort einzustellen seien.

Man hatte aber in Wien in der Aufregung übersehen oder vielleicht auch diese Mitteilung nicht in ihrer vollen Bedeutung erfaßt, daß sich die italienische Kommission die Festsetzung des Zeitpunktes für die Einstellung der Feindseligkeiten vorbehalten habe. Dem Kaiser kamen nun in der Nacht neuerliche Bedenken, ohne Einwilligung des Staatsrates die Bedingungen anzunehmen, er befahl daher die Zurückhaltung der Depeschen, doch waren alle schon abgesandt mit Ausnahme der radiotelegraphischen Mitteilung an die italienische Heeresleitung, die unglaublicherweise allein zurückbehalten wurde. Der Kaiser legte nunmehr den Oberbefehl über die Armee nieder, der auf General Arz und von diesem auf Köveß überging. (K. Werkmann. Der Waffenstillstand vom November 1918. Die Stunden der Entscheidung in Schönbrunn. N. Fr. Presse. N. 23.040 v. 4. XI. 1928. — Arz. Großer Krieg, S. 345 ff. 361 ff. — Glaise-Horstenau. Katastrophe, S. 418 ff. — Ratzenhofer, Villa Giusti, w. o.)

In der Villa Giusti hatte General Weber am 3. November den französischen

Text der Bedingungen mit der Bestimmung empfangen, daß erst nach Ablauf von 24 Stunden Waffenruhe eintreten sollte. Am Nachmittag um 4.30 Uhr erhielt er endlich die Botschaft des AOK., doch hatte er eine Stunde vorher auf eigene Verantwortung die Bedingungen unterzeichnet. Badoglio ordnete hierauf für die gesamte Front für den 4. November 3 Uhr nachmittag den Eintritt der Waffenruhe an. Inzwischen hatten aber Oberst Schneller und die Heereskommandanten nach der Weisung des AOK. sofortige Einstellung der Feindseligkeiten verfügt, der vom Kaiser angeordnete Widerruf war zu spät eingetroffen und so kam es, daß am 4. November große Teile der österreichisch-ungarischen Armeen, mehr als 350.000 Mann, die alle den Kampf beendet glaubten, von den Ententetruppen überholt und gefangengenommen wurden. 30.000 von ihnen haben fern von der Heimat den Tod gefunden.

Mit der Einstellung der Feindseligkeiten begann neue Not und Verwirrung in den deutschösterreichischen Ländern. Vor allem Tirol und Kärnten wurden von der ganzen Wucht der zurückflutenden Truppen betroffen; bald herrschte der größte Mangel an Lebensmitteln, so daß sich das AOK. an die italienische Heeresleitung mit der Bitte um Aushilfe wenden mußte. Wenn auch diese Bitte erfüllt wurde, so boten die Verkehrsverhältnisse unüberwindliche Hindernisse für eine geregelte Versorgung der Truppen und der Bevölkerung. Die Bahnen hatten in diesen Wochen einen ungeheuren Verkehr zu bewältigen und die Bahnverwaltung hat außerordentliche Leistungen vollbracht. Überhaupt bewährte sich in dieser furchtbaren Zeit des Zusammenbruchs die staatliche Behördenorganisation in ausgezeichneter Weise und die österreichische Beamtenschaft hat sich um die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung die größten Verdienste erworben.

Zunächst drohte die Gefahr, daß Tirol zum Kriegsschauplatz werden würde. Schon rückte ein bayerisches Armeekorps unter dem General Krafft von Dellmensingen bis zum Brenner vor, gleichzeitig wurde Salzburg besetzt. Da machten die Münchener Revolution und der Abschluß des Waffenstillstandes der DOHL. mit der Entente allem ein Ende.

Auch an der notdürftig an der Südgrenze Ungarns gegen Franchet d'Espérey aufgerichteten Front des Generals Köveß trat in den ersten Novembertagen der Zerfall ein. Pflanzer-Baltin konnte hingegen seine Armee aus Albanien und Montenegro nach Cattaro führen, wo sie sich auflöste. Länger dauerte die Räumung der Ukraine, wo sich die starke bolschewistische Propaganda fühlbar machte, und Rumäniens. Hier war es ein Glück, daß die Rumänen nicht über die notwendigen Waffen geboten, um sofort nach Siebenbürgen nachzudrängen. So konnte Generalfeldmarschall Mackensen sich Ende November mit den deutschen Truppen durch Siebenbürgen und Ungarn durchschlagen, während die Rumänen nur langsam folgten. In Budapest wurde der General auf Befehl der Entente gefangengenommen und nach Salonichi gebracht; erst nach einem Jahr erlangte er wieder die Freiheit. In guter Ordnung vollzog sich auch die Rückkehr der österreichisch-ungarischen Truppen von der Palästinafront und von der Front gegen Frankreich.

In der Heimat fanden sie allerdings keinen Staat, keine k. u. k. Armee mehr vor. Nur mehr der Herrscher selbst mit seiner Familie war noch da, sein Los hat sich nicht so schnell entschieden, wie das seiner Völker. Noch war man in den Kreisen der Entente nicht im klaren, wie man sein Schicksal gestalten sollte, mächtige Einflüsse verschiedener Art machten sich geltend, um den Fortbestand der Dynastie zu sichern, natürlich unter der Voraussetzung einer vollkommenen

Abkehr von Deutschland. Aber die Leiter des tschechoslowakischen Staates und wohl auch die serbische Regierung waren entschieden gegen einen solchen Plan und alle Nachfolgestaaten — und hierin liegen die Wurzeln der „kleinen Entente" — wandten sich gegen jeden Versuch einer Wiederherstellung der habsburgischen Monarchie. So stark war damals die Gegnerschaft der tschechoslowakischen Regierung, daß sie es vorzog, den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich zu befürworten, als die Erneuerung der Monarchie in Wien zu dulden. Sie dürfte auch der von der sozialdemokratischen Partei in Wien gefördeten republikanischen Bewegung nicht ferngestanden sein. Man hatte freilich in diesen ersten Tagen der Neuordnung in Wien viel dringendere Aufgaben und Sorgen als die Frage der Staatsform. Denn mit dem Zerschlagen der Zentralgewalt wuchs die Gefahr, daß Deutschösterreich in seine einzelnen Teile zerfallen, die Länder sich von der Herrschaft Wiens lösen würden; vor allem in Vorarlberg und Tirol erwog man den Gedanken einer Trennung. Auch konnte der schon der Welt verkündete Zusammenschluß mit den Sudetendeutschen nicht durchgeführt werden, da der tschechoslowakische Staat sogleich seine Ansprüche auf das deutsche Siedlungsgebiet Böhmens und Mährens mit aller Gewalt durchsetzte und schonungslos die nationalen Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zu unterdrücken suchte. Der Revolutionssturm in Deutschland, der die deutschen Fürsten hinwegfegte und am 9. November Kaiser Wilhelm zur Flucht nach Holland nötigte, steigerte auch in Wien die Erregung, die radikale Richtung der Sozialdemokraten unter der Führung Otto Bauers und des Julius Deutsch, eines Landsturmoffiziers, der die rote „Volkswehr" organisierte und auf Grund seiner gewiß nicht umfassenden militärischen Tätigkeit zum Heeresminister bestellt wurde, nahm immer mehr zu. Der Staatsrat geriet unter den Druck der linksgerichteten Massen, die stürmisch die Beseitigung der Dynastie forderten; selbst die Christlichsozialen unter der Führung des Vorarlbergers Jodok Fink wagten jetzt nur noch schwachen Widerstand. Der Kaiser und Lammasch sowie die Kaiserin wiesen zwar anfangs die von dem Staatskanzler Dr. Renner vorgebrachte Forderung nach Abdankung entschieden zurück und Lammasch bestritt der provisorischen Nationalversammlung überhaupt das Recht, eine Verfassungsänderung vorzunehmen. Allein sie konnten den Lauf der Ereignisse nicht aufhalten. Man fand den Ausweg, von einer förmlichen Abdankung abzusehen und sich mit der am 11. November abgegebenen Erklärung des Kaisers zu begnügen, daß er auf jede Teilnahme an den Staatsgeschäften verzichte und im voraus jede Entscheidung, die Deutschösterreich über seine Staatsform treffen werde, anerkennen wolle. Auch diesen Verzicht sprach der Kaiser nur in der Hoffnung aus, daß bei Wiederkehr ruhigerer Tage seine Rückberufung erfolgen werde. Am nächsten Tage, dem 12. November 1918, fand die entscheidende Sitzung der Nationalversammlung statt, die aus dem Munde Dr. Renners das Bekenntnis zu Großdeutschland und die Verkündigung der Republik brachte. Wenngleich die persönliche Sicherheit der kaiserlichen Familie durch die Bevölkerung nicht gefährdet war, bot doch das Schloß Schönbrunn nicht den genügenden Schutz gegen Zwischenfälle, die in dieser erregten Stimmung möglich waren. Die Wachen hatten sich aufgelöst und waren durch junge Militärakademiker deutscher Nationalität, die sich freiwillig zu diesem Dienst gemeldet hatten, ersetzt worden. Allein sie waren zu schwach, um im Ernstfalle Widerstand zu leisten. So entschloß sich der Kaiser, in das abseits in den Donauauen gelegene Schloß Eckartsau zu übersiedeln, wo er bis Ende März 1919 verblieb, um sich dann unter

englischem Schutze in die Schweiz zu begeben. (Vgl. über das Ende Kaiser Karls: Polzer-Hoditz, Kaiser Karl, w. o. S. 560 ff. — Aus Kaiser Karls Nachlaß, Herausgegeben von K. Frh. v. Werkmann, Berlin 1925. — K. Frh. v. Werkmann. Der Tote auf Madeira. München 1923. — B. Brehm. Weder Kaiser noch König, w. o. — A. v. Boroviczény. Der König und sein Reichsverweser. München 1924. — J. Troud, Charles Ier, Empereur d'Autriche, Roi de Hongrie. Paris 1931. — H. Vivian. The life of the Emperor Charles of Austria. London 1932. Deutsche Übersetzung. Leipzig 1935. — Vgl. die Bibliographie: Nachfolgestaaten, S. 17 ff. — Documents diplomatiques relatifs au détrônement des Habsbourg. Budapest 1921. — Documents diplomatiques concernant les tentatives de restauration des Habsbourg sur le trône de Hongrie. Prag 1922. — J. Troud. L'Odyssée de l'Impératrice Zita. Brüssel 1936.)

Auch in Ungarn hatte in den ersten Novemberwochen die Erregung zugenommen und das Auftreten kommunistischer Elemente erschwerte die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse. Károlyi glaubte auch jetzt noch, durch eine innere Umgestaltung Ungarns im föderativen Sinne, durch die Bildung autonomer nationaler Provinzen und die völlige Abkehr von der früheren magyarischen Politik die Grenzen des Staates unvermindert bewahren zu können. Außenpolitisch bewies er in dieser höchst schwierigen Lage keine geringe Geschicklichkeit und verstand es, jedes nur mögliche Argument zugunsten Ungarns zu verwerten. Vor allem betonte er sofort mit allem Nachdruck, daß man das neue Ungarn in keiner Weise als Rechtsnachfolger des Habsburgerreiches betrachten dürfe, und er erklärte daher auch den in der Villa Giusti im Namen Österreich-Ungarns abgeschlossenen Waffenstillstand als nicht verbindlich für sein Land. In der Tat erreichte er die Anerkennung seines Standpunktes durch die Entente insofern, als am 7. November eigene Waffenstillstandsverhandlungen zwischen ihm und General Franchet d'Espérey eingeleitet wurden. Franchet erhielt von Clemenceau die Ermächtigung, ein Abkommen mit Károlyi zu treffen, doch durfte es keine politischen Bestimmungen enthalten. Allerdings war schon der Empfang, den Franchet dem besiegten Gegner bereitete, tief demütigend und die Forderung, daß die Ententetruppen Ungarn bis zur Maros besetzen sollten, traf Károlyi schwer, aber er erreichte doch, daß die Serben, die im Banat eingebrochen waren, sich wieder hinter die alte Grenze zurückziehen mußten und daß in dem am 13. November in Belgrad unterzeichneten Waffenstillstand die Bestimmung aufgenommen wurde, daß in allen von der Entente besetzten Gebieten mit Ausnahme Kroatiens und Slawoniens die Verwaltungsrechte Ungarns bis zu dem endgültigen Friedensschluß aufrecht erhalten bleiben sollten. (Vgl. R. Mosca. Rom-Budapest 1918—1921. Berl. Mh. XVII. 1939. S. 518 ff.)

Während der Abwesenheit Károlyis war in Budapest die politische Verwirrung aufs höchste gestiegen, die Heeresverwaltung war ganz unter den Einfluß der Kommunisten geraten, so daß Oberst Linder nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes zurücktreten mußte. Der Ruf nach Beseitigung der Dynastie ertönte nun immer lauter; die Pragmatische Sanktion wurde für erloschen erklärt und am 13. November begab sich eine Deputation nach Eckartsau und nötigte den Kaiser zu demselben Verzicht, wie er ihn am 11. für Österreich ausgesprochen hatte. Drei Tage später beschloß der alte historische Reichstag Ungarns seine Auflösung zugunsten des Nationalrates. Festlich feierte man die Geburt des neuen Staates, ohne die Gefahren genügend einzuschätzen, die ihn zur selben Zeit bedrohten: im

Süden drangen die Serben und Ententetruppen über Bacska und Banat vor, im Osten stand der Verlust Siebenbürgens zu erwarten und im Waagthal kam es zu den ersten Kämpfen mit den Slowaken, die sich von dem Reiche der Stephanskrone lösen und mit dem Tschechenstaate vereinigen wollten.

Die neue Stellung der Slowakei bot gewisse staatsrechtliche Schwierigkeiten, da einerseits Beneš für die gesamte Tschechoslowakei die Anerkennung als selbständigen Staat durch die Alliierten Mächte schon erlangt hatte, wenn auch die genaue Festlegung der Grenzen der Friedenskonferenz überlassen worden war, andererseits sich Károlyi auf Punkt 17 des mit Franchet geschlossenen Waffenstillstandes stützen konnte, der Ungarn vorläufig die Verwaltung aller seiner Gebiete zugesichert, also die Integrität des ungarischen Staates gewissermaßen anerkannt hatte. Die Tschechen waren über den Abschluß des Waffenstillstandes sehr erbittert, zumal sie schon seit dem 4. November begonnen hatten, das slowakische Gebiet in Besitz zu nehmen. Károlyi hatte zahlreiche Protestnoten nach Paris geschickt und sich auch mit einem Schreiben an Wilson gewendet, in dem er die Entsendung einer interalliierten Kommission, Volksabstimmung in den strittigen Gebieten und ein Schiedsgericht verlangte. Am 14. leitete er den militärischen Gegenstoß Ungarns in der Slowakei ein, der mit rasch zusammengerafften Truppen unternommen wurde und einen vollen Erfolg brachte; die Tschechen wurden über die Grenze zurückgedrängt. Aber in Paris erfolgte auf Wunsch der Prager Regierung eine für Ungarn ungünstige Entscheidung. Beneš fand zwar bei den übrigen Verbündeten nur geringe Unterstützung, aber der Generalissimus der französischen Armee, Foch, setzte sich energisch für seine Forderungen ein. Gedachte er doch für den Fall, daß sich die Friedensverhandlungen zerschlagen würden, Böhmen zur Basis eines neuen Angriffes auf Deutschland zu machen; schon aus diesem Grunde mußte er für eine möglichst starke Sicherung der Ostgrenze der Tschechoslowakei gegen Ungarn eintreten. Man erklärte daher in Paris, daß sich der Waffenstillstand mit Franchet nicht auf die der Tschechoslowakei zugesprochenen Gebiete beziehe. Es wurde eine französische Militärmission nach Budapest entsendet, die mit der ungarischen Regierung und dem tschechoslowakischen Gesandten Dr. Milan Hodža nach längeren Verhandlungen am 6. Dezember eine Demarkationslinie festsetzte. Nun waren wieder die Alliierten Mächte über das selbständige Vorgehen der Prager Regierung verstimmt und Beneš befand sich sowohl seinen Volkgenossen als auch den in Paris versammelten Vertretern der Entente gegenüber in einer peinlichen Lage. Endlich gelang es ihm, die von ihm geforderte Grenzlinie von der Eipelmündung über Rimavská Sobota bis zum Ursprung des Uz und an die galizische Grenze zur Anerkennung zu bringen, doch mußte er sich bereit erklären, von vorneherein jeden Beschluß der Pariser Friedenskonferenz über die zukünftigen Grenzen der Tschechoslowakei als bindend anzusehen. Die französische Militärmission und General Franchet d'Espérey nötigten jetzt die ungarische Regierung, ihre Truppen hinter diese Linie zurückzuziehen und die geräumten Gebiete wurden hierauf von den Tschechen in Besitz genommen.

(Vgl. Beneš, Aufstand der Nationen. S. 674 ff. — Opočensky, Untergang Österreichs. S. 206 ff. — Chaloupecký. Zápas o Slovensko 1918, w. o. — Vgl. Bibliogrphie, Nachfolgestaaten, w. o. S. 41.)

15. Die Friedensschlüsse von St. Germain und Trianon.

Vgl. die Bibliographien: Nachfolgestaaten. Weltkriegsbücherei, Vtjsh. 5. S. 28 ff. — A Catalogue of Paris peace conference. Delegation propaganda in the Hoover War library. Stanford university publications. Biographical series I. California 1936. — N. Almond u. R. H. Lutz. An Indroduction to a Bibliography of the Paris peace conference. Ebd. II. 1935. — Bibliographia Hungariae. I. Berlin 1923. Sp. 305 ff.

Bericht über die Tätigkeit der deutsch-österreichischen Friedensdelegation in St. Germain-en-Laye. 2 Bde. u. 4 Mappen. Wien 1919. — Der Staatsvertrag von St. Germain samt Begleitnote v. 2. September 1919. Wien 1919. — Deutsch-österreichs Antwort auf die Friedensbedingungen. Die Note der Friedensdelegation vom 6. August 1919. Wien 1919. — Schultheß. Europäischer Geschichtskalender. N. F. 35. u. 36. Bd. 1919—1920. München 1923—1924. — Die Friedensschlüsse 1918—1921. Hrsg. v. Th. Niemeyer. Die völkerrechtl. Urkunden d. Weltkriegs. VI. Bd. München-Leipzig 1922 (Jahrbuch d. Völkerrechtes VIII. Bd.) — Treaty of Peace with Austria. Letter of Allied and Associated Powers transmitting to the Austrian Delegation the Treaty of Peace with Austria, together with the Reply of the Allied and Associated Powers to the Austrian not of July 20, 1919. Washington 1919. — The Treaties of Peace. 1919—1923. New York 1924. I. Bd. S. 265 ff. (St. Germain). S. 457 ff. (Trianon). — Traité de paix entre les puissances alliées et l'Autriche, protocole et déclarations, et associées, signés à St. Germain-en-Laye, le 10. Sept. 1919, o. O. 1919. — V. Adami. Storia documentata dei confini del Regno d'Italia. III. Bd. Confine Italo-Austriaco. Rom 1930. — F. Berber. Das Diktat von Versailles. Essen 1939. —

Mémoire. Délégation tchécoslovaque. Congrés de la paix. Paris 1919. — Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz v. Paris 1919—1920. Übersetzt v. H. Raschhofer Berlin. 2. Aufl. 1938. Dazu vgl. W. Wache. Ein neuer Beitrag z. Gesch. d. tschechischen Staatsbildung in Versailles. In „Vergangenheit u. Gegenwart" 28. Jahrg. 1938. S. 161—165. — Travaux ethnographiques de la section territoriale de la Délégation Serbo-Croato-Slovène à la Conférence de la Paix. Nr. 1—14. Paris 1919. — Mémoire présenté à la conférence de la paix, à Paris, concernant les revendications du Royaume des Serbes, Croates et Slovènes. Paris 1919. — Délégation du royaume des Serbes, Croates et Slovènes à la conférence de Paix. Rapports sur les dommages causés à la Serbie et en Monténegro. Paris 1919. — F. Šišić. Jadranska pitonje na konferencijimira u Parigu. Agram 1926. — Conférence de la paix. La Roumanie devant le Congrés de la paix. Paris 1919.

Churchill, Weltkrise, 1916—1918, w. o. — Nicolson, Friedensmacher, w. o. — Poincaré. Au service. X. Bd. — Ribot. Journal. — W. Wilson. Memoiren u. Dok. über d. Vertrag v. Versailles. 1919. Hrsg. v. R. St. Baker. 3 Bde. Leipzig 1923. — The intimate papers of Colonel House. Hrsg. v. Ch. Seymour. IV. Bd. London 1928. Deutsche Ausgabe. Stuttgart-Berlin 1932. — E. M. House u. Ch. Seymour. What really happened at Paris. London 1921. — R. Lansing. Die Versailler Friedensverhandl. Berlin 1921. — D. H. Miller. My Diary at the conference of Paris. 21 Bde. New-York 1924. — D. Lloyd George. The truth about the peace treaties. 2 Bde. London 1938. Dazu vgl. E. Hölzle. D. zerbroch. „Friedenswerk". Berl. Mh. XVII. 1939. S. 480—511.

— T. Clarke. My Lloyd George diary. London 1939. — J. T. Shotwell. At the Paris Peace conference. New-York—London 1937. — A. Tardieu. La Paix. Paris 1921. — G. B. Noble. Policies and opinions at Paris. New-York 1935. — Aldrovandi Marescotti. Guerra diplom. S. 211 ff. — Ders. Nuovi ricordi. S. 199 ff. — T. Tittoni u. V. Scialoja. L'Italia alla Conferenza della pace. Discorsi e documenti. Rom 1921. — T. Tittoni. Italiens Außenpolitik. München 1928. — T. Nitti. Das friedlose Europa. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1922.

H. W. V. Temperley. A History of the peace conference of Paris. 6 Bde. London 1920—1924. — M. W. Graham and R. C. Kingsley. New Governments of Central Europe. London—New York 1924. — J. M. Keynes. The Economic Consequences of the peace. London 1920. — Ders. A revision of the treaty. London 1922. Deutsche Ausgabe, München 1922.

P. Barandon. Die politischen Staatsverträge seit 1918. Stuttgart 1937. — Ch. Schmidt u. R. Anchel. La bataille pour la paix. Paris 1938. — R. Albrecht-Corrie. Italy at the Paris peace conference. London 1938. — B. K. Both. La Tchécoslovaquie à la Conférence de la Paix. Nouvelle Revue de la Hongrie. 1937. S. 102—111. — E. Borschak. L'Ukraine à la Conférence de la Paix. Le Monde Slave, 1937—1938. — T. Jonescu. Politica externa a Romaniei si chestiunea Banalului. Bukarest 1920. — V. V. Tilea, L'Activité diplomatique de la Roumanie de novembre 1919 à mars 1920. Lugoj 1920. — A. Giannini. Trattati ed accordi per l'Europa Danubiano. Rom 1923. — Ders. Trattati ed accordi per l'Oriente mediterraneo. Rom 1923. — E. Driault. La Question d'Orient 1919—1937. La Paix de la Méditerranée. Paris 1938.

Schneefuß, Österreich, S. 109 ff. — K. Trampler. Deutschösterreich 1918/19. Ein Kampf um Selbstbestimmung. Berlin 1935. — E. Hofmannsthal u. J. Frankl-Reitlinger. Der deutsche und österreichische Friedensvertrag. Wien-Leipzig 1920. — R. Laun. Deutschösterreich im Friedensvertrag von Versailles. Kommentar zum Friedensvertrage. II. Berlin 1921. — K. Hugelmann. Der Vertrag von St. Germain. Ztschr. f. Politik. 25. Bd. 1935. S. 19—32. — G. Ratzenhofer. Der Friedensvertrag v. St. Germain. Wien 1920. — E. H. Vogel. Das österreichische Problem u. d. Friede v. St. Germain. Preuß. Jahrb. 181. Bd. 1920. S 409—419. — F. Klein. Die Revision d. Friedensvertrages v. St. Germain. Wien 1920. — Ders. Austria and the peace treaty of St. Germain. Wien 1920. — A. Fournier. Die Friedensverhandlungen v. St. Germain. Österr. Rdsch. 59. Bd. 1919. S. 241—246. — G. A. Lukas u. F. Oberegger. Das Friedensgebot v. St. Germain. Graz 1926. — N. Almond and R. H. Lutz. The Treaty of St. Germain. London 1935.— G. Neumann. St. Germain. Jena 1938.

Staatsamt d. Finanzen. Kommission zur Vorbereitung d. finanz. Friedensverhandlungen. Deutschösterreich u. d. Staatsschulden d. beiden Staaten d. österr.-ungar. Monarchie. Wien 1919. — Mitteilungen d. Staatsamtes f. Volksernährung über die Verhandlungen m. d. Alliierten Hauptmächten über die Lebensmittelversorgung d. Republik Österreich i. d. Zeit vom Dezember 1918 bis Anfang Oktober 1919. Wien 1920. — R. Schüller. Wirtschaftliche Bestimmungen des Friedensvertrages v. St. Germain. Ztschr. f. Volkswirtschaft. N. F. 1. Bd. 1921. S. 34—43. — A. Szana. Die Internationalisierung der Donau. Die Friedensverträge u. d. Wasserstraßen. Wien 1920. — Vgl. über die Donaufrage: Bibliographie, Nachfolgestaaten, w. o. S. 13. — A. Kramer. Die Staatsangehörigkeit d. Altösterreicher u. Ungarn n. d. Friedensverträgen v. St. Germain

und Trianon. Wien 1926. — H. Tietze u. M. Dvořak. Die Entführung v. Wiener Kunstwerken nach Italien. Wien 1919. — L. Bittner. Die zwischenstaatlichen Verhandlungen über das Schicksal d. österr. Archive nach d. Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Arch. f. Politik u. Geschichte. IV. Bd. 3. Jhg. 1. Tl. 1925. S. 58—96.

Die Anschlußfrage. Hrsg. v. F. Kleinwächter u. H. Paller. Wien 1930. — K. G. Hugelmann. Der Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland. Wien 1919. — A. v. Spitzmüller. Der politische Zusammenbruch u. d. Anschlußfrage. Wien 1919. — H. Paller. D. großdeutsche Gedanke. Leipzig 1928. — E. Hölzle. St. Germain. Das Verbot des Anschlusses. Srbik-Festschrift. München 1938. S. 400—414. — N. P. Clough. Die deutsch-öst. Anschlußfrage in d. öff. Meinung Amerikas. Heidelberg 1933.

Flugblätter f. Deutschösterreichisches Recht. Hrsg. v. A. Wotawa. 39 Hefte. Wien 1919 ff. — Flugschriften der deutschen Mittelstelle Berlin, Zweig Graz, Schutzstelle für Untersteier. 14 Hefte. Graz 1919 ff. — Flugschriften zum Neuaufbau Österreichs. Wien 1919 ff. Fortsetzung von: Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 42 Hefte. Wien 1916 ff. — Flugschriften des Vereines Südmark über Grenz- und Auslandsdeutschtum. 11 Hefte. Graz 1923 ff.

Die Südgrenze der deutschen Steiermark. Denkschrift d. akad. Senats der Universität Graz. Graz 1919 (auch engl. u. franz. Ausgabe). — A. Luschin v. Ebengreuth. Die Zerreißung der Steiermark. Graz 1921 (auch engl. u. franz. Ausgabe). — H. Pirchegger. Die slovenischen Ansprüche in Untersteiermark. Flugschriften für Deutschösterreichs Recht. Nr. 36. Wien 1919.

Über das Burgenland vgl. H. Pfaundler. Das Burgenland. Flugschr. d. Ver. Südmark, w. o. Nr. 1. Graz 1923. — M. Sidaritsch. Die landschaftliche Gliederung des Burgenlandes. Mitt. d. geogr. Gesellsch. Wien. 67. Bd. 1922. — J. Mayer. Der Übergang des Burgenlandes an die Republik Österreich in verfassungs- u. verwaltungsrechtlicher Beziehung. Wien 1929. — Burgenland. Vtlsch. f. Landeskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege. Eisenstadt 1927, fortgesetzt 1932 als Burgenländische Heimatblätter. — E. Falk. Das Burgenland im Blickfeld tschechischer Großherrschaftspläne. Diss. Heidelberg. Schriftenreihe der Stadt d. Auslandsdeutschen. 5. H. Stuttgart 1938.

Über den Kärntner Freiheitskampf vgl. V. Miltschinsky. Kärntens hundertjähriger Grenzlandkampf. Wien 1937. — M. Wutte. Kärntens Freiheitskampf. Klagenfurt 1922. — F. Gruber. Der Kärntner Freiheitskampf 1918—1919. Wien 1923. — Schneefuß, Österreich. S. 152 ff. — Abwehrkampf und Volksabstimmung in Kärnten 1918—1920. Hrsg. v. H. Lagger. Klagenfurt 1930. — Festschrift zur Kärntner Volksabstimmung. Carinthia I. 111. Jahrg. 1921. H. 1—3. — Festschrift zur 10-Jahrfeier d. Kärntner Volksabstimmung. Ebd. 120. Jahrg. 1930. H. 4—6. — H. Wiegele. Völkermarkt und Unterkärnten in der Jugoslawenzeit 1918—1920. Klagenfurt 1936. — M. Pirker. Das Kärntner Plebiszit u. seine internationale Bedeutung. Österr. Rdsch. 65. Bd. 1920. S. 1—5. — H. Schäfer. Der Kärntner Freiheitskampf 1918/19. Wien 1933. — E. Strohal. Das deutsche Volkstum an den Grenzen des jugoslavischen Staates. Leipzig 1919.

Über Südtirol vgl. Bibliographie, Nachfolgestaaten, S. 32 ff. — Die Einheit Deutschtirols. Denkschrift d. akad. Senates d. Univ. Innsbruck. Innsbruck 1918 (auch engl. und franz. Ausgabe). — F. v. Wieser. Die Südgrenze v. Deutschtirol. Richtlinien f. d. Friedensverhandlungen. Innsbruck 1918. — H. v.

Voltelini u. E. v. Ottenthal. Das deutsche und ladinische Südtirol. Wien 1919 (auch engl. u. französ. Ausgabe). — R. Granichstädten-Czerva. Die staatsrechtliche Stellung Tirols. Innsbruck 1919. — P. Herre. Die Südtiroler Frage. Entstehung u. Entwicklung eines europ. Problems d. Kriegs- und Nachkriegszeit. München 1927. — Schlernschriften. Veröff. z. Landeskunde v. Südtirol. Innsbruck-München 1923 ff.

Über den Verlust des Sudetenlandes vgl.: Bibliographie, Nachfolgestaaten, S. 42 f. u. 72 ff. — Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wien 1919. — R. Lodgman. Für die Selbstbestimmung Deutschböhmens. Wien 1919. — P. Molisch. Die sudetendeutsche Freiheitsbewegung in den Jahren 1918—1919. Wien 1932. — R. Laun. Die tschechoslowakischen Ansprüche auf deutsches Land. Wien 1919. — Deutsche Arbeit. Sudetendeutsche Monatsschrift. Reichenberg 1920 ff. — V. Bruns. Die Behandlung d. sudetendeutschen Frage auf d. Pariser Friedenskonferenz. Europ. Revue 1938. Vgl. auch Ztschr. f. ausländ. öff. Recht. VII. Bd. 1937. — E. Hölzle. Die sudetendeutsche Frage in Versailles. Auslandsd. Volksforsch. I. Bd. Stuttgart 1937. — H. Kuffner. Náš stát a světový mir. Deutsche Übersetzung: Unser Staat und d. Weltfrieden. Die Ziele d. deutschfeindl. Vernichtungswillens d. Tschechen u. Franzosen. Warnsdorf 1922. — A. Tardieu. Les Allemands de Bohême et les traités de paix. In „Grin-goire" v. 23. IX. 1938, dazu vgl. „Alliierte Kriegspolitik u. tschech. Grenzen. 1914—1919". Eine Antwort an André Tardieu. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 1017—1044. — E. Benesch u. d. tschechische Außenpolitik 1918—1935. Berl. Mh. XVI. 1938. S. 798—821.

Les négociations de la paix hongroise. 3 Teile, Budapest 1920—1921 (auch engl. Ausgabe). — A Magyar Békefeltételek. (Die ungar. Friedensbedingungen.) Budapest 1920. — Treaty of Peace between the Allied and Associated Powers and Hungary. Treaty Series Nr. 10. London 1920. — The treaties of peace, w. o. S. 457 ff. — Exposé verbal du Comte Apponyi, président de la Délégation hongroise, à la Conférence de paix. 18. I. 1920. Budapest 1920. Neue Aufl. unter d. Titel: Lutte pour la paix juste. Exposé du Comte Apponyi. Budapest 1933.

St. Czakó. Wie entstand der Trianoner Friedensvertrag mit Ungarn? Budapest 1934. — E. Horváth. A trianoni béke megalkotása. (Das Zustandekommen d. Trianoner Friedens.) Budapest 1924. — Ders. Histoire diplomatique du traité de paix. Budapest 1928. — R. Mosca. Rom—Budapest, 1918—1921. Z. diplom. Vorgesch. d. Trianonvertrages. Berl. Mh. XVII. 1939. S. 516—548. — L. Buday. La Hongrie aprés le traité de Trianon. Paris 1922. — Ch. Danielou. Le traité de Trianon. Paris 1923. — F. d'Olay. Les frontières de la Hongrie de Trianon. Budapest 1935. — A. Ullein. La nature juridique de traité de Trianon. Paris 1929. — F. Fodor. Le traité de Trianon au point de vue géographique. Budapest 1928. — R. Donald. The tragedy of Trianon. London 1928. — The Hungarian peace treaty. British statesman about the Hungarian question. Budapest 1921. — Justice for Hungary. Review and critisicm of the effect of the treaty of Trianon. Hrsg. v. A. Apponyi, P. Teleky u. a. London 1928. — St. Bethlen. The treaty of Trianon and the European peace. London 1934. Vgl. dazu S. v. Wangenheim. Wandlung des Grafen Stephan Bethlen in der Revisionsfrage. Ztschr. f. Politik. XXV. Bd. 1935. S. 474—480. — G. Lukács. Die Revision der Friedensverträge. Berlin 1928. — C. A. Macartney. Hungary and

her successors. The treaty of Trianon and its consequences. 1919—1937. London 1937.

Über Fiume vgl. Aldrovandi Marescotti. Guerra diplom. S. 57 ff., 211 ff. — Crespi, Alla difesa, S. 196ff. — A. Giannini. Fiume nel trattato del Trianon. Rom 1921. — F. Šišic. La situation actuelle de Rijeka (Fiume). Paris 1919. — S. Gigante. Fiume negli ultimi cinquante anni. Fiume 1928. — R. Frasseto. I disertori di Ronchi. Mailand 1926. — S. Stojanovich. La question de l'Adriatique et le principe des nationalités. Grenoble 1922. — V. Adami. Storia documentata dei confini del Regno d'Italia, w. o. IV. Bd., Confine Italo-Jugoslavo. Rom 1931. — Über das Adriaproblem vgl. Bibliographie, Nachfolgestaaten. S. 14 ff. — A. Trumbič. Le problème de l'Adriatique devant le conseil des dix le 18. février 1919. Paris 1919. — A. Giannini. Documenti per la storia dei rapporti fra l'Italia e Jugoslavia. Rom 1934. — G. In der Maur. Die Jugoslaven einst und jetzt, w. o. II. Bd. S. 11 ff.

Nach den langen Jahren des Kampfes hatte das Wort „Friede" einen erlösenden Klang, der im ersten Augenblick alles übertönte und die Größe der Opfer, mit denen er verbunden war, nicht recht zum Bewußtsein kommen ließ. Aber schon nach wenigen Tagen fiel die trostlose Wirklichkeit die Menschen an, und als die harten Bestimmungen des Waffenstillstandes zur Tat wurden, als die feindlichen Truppen tief in den deutschen Siedlungsraum der Ostalpen eindrangen, da wurde wohl den meisten Bewohnern Deutsch-Österreichs die ganze Schwere des Geschehens klar, und sie fühlten deutlicher und schmerzlicher als mancher andere Stamm ihres Volkes, welch furchtbarer Schlag das gesamte Deutschtum durch den Zusammenbruch Österreich-Ungarns erlitten hatte. Sehr bald verblaßte auch der einzige Hoffnungsschimmer, der die erste düstere Zeit erhellt hatte, die Erwartung, daß man nun nach so langer Zeit der Trennung heimkehren werde in den Schoß des Mutterlandes, und immer deutlicher wurden die Grundzüge des kommenden Friedens erkennbar, der nur dem einen Ziel, der dauernden Unterjochung des deutschen Volkes und der gewaltsamen Verhinderung jedes künftigen Aufstieges, dienen sollte.

So senkte sich ein trauriger Winter auf das unglückliche, aus tiefen Wunden in Süd und Nord blutende Land herab. Drückend war die Not des täglichen Lebens, denn mit dem Abschluß des Krieges hatte für die Ostalpenländer die wirtschaftliche Bedrängnis keineswegs ein Ende gefunden, vielmehr wurden jetzt die schweren Folgen fühlbar, die mit der Auflösung Österreich-Ungarns verknüpft waren. Die Donaumonarchie war in ihre Teile zerfallen, Länder hatten sich voneinander geschieden, die vordem einen geschlossenen Wirtschaftskörper gebildet und sich wechselseitig ergänzt hatten. Besondere Schwierigkeiten bot die Stellung Wiens, das in seiner Anlage, seiner Verkehrsstellung und als Sitz der zentralen Behörden nur im Zusammenhange mit einem großen Reiche, nicht aber als exzentrischer Hauptort eines klein gewordenen Staates bestehen konnte. Wien war von seiner bisherigen Lebensmittelzufuhr abgeschnitten und hatte zugleich seine besten Absatzgebiete für seine Industrie verloren. Die Arbeitslosigkeit nahm täglich zu und schon in den ersten Wochen nach dem Waffenstillstand drohte die Lebensmittelversorgung gänzlich zu stocken. So erschütternd war der Eindruck der abgehärmten, still und geduldig leidenden Menschen, daß er selbst die Vertreter der politischen Parteien zwang, den engen Kreis ihrer egoistischen Ziele zu verlassen und sich trotz des Kampfes um Macht und Vorrang zu einigen, um dem

Volke Rettung zu bringen. Wohl kamen Lebensmittelzuschüsse aus dem Deutschen Reiche, aber sie reichten nicht zur Versorgung der notleidenden Bevölkerung Wiens und der größeren Städte aus, so daß endlich nur der eine tief demütigende Weg blieb, die in Paris versammelten feindlichen Staatsmänner um Hilfe zu bitten. Es war vor allem das Verdienst des Vorsitzenden der interalliierten Nahrungsmittelkommission in Paris, des Amerikaners Herbert Hoover, daß nach längeren Verhandlungen die Zufuhr von Lebensmitteln für die hungernde Bevölkerung Deutschösterreichs eingeleitet wurde; seine Tätigkeit wurde im Frühjahr 1919 durch die Hilfeleistung der neutralen Mächte, vor allem der Schweiz, Hollands, Dänemarks und Schwedens ergänzt, die Tausenden von unterernährten Kindern Rettung brachte.

Durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch war die Stellung der deutschösterreichischen Regierung gegenüber den Siegerstaaten noch verschlechtert worden. Zunächst war von einer Berufung der österreichischen Staatsmänner nach Paris keine Rede. Am 13. Dezember 1918 war Wilson aus Amerika nach Europa gekommen, und erst nach Abwicklung eines reichen, festlichen Empfangsprogrammes wurden am 12. Jänner 1919 die Beratungen in Paris aufgenommen, an denen 27 Nationen, die mit der Entente verbündet oder ihr angeschlossen waren, „die Alliierten und Assoziierten Mächte" teilnahmen. Die Festsetzung der Verhandlungssprachen — französisch und englisch — und der Arbeitsweise der Konferenz bereitete manche Schwierigkeiten. Endlich bildete man den „Rat der Zehn", der aus den Ministerpräsidenten und Außenministern der führenden Ententemächte bestand. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren darin durch Wilson und Lansing, England durch Lloyd George und Balfour, Frankreich durch Clemenceau und Pichon, Italien durch Orlando und Sonnino, endlich Japan durch Makino und Chinda vertreten. Bald aber sonderten sich aus dem Rate der Zehn die „Großen Vier", Wilson, Lloyd George, Clemenceau und Orlando ab, die alle wichtigen Fragen eigentlich allein entschieden, sowie der „Rat der Fünf", der aus den Außenministern bestand und unter dem Vorsitz Pichons tagte. Selbstverständlich gab es auch eine Unzahl Sonderkommissionen für die Vorberatungen der einzelnen Gegenstände und Plenarsitzungen für alle Teilnehmer. Die ersten Wochen vergingen mit den Verhandlungen über die Organisation des Völkerbundes, dem obersten Ziel der Politik Wilsons. Dann erst kam man zu der geplanten Neuordnung Europas, zu der Grenzziehung der neuen Staaten, den finanziellen und wirtschaftlichen Fragen, zu der Festsetzung all der schweren, niederdrückenden Lasten, die man den besiegten Gegnern auferlegen wollte. Man war von Beginn an entschlossen, sich auf keinerlei mündliche Verhandlungen einzulassen, sondern die vorher vereinbarten Friedensbestimmungen den Vertretern der gegnerischen Staaten vorzulegen und nur schriftliche Einwände zu gestatten.

So einig aber auch die Ententemächte in der schonungslosen Behandlung des Deutschen Reiches, Deutschösterreichs und Ungarns waren, so sehr gingen ihre Meinungen über die Verteilung der Beute auseinander. Schon über die erste grundsätzliche Frage entbrannte der heftigste Streit; er betraf die vierzehn Punkte, die Wilson vor einem Jahr als Bedingungen des Friedens verkündet und dann allerdings in Punkt 10 in bezug auf Österreich-Ungarn geändert hatte (vgl. S. 232). Die deutsche Regierung und auch Kaiser Karl hatten sich in ihrem Entschlusse, den Krieg zu beenden, in hohem Maße von diesem Programm leiten lassen und es konnte kein Zweifel bestehen, daß die Botschaften Wilsons im deutschen Volke die Friedenssehnsucht gesteigert und ihm auf diese Weise die Waffen aus der

Hand gewunden hatten. Nun aber zeigte es sich, daß die Forderungen Wilsons, vor allem das Selbstbestimmungsrecht, nach dem Willen der Entente nur auf die verbündeten Staaten und Völker, nicht aber auf das deutsche Volk angewendet werden sollten. Wilson besaß weder die notwendigen geographischen und geopolitischen Kenntnisse, noch ein Verständnis für die so verwickelten nationalen Fragen in Mitteleuropa, endlich gebrach es ihm an der nötigen Energie und Geistesgegenwart, um seiner anfänglichen Meinung den Sieg zu verleihen. Ohne Zweifel hat er die schwerste Niederlage auf der Pariser Tagung erlebt; sein Idealbild eines wohlgeordneten Staatenbundes in Europa, in dem Sieger und Besiegte ihr Recht erhalten sollten, ist nicht Wirklichkeit geworden, er hat vielmehr selbst bei allen Entschlüssen mitgewirkt, die nur dazu dienen sollten, die Besiegten dauernd zu unterjochen und ihnen jedes Recht zu rauben. So mußte er vor allem in der Behandlung der Frage, ob die von den Bewohnern Deutschösterreichs gewünschte Vereinigung mit dem Deutschen Reiche gebilligt werden sollte, vor Clemenceau zurückweichen. Die amerikanischen Delegierten waren ebenso wie die italienischen und einzelne englische Politiker dem Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich günstig gesinnt und betrachteten ihn als eine natürliche Folge der Aufteilung Österreich-Ungarns. Aber Clemenceau bekämpfte die Bildung Großdeutschlands mit allen Mitteln nicht nur im Sinne Frankreichs, sondern auch aus Sorge für die eben entstandene Tschechoslowakei. Auf sein Betreiben beschloß am 15. März 1919 die Kommission für die territorialen Friedensbestimmungen unter dem Vorsitz Tardieus, daß die Grenzen zwischen Deutschland und Österreich aufrechtbleiben sollten und am 22. April stimmten die „Großen Vier" dem Verbot des Anschlusses zu. Durch Versprechungen wirtschaftlicher und finanzieller Hilfe suchte ferner Clemenceau die Wiener Regierung und die Bevölkerung Deutschösterreichs zu beeinflussen und von dem Gedanken des Anschlusses abzubringen. (Vgl. H. Allizé. Ma mission à Vienne. Paris 1933.)

Allein bei den Pariser Beratungen spielte sich nicht nur der Kampf gegen die in Wilsons Forderungen vertretenen Grundsätze ab, auch Italien war tief verstimmt über die Art, mit der man über seine Ansprüche hinwegzugehen suchte. Wilson erkannte überhaupt den Londoner Pakt von 1915 (vgl. S. 135), den Italien vor seinem Eintritt in den Weltkrieg mit der Entente geschlossen hatte, nicht an, vielmehr war er, ebenso wie die französische Regierung geneigt, die Wünsche des südslavischen Staates zu berücksichtigen. (Vgl. Tittoni. Außenpolitik, S. 57 ff., die Memoiren Aldrovandi Marescottis, Guerra diplomatica S. 211 ff., 430 ff., und Crespi, Alla difesa d'Italia, S. 333 ff., 419 ff.) Gerade der Zusammenschluß der Kroaten, Slowenen und Serbien zu einem großen gemeinsamen Reich wurde von den Italienern als eine Bedrohung empfunden; mit einem Großserbien wollten sie sich abfinden, aber Kroaten und Slowenen galten als Feinde und Vertreter des alten Österreich-Ungarn. In dem Bewußtsein dieser Gegnerschaft hatten sowohl die Italiener als auch die Südslaven gleich nach der Beendigung des Kampfes sich durch militärische Besetzung und durch Schaffung vollendeter Tatsachen möglichst großen Anteil an der Beute zu sichern gesucht. Italien hatte seine Truppen tief in das Land Krain vorrücken lassen und ein Protest der Jugoslaven hatte nur bewirkt, daß die Demarkationslinie noch weiter vorgeschoben wurde; die italienische Regierung ging in diesen Gebieten scharf gegen alle nationalen Kundgebungen der slavischen Bewohner vor und so sah sich der am 1. Dezember proklamierte Staat der Südslaven schon bei seinem Ent-

stehen vor einen neuen entschlossenen Gegner gestellt. Anfang Jänner 1919 traf dann die jugoslavische Delegation in Paris ein, an deren Spitze Pašič, Vesnić, Trumbić und Zolger standen. Sogleich wurden weitgehende Forderungen erhoben: Nord- und Ostalbanien, der Banat mit Temesvar, Istrien und Pola, das Isonzogebiet mit Görz und Triest, die gesamte Adriaküste von Fiume bis Spizza, Untersteiermark und der größte Teil Kärntens mit Klagenfurt und dem Wörthersee.

Wenn auch Wilson den Jugoslaven günstig gesinnt war, konnte er doch nicht alle diese Ansprüche erfüllen. Er ließ durch seine Berater eine Grenzlinie ausarbeiten, die „Wilsonsche Linie", die den Westen Krains und die Hälfte Istriens den Italienern zuteilte, während er dafür eintrat, daß Fiume und Dalmatien den Jugoslaven zufallen sollten. Er kehrte dann am 15. Februar 1919 nach Amerika zurück und sprach zwei Tage später die Anerkennung des jugoslavischen Staates aus. Während seiner Abwesenheit gelangte jedoch Clemenceau, der den Gegensatz zwischen Italien und Jugoslavien wach halten wollte, zu einer Einigung mit Orlando und Sonnino. Es wurde eine Grenzziehung vereinbart, die Istrien und die Julische Mark mit 500.000 Kroaten und Slowenen Italien zusprach, dafür erhielt Clemenceau die Zustimmung der italienischen Delegierten zu dem Deutschösterreich aufzulegenden Verbot des Anschlusses an das Deutsche Reich. So fand Wilson bei seiner Rückkehr am 15. März eine veränderte Lage vor. An erster Stelle stand jetzt bei den Beratungen das Adriaproblem und Wilson war entschlossen, Dalmatien für Jugoslavien zu retten. Fiume sollte zwar nicht an Jugoslavien fallen, aber auch der italienischen Herrschaft entzogen und ein Freihafen werden. Auch die Kosten dieses Schachers mußte das deutsche Volk tragen, denn um Italien zu gewinnen, willigte Wilson in die Besitznahme Südtirols bis zum Brenner ohne Rücksicht auf die in diesem Gebiet wohnenden 250.000 Deutschen. Der Grundsatz der Selbstbestimmung wurde von ihm nicht aufrecht erhalten, wenn es sich um Deutsche handelte.

Dennoch verschärfte sich der Konflikt mit Italien immer mehr, aber auch die Südslaven waren unzufrieden; in Belgrad wie in Rom kam es zu großen Kundgebungen, während das Land Tirol in feierlicher Versammlung auf dem Berge Isel gegen seine Zerreissung Einsprache erhob. Vergeblich bemühten sich die Pariser Friedensmacher, das Adriaproblem zu lösen, bevor die Verhandlungen mit der deutschen Delegation begannen; außerdem bildete noch die Grenzziehung Rumäniens gegen Jugoslavien, sowie der Tschechoslowakei gegen Polen, hier vor allem die Teschener Frage den Gegenstand schwerer Zerwürfnisse. (Vgl. K. Will. Die Teschener Frage. Berlin 1935.) Für die spätere politische Entwicklung war ferner der offenkundige Gegensatz, in dem sich die tschechoslowakische Regierung in bezug auf die Frage der Habsburgerrestauration zu Frankreich und auch zu England befand, von größter Bedeutung. Dieser Gegensatz ging so weit, daß damals selbst Beneš den Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich lieber gesehen hätte, als wenn sich in Wien neuerdings eine Keimzelle eines künftigen habsburgischen Großstaates entwickelt hätte. (Vgl. Beneš u. d. Außenpolitik, w. o. S. 798 ff.)

Am 29. April 1919 war die deutsche Friedensdelegation unter der Führung des Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles eingetroffen und wenige Tage später, am 2. Mai, wurde die österreichische Regierung aufgefordert, am 12. Mai nach St. Germain-en-Laye eine mit den nötigen Vollmachten versehene Delegation zur Entgegennahme und Prüfung der Friedensbedingungen zu senden. Nach Beschluß der Nationalversammlung vom 8. Mai wurde der Staatskanzler Dr. Karl Renner

mit der Führung der österreichischen Delegation betraut; als praktische Berater und zugleich als Vertreter der christlichsozialen und großdeutschen Partei wurden ihm der Universitätsprofessor Dr. Alfred Gürtler und Dr. Ernst Schönbauer, sowie vier Mitglieder des Staatsamtes für Äußeres, darunter der bekannte Rechtslehrer Dr. Franz Klein, und als wirtschaftlicher Sachverständiger Sektionschef Dr. Richard Schüller beigegeben. Die Delegation bestand noch aus verschiedenen Sachverständigen, so dem ehemaligen Ministerpräsidenten Dr. Lammasch und dem Geographen der Grazer Universität, Dr. Robert Sieger, dem General Slatin Pascha, sowie den Vertretern der Länder, der gefährdeten Grenzgebiete und der Sudetendeutschen. Die Delegation traf am 14. Mai in St. Germain ein und wurde bei vollkommener Absperrung in einigen nahegelegenen Villen untergebracht. Es wurde ihren Mitgliedern unmöglich gemacht, mit den Abgesandten Deutschlands in Verbindung zu treten oder persönliche Beziehungen zu französischen oder englischen Politikern aufzunehmen. Sie blieb sich ganz selbst überlassen und erst am 19. Mai erfolgte die Übergabe der Vollmachten. Dann hieß es wieder warten, eine schwere Probe für die Nerven der eigentlich in Haft befindlichen Männer. Man hatte aber schon in den ersten Tagen des Aufenthaltes die Vorbereitungsarbeiten begonnen und Kommissionen für die Beratung der Grenzfragen und für die Probleme wirtschaftlicher und finanzieller Art gebildet, um für alle Zwischenfälle gerüstet zu sein. Die Verbindung mit Wien, der telegraphische und telefonische Verkehr wurden aber nur zu oft gestört, auch die Zeitungen trafen mit großen Verspätungen ein, so daß die Delegation über die Vorgänge in der Heimat sehr mangelhaft unterrichtet war. Das war um so nachteiliger, als gerade in diesen Wochen die Jugoslaven in Kärnten eingebrochen waren und es in diesem Grenzland zu blutigen Kämpfen kam.

Drei lange Wochen vergingen und die Erbitterung der Delegierten über die geringschätzige Behandlung der Lebensfragen ihres Staates führte endlich zu einer Beschwerde über die unnötige Verzögerung des Verhandlungsbeginnes. Daraufhin erfolgte am 2. Juni um 12 Uhr mittags in dem Schlosse zu St. Germain die erste Sitzung, die von Clemenceau als Vorsitzendem der Friedenskonferenz mit einer kurzen Ansprache eröffnet wurde. Er übergab der österreichischen Delegation den Entwurf der Friedensbestimmungen, der trotz der langen Dauer der Vorbereitung noch unfertig war. Es fehlten die Bestimmungen bezüglich Italiens, der Finanzen, des Heeres und der Wiedergutmachung, die in einigen Tagen nachfolgen sollten. Clemenceau erklärte, daß eine mündliche Erörterung nicht stattfinden werde, die österreichische Delegation möge ihre Bemerkungen binnen vierzehn Tagen schriftlich überreichen. Der österreichische Bundeskanzler erwiderte in einer längeren Rede und betonte, daß das neue Österreich nicht als Rechtsnachfolger Österreich-Ungarns zu betrachten und zu behandeln sei. Nicht Österreich allein, sondern alle Nachfolgestaaten trügen das Erbe des Donaustaates. (Vgl. Aldrovandi Marescotti. Guerra diplom. S. 458 ff. — Almond—Lutz. St. Germain. S. 112 ff. — Bericht, w. o. I. Beil. 16. S. 39 ff. — Crespi, Alla difesa d'Italia. S. 622 ff.)

Der Entwurf der Friedensbestimmungen übertraf alle trüben Erwartungen; Staatskanzler Renner begab sich sofort nach Feldkirch, wo er sich mit den Mitgliedern der österreichischen Regierung über das weitere Vorgehen besprach. Man beschloß, von dem zugestandenen, so dürftigen Rechte der Gegenbemerkungen möglichst weitgehenden Gebrauch zu machen. Während nun in St. Germain die

österreichische Delegation eifrig an den für die Friedenskonferenz bestimmten Noten arbeitete und die Ungerechtigkeit der Forderungen besonders in bezug auf die geplante Grenzziehung nachzuweisen suchte, mußte man gleichzeitig um die Weiterführung der Lebensmittelzuschüsse ansuchen und Slatin Pascha bemühte sich, durch Verhandlungen mit militärischen Vertretern die möglichst rasche Heimsendung der Gefangenen, die von der Bevölkerung sehnlichst erwartet wurde, zu erreichen.

Nahezu drei Wochen mußte dann die deutschösterreichische Delegation auf die noch fehlenden Abschnitte des Entwurfes warten. Die Ursache der Verzögerung lag hauptsächlich in dem Zwiespalt Italiens und der Ententemächte wegen der Ansprüche Jugoslaviens. Die Enttäuschung in Rom über das Verhalten der Bundesgenossen war so groß, daß sich das Ministerium Orlando-Sonnino zum Rücktritt entschloß. Die nachfolgende Regierung Nitti-Tittoni bestand gleichfalls auf der Erfüllung aller Bestimmungen des Londoner Paktes; aber wenn auch in dem „Rate der Zehn" und zwischen den „Großen Vier" die heftigsten Kämpfe tobten, nach Außen hin blieb der Zusammenschluß doch gewahrt und das gemeinsame Interesse führte immer wieder eine Einigung der Siegermächte herbei.

Erst am 20. Juli übergab der Generalsekretär der Friedenskonferenz Dutasta ohne jede weitere Förmlichkeit der deutschösterreichischen Delegation den vollständigen Text der Friedensbestimmungen und stellte für die Beantwortung eine Frist von 10 Tagen. Zu ihrer peinlichen Überraschung erkannten die Delegierten, daß in diesem Text nicht nur die neuen Bestimmungen enthalten waren, sondern daß auch der ganze erste Teil eine neue Fassung erhalten hatte, bei der die bisher überreichten Gegenvorschläge nur oberflächlich berücksichtigt worden waren. Es mußte also die ganze Arbeit nochmals geleistet werden. Staatskanzler Renner begab sich wieder nach Feldkirch, um mit seiner Regierung zu verhandeln, und auf sein dringendes Verlangen wurde die Beantwortungsfrist bis zum 6. August verlängert. Fieberhaft arbeiteten die österreichischen Delegierten in ihren Kommissionen und an dem festgesetzten Tage konnten die Bemerkungen und Gegenvorschläge, die sich vor allem auf die territorialen Forderungen und die wirtschaftlichen Bestimmungen bezogen, der Friedenskonferenz überreicht werden. Wieder folgten vier Wochen der Spannung und Aufregung, bis am 2. September die endgültigen 381 Artikel des Friedensdiktates mit einer Karte, auf der die neuen Grenzen eingezeichnet waren, übergeben wurden. Auch jetzt war die für die Annahme bestimmte Zeit sehr kurz bemessen worden, zuerst forderte man innerhalb 5 Tagen, dann, als man erkannte, daß dies nicht möglich sei, für den 7. Tag die Unterzeichnung des Vertrages. Renner eilte sogleich mit dem größten Teil der Delegation nach Wien und legte hier am 5. und 6. September dem Hauptausschuß und dem Plenum des Nationalrates die Bedingungen vor. Die Annahme erfolgt mit 97 gegen 20 Stimmen unter scharfem Protest der Abgeordneten, vor allem der Vertreter des Sudetenlandes, und unter nachdrücklichster Betonung des Rechtes der Selbstbestimmung, das durch verschiedene Artikel des Vertrages verletzt wurde: „Der Vertrag sei völkisch ungerecht, politisch verhängnisvoll und wirtschaftlich undurchführbar." Dann kehrte Dr. Renner nach Paris zurück und unterzeichnete am 10. September 1919 um 11 Uhr vormittags in dem Schlosse St. Germain in einer von Clemenceau geleiteten Sitzung das Abkommen. Am 16. Juli 1920 wurden die Ratifikationsurkunden ausgetauscht.

Der Friedensvertrag von St. Germain ist nach dem gleichen Grundsatze der dauernden wirtschaftlichen und politischen Niederhaltung des deutschen Volkes

aufgebaut wie der am 28. Juni 1919 unterzeichnete Vertrag von Versailles. Schon in den einleitenden Sätzen wurde in beiden Verträgen ausdrücklich festgestellt, daß der Weltkrieg mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien vom 28. Juni 1914 und den von Deutschland als Verbündeten eingeleiteten Feindseligkeiten begonnen habe. Ferner wurde hervorgehoben, daß die Alliierten Mächte den Frieden mit der „Republik Österreich" schließen würden, es wurde also der selbstgewählte Name „Deutschösterreich" abgelehnt. „Österreich" wurde ebenso wie das Deutsche Reich mit der Kriegsschuld belastet und zur Wiedergutmachung der durch den Krieg entstandenen Schäden herangezogen (Art. 177). Dabei nahm man keine Rücksicht auf die wirtschaftliche Notlage und forderte u. a. die sofortige Lieferung großer Mengen Vieh an Italien, Jugoslavien und Rumänien, die in dem vollkommen erschöpften und ausgehungerten Lande überhaupt nicht aufzubringen waren. Zur Festsetzung der Reparationen sollte eine Wiedergutmachungskommission gebildet werden, die vom 1. Mai 1921 an die Leistungsfähigkeit und die jeweils vorhandenen Hilfsmittel prüfen und darnach die Höhe der Lieferungen bestimmen sollte. Für die Kosten dieser Kommission mußte die österreichische Regierung aufkommen, die übrigens auch alle Auslagen für die militärische Besetzung durch die Ententetruppen seit Abschluß des Waffenstillstandes tragen mußte. Artikel 191—196 ordneten die Auslieferung von historisch oder künstlerisch wertvollen Gegenständen an, die einst aus einzelnen Gebieten Italiens während der habsburgischen Herrschaft nach Österreich gebracht worden waren. Belgien, Polen und die Tschechoslowakei konnten sich diesem Verfahren anschließen. Auf diese Weise mußten zahlreiche Handschriften, kostbare Werke und Urkunden, Kunstgegenstände und Gemälde, auch wenn ihre einwandfreie Erwerbung nachgewiesen war, von den Wiener Sammlungen ausgeliefert werden.

Von den wirtschaftlichen und finanziellen Bestimmungen des Vertrages hatten jene Artikel, die sich auf die Verteilung der Staats- und Kriegsschulden sowie auf die Regelung des Banknotenumlaufes bezogen (197—216), besondere Bedeutung und sie lassen durchwegs die Absicht erkennen, Österreich möglichst schwer zu belasten und dadurch in seiner Entwicklungsfreiheit zu hemmen, während die Nachfolgestaaten große Vorteile empfingen. Österreich mußte mit Ungarn die ganze Last der im Umlauf befindlichen ungestempelten Banknoten — ungefähr 4 Milliarden — ferner den größten Teil der Vorkriegsschulden und die gesamte Kriegsanleihe übernehmen, beide Länder mußten auch für die im Besitz der Nachfolgestaaten befindlichen Kriegsanleihen aufkommen. Österreich hatte daher mit Einrechnung der Hilfskredite eine Schuldenlast von 50—55 Milliarden Kronen, also ungefähr 9000 Kronen für jeden Bewohner zu tragen.

Im wirtschaftlichen Verkehre sicherten sich die Alliierten Mächte alle Vorzugsrechte, die Österreich je einem anderen Staate zugestehen würde. Auch alle Verkehrsmittel, alle Einrichtungen für die Luftschiffahrt, Bahnen, Straßen und Wasserwege waren ohne jede Einschränkung der Benützung durch die Alliierten geöffnet; die Donau wurde von Ulm abwärts, ebenso wie ihre schiffbaren Nebenflüsse als internationale Wasserstraße erklärt. Das von Wien ausgehende Bahnnetz wurde fast vollkommen zerrissen. Nur die Westbahn verblieb als einzige vollständige Linie der österreichischen Republik, hingegen wurden alle Kopfstationen der übrigen Bahnen sowie ihre wichtigsten Knotenpunkte den feindlichen Nachbarstaaten zugeteilt, so Lundenburg, Znaim, Preßburg, Marburg und Franzensfeste. Die gesamte Handelsflotte der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie sollte in den Besitz der Alliierten Mächte übergehen, auch der gesamte staatliche

Besitz im Auslande wurde für verfallen erklärt, ohne daß dafür Entschädigungen gezahlt werden mußten. Der staatliche Besitz im Lande und alle Einnahmequellen Österreichs mußten in erster Linie der Wiedergutmachung dienen. Gerade bei der Abfassung der wirtschaftlichen Bestimmungen ging man in Paris so leichtfertig vor, daß man viele Artikel wörtlich aus dem Versailler Vertrag herübernahm, ohne daß sie den Verhältnissen des kleinen Staates angepaßt wurden.

Außerordentlich hart waren die militärischen Bestimmungen. Österreich verlor das Recht der Wehrhaftigkeit, es durfte keine Kriegsstreitkräfte halten, kein Kriegsmaterial besitzen. Die allgemeine Wehrpflicht wurde aufgehoben, es durfte nur eine Ordnungstruppe von 30.000 Mann aufgestellt werden, die auf Grund freiwilliger Meldung als Söldner ihren Dienst ausüben sollten. Ihre Ausrüstung war genau vorgeschrieben, Zahl und Kaliber der Geschütze sowie die Ausstattung mit Maschingewehren wurden aufs äußerste beschränkt, die Einfuhr und Erzeugung von Kriegsmaterial, vor allem von Tanks strenge verboten. Nur einige einzige Waffen- und Munitionsfabrik durfte für die unumgänglich notwendige Ausrüstung der Truppen in Österreich sorgen. Luftstreitkräfte durften weder zu Wasser noch zu Lande gehalten, alle Einrichtungen und Flugzeuge mußten sofort ausgeliefert werden. Auf der Donau durfte Österreich nur drei Aufklärungsschiffe zur Durchführung der Strompolizei in den Dienst stellen. Die genaueste Durchführung aller dieser Bestimmungen wurde einem internationalen Überwachungsausschuß übertragen. Die Kriegsgefangenen sollten sogleich freigelassen werden, doch mußten die Kosten für ihre Heimbeförderung von der österreichischen Regierung getragen werden.

Obwohl Deutschösterreich ebensowenig wie das Deutsche Reich oder Ungarn zu dem Völkerbund zugelassen wurde, mußte es die gesamten Satzungen dieser Körperschaft als verpflichtend anerkennen. Keine geringe Belastung bildeten ferner die genau ausgearbeiteten Bestimmungen über den Minderheitenschutz, die hauptsächlich mit Rücksicht auf die in Wien lebenden zahlreichen Tschechen der österreichischen Regierung große Kosten, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens aufbürdeten. Durch diesen Abschnitt V, Artikel 62—69, wurde die allmähliche Entnationalisierung Deutschösterreichs eingeleitet, da ausdrücklich bestimmt wurde, daß alle Bewohner ohne Unterschied von Rasse, Sprache und Religion gleiche staatsbürgerliche Rechte genießen und zu allen Ämtern gelangen sollten. Die Überwachung des Minderheitenschutzes und die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte wurden als eine internationale Angelegenheit betrachtet und unter die Garantie des Völkerbundes gestellt. Besonders schwer traf Artikel 88 des Friedensvertrages von St. Germain die deutsche Bevölkerung Österreichs, der besagte: „Die Unabhängigkeit Österreichs ist unabänderlich, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Abänderung zustimmt." Durch diese Bestimmung hofften die Alliierten Mächte, den von der Bevölkerung so sehr ersehnten Anschluß an das Deutsche Reich unmöglich zu machen.

Alle Härten wurden aber noch durch die territorialen Bestimmungen übertroffen. Es ist eine offene Frage, ob die österreichische Friedensdelegation gerade in bezug auf die Grenzziehung durch geschicktere Ausnützung der zwischen den feindlichen Mächten, besonders zwischen Italien und Jugoslavien bestehenden Gegensätze bessere Bedingungen hätte erzielen können. Die österreichischen Friedensdelegierten haben über ihre Tätigkeit zumeist Schweigen bewahrt, so daß wir in der Hauptsache vorläufig auf die Berichte fremder Diplomaten angewiesen sind. Jedenfalls war Dr. Renner zwar geschickt im Verhandeln, allein der Eindruck ist

vorherrschend, daß er allzurasch bereit war, sehr wichtige Ansprüche — so auf die sudetendeutschen Gebiete — aufzugeben, nur um eine bessere Stellung gewinnen und den Rest des Landes bewahren zu können. Seine geschmeidige Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den feindlichen Staatsmännern — soweit es überhaupt bei der Abgeschlossenheit der österreichischen Delegierten dazu kam — steht jedenfalls in scharfem Gegensatz zu dem mannhaften Auftreten des Grafen Brockdorff-Rantzau, der die Ehre des deutschen Volkes besser wahrte. Die Hoffnung Dr. Renners, durch sein höfliches Entgegenkommen gerechtere Bedingungen zu erzielen, ist angesichts des entschlossenen Vernichtungswillens der Gegner nicht in Erfüllung gegangen.

Die Grenzziehung gegen die Tschechoslowakei hatte schon seit Beendigung des Krieges die öffentliche Meinung tief bewegt, war doch damit das Schicksal von mehr als 3 Millionen Sudetendeutschen verknüpft, die sich mit dem Anschlusse an Deutschösterreich für die Rückkehr ins Deutsche Reich erklärt hatten. Die südlichen Gebiete Mährens und Böhmens sollten in die Verwaltung Nieder- und Oberösterreichs übergehen, das übrige Deutschböhmen ein eigenes Land mit der Hauptstadt Troppau bilden. Als Landeshauptmann war der Führer der Deutschnationalen Böhmens Dr. Rudolf Lodgman bestimmt worden, der seinen Sitz zunächst in Reichenberg aufgeschlagen hatte. Anfang November 1918 waren schon viele Orte von den österreichischen Behörden übernommen worden, man hatte Wahlen ausgeschrieben und „Volkswehren" gebildet, um den drohenden Ausbruch sozialer Kämpfe zu verhüten. Die Tschechoslowakei hatte zunächst die von den Deutschen bewohnten Gebiete durch Hunger und Boykott zum Verzicht auf ihre nationalen Ziele zwingen wollen, allein die Hilfe des Deutschen Reiches hatte diese Maßnahmen unwirksam gemacht. Daraufhin begann die tschechoslowakische Regierung im Dezember 1918 mit der militärischen Besetzung, in Teschen, Karlsbad und Marienbad sowie in Znaim rückten die tschechischen Truppen ein und am 14. Dezember mußte Lodgman Reichenberg verlassen und nach Dresden flüchten. Die österreichische Regierung richtete jetzt, ohne daß die Friedensverhandlungen begonnen hatten, auf dem Wege über die schweizerische Gesandtschaft einen Protest nach Paris und verlangte Volksabstimmung und Schiedsgericht für das sudetendeutsche Gebiet. Auch an den Präsidenten Wilson wurde eine Beschwerde gerichtet und darauf hingewiesen, daß 3 Millionen Deutsche ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubt werden sollten. Aber in Paris war Beneš eifrig tätig, er vertrat die Forderung nach den historischen Grenzen des Königreiches Böhmen und gewann Minister Pichon und vor allem Marschall Foch (vgl. S. 252), während England, Italien und Amerika Zurückhaltung bewahrten. Die französische Regierung erteilte am 21. Dezember die Antwort auf die österreichische Protestnote und erklärte, daß bis zur Entscheidung der Friedenskonferenz die historischen Grenzen aufrecht bleiben sollten. (Vgl. Beneš, Aufstand der Nationen, S. 685 ff. und Berl. Mh. XVI, 1938, S. 798—821.) Damit war das Schicksal der Sudetendeutschen entschieden. In den nächsten Monaten führte der furchtbare Druck des tschechischen Militärs und der Behörden zu blutigen Ereignissen in Böhmen, Mähren und Schlesien; anläßlich der Eröffnung der gesetzgebenden Nationalversammlung in Prag am 4. März 1919 kam es in den größeren deutschen Orten zu Kundgebungen der Bevölkerung, die mit Gewalt unterdrückt wurden. 57 Tote und viele Schwerverletzte waren die Opfer der Prager Regierung.

Inzwischen hatte sich die Pariser Friedenskonferenz mit den territorialen Fragen der Neuordnung Mitteleuropas befaßt und es war vorauszusehen, daß sie

bezüglich der Grenzziehung Deutschlands und Deutschösterreichs gegen die Tschechoslowakei den Grundsatz des historischen Rechtes vertreten werde, während die Ostgrenze des neuen Staates gegen Ungarn nach dem Nationalitätenprinzip gezogen werden sollte. Wieder wurde das Selbstbestimmungsrecht der Völker dort geachtet, wo es sich zum Nutzen der Alliierten Mächte auswirkte und dort aufgegeben, wo es Deutsche betraf. Die Friedenskonferenz stützte sich in ihren Entscheidungen bezüglich des Sudetendeutschtums hauptsächlich auf die Darlegungen des Dr. Beneš, die dieser eilig, ohne über die nötigen sachlichen Grundlagen zu verfügen, verfaßt hatte (vgl. Beneš. Aufstand d. Nationen, S. 688) und die später durch Denkschriften der tschechoslowakischen Regierung ergänzt wurden. Darin wurde versucht, den deutschen Charakter der Randbezirke Böhmens zu leugnen, und es wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Sudetendeutschen als später zugewanderte Kolonisten überhaupt keine Rechte auf die von ihnen bewohnten Gebiete hätten. In dem ersten Entwurf der Friedensbedingungen, der am 2. Juni der österreichischen Delegation überreicht wurde (vgl. S. 261), war dieser Standpunkt der Tschechen schon uneingeschränkt zur Geltung gelangt und die Protestnote Dr. Renners, der als Beilage eine umfassende und gründlichst belegte Denkschrift Dr. Lodgmans und seiner Mitarbeiter angefügt war (vgl. Bericht, w. o. I. Bd. Nr. 27, S. 88 ff.), blieb ohne jede Wirkung. So brachten die endgültigen Friedensbestimmungen die vollständige Einverleibung der sudetendeutschen Gebiete in die Tschechoslowakei, deren Grenzziehung noch dazu im Süden gegen die Republik Österreich nicht dem „historischen" Verlauf folgte; die Gebiete an der oberen Luschnitz bei Gmünd und bei dem Zusammenfluß von Thaya und March bei Feldsberg wurden von Niederösterreich abgetrennt und der Tschechoslowakei zugeteilt.

Einen der schwersten und von der gesamten deutschen Bevölkerung tief empfundenen Verlust bedeutete die Teilung Tirols, das nun, wie es schon die Waffenstillstandsbestimmungen hatten befürchten lassen, in seiner Ausdehnung südwärts von dem Hauptkamm der Alpen Italien zugesprochen wurde. Präsident Wilson hatte anfangs „klar erkennbare" nationale Grenzen gefordert und noch manche Stimme hatte sich auf der Pariser Konferenz zugunsten der Deutschen Südtirols erhoben. Auch italienische Staatsmänner, ebenso englische, waren dagegen, daß Italien sich dieses fremdsprachige Gebiet einverleiben sollte. Das Schicksal Deutsch-Südtirols hing endlich von der Entscheidung Wilsons ab, der ohne genügende Kenntnisse des Landes und seiner Bewohner aus politischen Gründen (vgl. S. 260) ganz Südtirol bis zum Brenner Italien zugesprochen und damit, wie in so vielen anderen Gebieten, den von ihm selbst geforderten Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung verleugnet hat. Die neue, im Friedensvertrag aufgenommene Grenze verlief von Reschen-Scheideck über Hochjoch und Zuckerhütl zum Brennerpaß, von hier über den Kamm der Zillertaleralpen zur Birnlücke, dann südwärts über den Hochgall und die Drau zwischen Sillian und Innichen zum Kamm der Karnischen Hauptkette. Auch ein Stück Kärntens, das Kanal- und Gailitztal mit dem Gebiet von Raibl kam an Italien.

Für Kärnten waren ebenso wie für die Steiermark, die Jugoslaven die gefährlichsten Gegner. Gleich nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie hatte der ehemalige k. u. k. Landwehrmajor Meyster sich an der Spitze der slowenischen Truppen der Südsteiermark bemächtigt, die deutschösterreichischen Soldaten zum Abzug aus Marburg genötigt und am 29. November 1919 das ganze Land bis zu

der Linie Unterdrauburg—Spielfeld—Mureck—Radkersburg besetzt. In Kärnten mußte das Gebiet von Prävali, Eisenkappel, Ferlach und Völkermarkt das gleiche Schicksal erleiden. Aber schon erhob sich die Bevölkerung zu entschlossenem Widerstande. Das „Steirische Bauernkommando" sammelte in dem Gebiet von Mureck und Radkersburg die waffenfähigen Männer, in Kärnten bildeten sich freiwillige Abteilungen, die im Verein mit der Volkswehr unter der Leitung des Landesbefehlshabers Hülgerth im Dezember 1918 und Jänner 1919 bedeutende Erfolge gegen die Slowenen bei Grafenstein und Arnoldstein errangen. Die Kämpfe boten den Anlaß, daß eine amerikanische Studienkommission nach Kärnten kam und eine Demarkationslinie festsetzte, der beide Parteien am 22. Jänner zustimmten. Bei ihrer Durchreise durch Marburg am 27. Jänner 1919 griff das serbische Militär die deutschen Bewohner an und der „Marburger Blutsonntag" forderte 10 Tote und 60 Verwundete.

Inzwischen wurde in Paris in einer von dem Rate der Zehn eingesetzten Gebietskommission unter dem Vorsitze Tardieus (vgl. S. 258) über die jugoslavischen Forderungen in Kärnten verhandelt und der Beschluß gefaßt, daß über die Zugehörigkeit des Klagenfurter Beckens eine Volksabstimmung entscheiden sollte. Mit diesem Beschluß waren aber die Slowenen nicht einverstanden; sie entsandten jetzt zur Unterstützung der jugoslavischen Vertreter eine eigene Delegation unter dem Fürstbischof Jeglić nach Paris und ließen durch ihre Abgesandten eine Reihe von Denkschriften überreichen. Damit begnügten sie sich jedoch nicht, vielmehr suchten sie ihre Forderungen durch militärische Gewalt zu unterstützen. Schon im April 1919 war es zu neuen heftigen Kämpfen in Südkärnten gekommen und durch einen Gegenstoß der Kärntner beim Rosenbachtunnel, in Völkermarkt und bei St. Margarethen am 2. und 4. Mai, waren die eingedrungenen Jugoslaven zurückgeworfen worden. Nun aber zogen Ende Mai starke Abteilungen südslavischer Truppen über die Grenze und besetzten den größten Teil des strittigen Gebietes. Am 6. Juni hielt der serbische General Janković seinen Einzug in Klagenfurt.

Als diese Vorgänge der österreichischen Delegation in St. Germain bekannt geworden waren, hatte sich Dr. Renner in mehreren sehr geschickt verfaßten Protestnoten an die Pariser Friedenskonferenz gewendet (vgl. S. 261). Im ganzen wurden dreizehn Noten in dieser Angelegenheit überreicht. Allein sein Einschreiten wäre wohl ohne Zweifel erfolglos geblieben, wenn nicht das eigenmächtige Vorgehen der Südslaven bei den Pariser Machthabern Verstimmung hervorgerufen hätte. Für die endgültige Entscheidung über das Schicksal Kärntens waren ferner die Berichte der amerikanischen Kommission von Bedeutung und auch der heldenhafte Widerstand der Kärntner Bevölkerung war nicht ohne Eindruck geblieben. So wurde in dem Artikel 50 des Friedensvertrages festgesetzt, daß in den von Jugoslavien beanspruchten Landschaften eine Volksabstimmung stattfinden sollte, und zwar in der Weise, daß dieses Gebiet in zwei Zonen geteilt wurde. Die südliche Zone (A) sollte von jugoslavischen, die nördliche (B), das Klagenfurter Becken, von österreichischen Truppen und Behörden bis zur Abstimmung besetzt und verwaltet werden. Für die Sicherung einer unparteiischen Verwaltung und zur Vorbereitung der Abstimmung, die drei Monate nach dem Inkrafttreten des Vertrages stattfinden mußte, wurde ein internationaler Ausschuß gebildet, der seinen Sitz in Klagenfurt nehmen sollte. Die Abstimmung sollte zuerst in der südlichen Zone vorgenommen werden, die nach der letzten Volkszählung 1910 von 49.000 Slowenen und 23.000 Deutschen bewohnt war; falls das Abstimmungsergebnis in dieser Zone für Österreich günstig ausfallen würde, sollte

die weitere Befragung der nördlichen Zone überhaupt unterbleiben. (Vgl. über die Verhandlungen der „Großen Vier" mit Vesnić und über die Kärntner Frage die sehr aufschlußreichen Berichte Aldrovandis, Nuovi ricordi, w. o. S. 23 ff. — Guerra diplomatica, S. 310 ff. — Crespi, Alla difesa d'Italia. S. 494 ff.)

So hatte sich Kärnten die nationale Selbstbestimmung erkämpft, wenn auch die Südostecke des Landes, das Mießtal mit Prävali und ein Stück des Drautales bei Unterdrauburg sofort an Jugoslavien abgetreten werden mußten. Obgleich die Zone A durch die jugoslavische Besetzung schwere Leiden erdulden mußte, brachte die am 10. Oktober 1920 unter leidenschaftlicher Teilnahme der deutschen Bevölkerung ganz Österreichs, ja des gesamten Deutschtums, durchgeführte Abstimmung, ein glänzendes Ergebnis: von den 37.304 abgegebenen gültigen Stimmen lauteten 22.025, also 59·04 % für Österreich, und 15.249 (40.96 %) für Jugoslavien. Mehr als 10.000 Stimmberechtigte slowenischer Nationalität hatten sich für die Einheit ihres Heimatlandes ausgesprochen. (Vgl. dazu M. Wutte, Kärntens Kampf um die Volksabstimmung. Festschrift, w. o. S. 28—64. — Ders. Die Ergebnisse der Volksabstimmung in Kärnten. Ebd. S. 65—73.)

Vergeblich blieben hingegen alle Bemühungen, den Süden Steiermarks für Österreich zu retten. Zwar wurde die Stadt Radkersburg, die seit dem 1. Dezember 1918 den harten Druck feindlicher Besetzung hatte erleiden müssen, über Aufforderung der Pariser Friedenskonferenz am 26. Juli 1919 von den jugoslavischen Truppen geräumt, aber trotz aller Denkschriften und statistischer Nachweise der österreichischen Delegation wurde die Zerreißung der Steiermark durch den Vertrag von St. Germain bestätigt. Als Grenze wurde eine Linie von der Drau oberhalb Unterdrauburg auf dem Kamm des nördlich von der Drau ziehenden Bergrückens bis zum Poßruck, von da zur Mur unterhalb Spielfeld und dann entlang dieses Flusses bestimmt, so daß sowohl die deutschen Siedlungen bei Mahrenberg, das von Deutschen bewohnte, am rechten Murufer gelegene Abstaller Becken wie auch Oberradkersburg und die Stadt Marburg an Jugoslavien fielen. (Vgl. H. Lechner. Die Abwehrkämpfe im unteren Murtal. Aus Radkersburgs schwerster Zeit. Graz, 1928.)

Neben so vielen und schweren Verlusten brachte der Vertrag von St. Germain als einzigen Gewinn die Angliederung der vorwiegend von Deutschen bewohnten Gebiete Westungarns, des Burgenlandes. Es gelang zwar nicht, das gesamte deutsche Siedlungsgebiet für Österreich zu erhalten, das sich von Preßburg im Norden bis St. Gotthard an der Raab im Süden erstreckt. Schon bei der Gründung der Republik Deutschösterreich war der Anspruch auf dieses geschlossene deutsche Gebiet erhoben und dafür das Selbstbestimmungsrecht gefordert worden. Die Friedenskonferenz hatte allerdings den deutschen Charakter dieses Gebietes anerkannt und deshalb eine Volksabstimmung nicht für nötig gehalten, sie hatte auch die Forderung der Tschechoslowakei nach einer unmittelbaren Verbindung mit Jugoslavien, nach einem „slavischen Korridor" zurückgewiesen, allein sie hatte doch Preßburg mit seinen deutschen Nachbargemeinden Theben und Engerau der Tschechoslowakei, einige Orte im Süden Jugoslavien gegeben und die Grenze gegen Ungarn vielfach mitten durch das deutsche Siedlungsgebiet gezogen. (Vgl. R. Mosca, Rom-Budapest, w. o., S. 527 ff.) Trotz dieser Bestimmungen der Pariser Friedenskonferenz konnte das Burgenland auch nach der Ratifikation der Verträge nicht von der Republik Österreich in Besitz genommen werden, da Ungarn die Räumung verweigerte. Nach längeren Kämpfen zwischen magyarischen Banden und österreichi-

scher Gendarmerie — die Verwendung des Heeres wurde Österreich untersagt — kam es unter Vermittlung Italiens auf der Konferenz von Venedig am 13. Oktober 1921 zu einem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn. Die österreichische Regierung mußte sich einverstanden erklären, daß in der Hauptstadt des Burgenlandes, in Ödenburg und dessen Umgebung, eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit dieses Gebietes entscheiden solle. Unter dieser Bedingung erklärte sich Ungarn zur Herausgabe des übrigen Burgenlandes bereit. So konnte Anfang Dezember 1921 dieses Land in Besitz genommen werden; in Ödenburg aber fand am 14. Dezember 1921 unter dem Druck der magyarischen Behörden die Volksabstimmung statt. Das Abstimmungsgebiet zählte 27.300 Deutsche, 17.400 Magyaren, und 2600 Kroaten. Aber die Magyaren suchten unter dem Schutze der Abstimmungskommission, ohne daß eine Überprüfung der Abstimmungslisten überall möglich war, mit allen Mitteln das Ergebnis zu ihren Gunsten zu wenden. Die Einsprache der österreichischen Regierung, die zum Protest ihre Abstimmungskommissionäre abberief, wurde nicht beachtet. So brachte der 14. Dezember 8227 Stimmen für Deutschösterreich und 15.334 für Ungarn; auf Grund dieses Ergebnisse fiel das Ödenburger Gebiet am 1. Jänner 1922 an Ungarn. (Vgl. dazu V. Miltschinsky. Das Verbrechen von Ödenburg. Wien 1922. — Pfaundler. Das Burgenland, w. o. — E. Traeger. Die Volksabstimmung in Sopron. 14—16. XII. Ödenburg 1928.)

Ebenso wie Deutschösterreich wurde auch das restliche Ungarn als verantwortlicher Erbe der habsburgischen Monarchie betrachtet. Von der Berufung einer ungarischen Delegation zur Entgegennahme der Friedensbedingungen mußte man in Paris vorläufig absehen, da sich am 22. März 1919 der Kommunistenführer Béla Kun der Herrschaft über Ungarn bemächtigt hatte und Verhandlungen mit einer bolschewistischen Regierung unmöglich waren. Allein man hatte auf der Pariser Konferenz gleichzeitig mit der Beratung der Gebietsfragen Österreichs auch jene Ungarns behandelt. Es hatten sich sogleich große Schwierigkeiten ergeben, da der Landhunger der angrenzenden und neuentstehenden Staaten sich nicht mit den von Angehörigen der eigenen Nation bewohnten Gebiete begnügte, sondern viel weiter griff und von Magyaren besiedelte Landschaften beanspruchte, die durch Mineralvorkommen oder Verkehrslage Bedeutung besaßen. Schon am 1. Februar 1919 war in Paris die rumänische Gebietskommission gebildet worden, die als erste ihre Arbeit aufgenommen hatte, und am 13. Juni wurde die geplante Grenzziehung des neuen Ungarns gegen Rumänien und die Tschechoslowakei veröffentlicht; etwas später wurde der Verlauf der Grenze gegen Jugoslavien festgestellt. Sowohl Rumänien als Jugoslavien hatten den ganzen Banat gefordert; doch wurde von dem Rat der Zehn eine Teilung des strittigen Gebietes beschlossen und der größere Teil mit der Stadt Temesvar wurde Rumänien zugesprochen. Der endgültige Abschluß des Friedens wurde aber fast noch ein Jahr lang hinausgeschoben und zwar einerseits durch den Zwiespalt der Konferenz mit dem rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu, anderseits durch die inneren Wirren Ungarns. Erst als eine neue rumänische Regierung am 14. November 1919 die Forderungen der Konferenz annahm, in Ungarn nach dem Sturz des Bolschewismus am 31. Juli geordnete Verhältnisse eingetreten waren und das neue ungarische Ministerium von den Alliierten Mächten am 23. November anerkannt worden war, erfolgte die Berufung der ungarischen Delegation nach Paris. Ihre Führer waren Graf Albert Apponyi, Paul Teleki und Stephan Bethlen. Sie trafen am 7. Jänner 1920 in Paris

ein und empfingen am 16. die harten Bedingungen des Friedens. Apponyi widerlegte sofort in einer glänzenden Rede die Forderungen der Gegner und wies auf das historische, ethnographische und wirtschaftliche Unrecht hin, das an seinem Vaterlande verübt wurde. Die ausführlichen Protestnoten folgten am 10. Februar. Erst am 6. Mai erteilten die Alliierten Mächte ihre Antwort, die in der Hauptsache den Wünschen der Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslaviens Rechnung trug und für Ungarn nur geringfügige Zugeständnisse brachte. Bis zur Unterzeichnung des Vertrages wurde eine Frist von 10 Tagen gewährt. Apponyi nahm jedoch seine Entlassung und erst am 4. Juni 1920 erfolgte die Unterzeichnung der Friedensbestimmungen durch die Vertreter der ungarischen Regierung.

Durch die territorialen Bestimmungen des Trianoner Vertrages sank die Bevölkerung Ungarns von 21 Millionen auf 7½ herab und 3 Millionen Magyaren mußten nun unter fremder Herrschaft leben. Ungarn verlor mehr als zwei Drittel seiner Ausdehnung und zwar außer dem Burgenland die gesamte Slowakei von der March bis zur Eipel im Osten; die Donau bildete die Grenze, so daß die große Schüttinsel, ferner die Städte Preßburg und Komorn an die Tschechoslowakei kamen. Von der Eipelmündung verlief die Grenze nordöstlich zwischen dem slowakischen Erzgebirge und dem Matra- und Bükkgebirge bis zum Oberlauf der Theiß; auf diese Weise wurde der ganze Kamm der Karpathen von der Donau bei Preßburg bis zum Ursprung der Theiß, ein Gebiet reichster Bergschätze und landwirtschaftlicher Erzeugnisse, von Ungarn abgetrennt. Rumänien erhielt nicht nur die Bukowina, sondern auch ganz Siebenbürgen mit dem angrenzenden Tiefland und dem größten Teil des Banates. Die Grenzlinie wurde so gezogen, daß die Städte Großwardein, Arad und Temesvar an Rumänien fielen. Der Rest des Banates, die Bacska, ein Teil des Donau-Theißtieflandes, Kroatien und Slawonien wurden ebenso wie Bosnien und die Herzegowina Jugoslavien zugesprochen. Die endgültige Teilung des Banates zwischen Rumänien und Jugoslawien erfolgte am 10. August 1920 in dem Vertrag von Sèvres. Ungarn verlor jede unmittelbare Verbindung mit der Adriaküste, um deren Beherrschung ein heftiger Streit zwischen Italien und Jugoslavien ausgebrochen war, der erst durch den Vertrag von Rapallo am 12. November 1920 beendet wurde; Fiume, das am 12. September 1919 überraschend durch ein italienisches Freikorps unter der Führung Gabriele d'Annunzios besetzt worden war, wurde ein Freistaat, Zara, die Inseln Cherso, Lussin, Lagosta und Pelagosa kamen an Italien, das übrige Küstengebiet an Jugoslavien. Erst in dem Vertrag von Rom am 27. Jänner 1924 wurde Fiume Italien zugesprochen.

Die sonstigen Bestimmungen des Vertrages von Trianon sind in der Hauptsache eine wörtliche Wiederholung der betreffenden Artikel des Abkommens von St. Germain. Auch Ungarn durfte keine militärischen Rüstungen vornehmen, nur wurde seine Ordnungstruppe von 35.000 Mann wohl mit Rücksicht auf die schwierigen inneren Verhältnisse etwas höher bemessen als jene Österreichs. Am schwersten wurde Ungarn, abgesehen von dem ungeheuren Gebietsverluste, von den wirtschaftlichen und finanziellen Verfügungen des Friedensvertrages getroffen, die einen Wiederaufstieg der Magyaren, ebenso wie es in den Verträgen von Versailles und St. Germain für das deutsche Volk beabsichtigt war, nach menschlicher Voraussicht unmöglich machen sollten.

Inhaltsverzeichnis des III. Bandes:

V. Abschnitt.

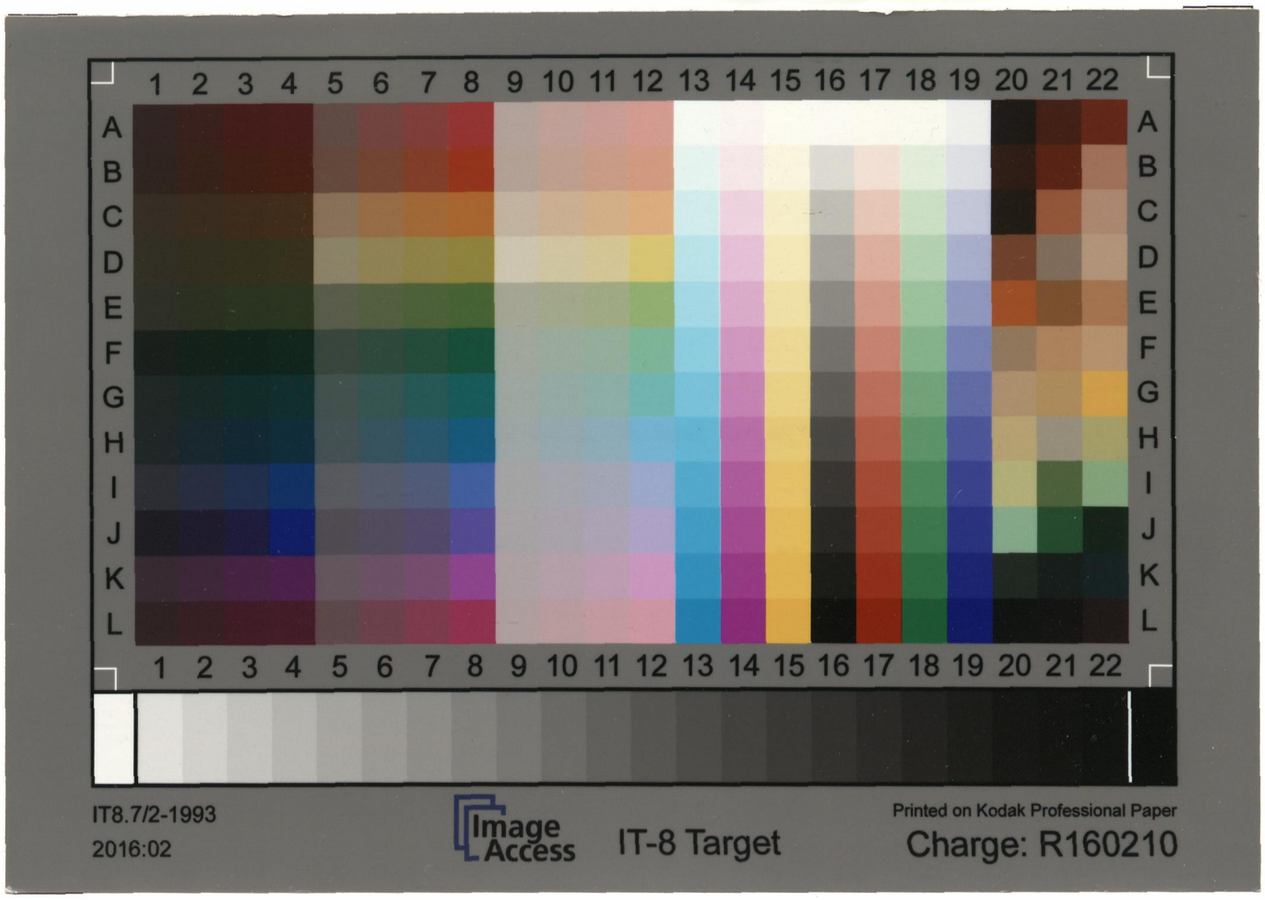
Das Ende Österreich-Ungarns.

Seite

§ 27. Österreich-Ungarn im Weltkrieg. Der Zusammenbruch des Staates . . . . . 7— 22

1. Das Attentat von Sarajevo . . . . . 23— 33
2. Der Ausbruch des Weltkrieges. Die Kriegsschuldfrage . . . . . 33— 59
3. Die Wehrmacht Österreich-Ungarns. Die militärischen Vereinbarungen der Mittelmächte . . . . 59— 78
4. Die Kämpfe gegen Serbien 1914 . . . . . 78— 86
5. Die Kämpfe gegen Rußland 1914—1916 . . . . 87—121
6. Die Eroberung Serbiens, Montenegros und Albaniens 1915—1916 . . . . . 121—128
7. Der Krieg gegen Italien . . . . . 129—164
8. Der Krieg gegen Rumänien 1916 . . . . . 164—174
9. Die Sonderfriedensverhandlungen während des Weltkrieges . . . . . 175—186
10. Innenpolitik und wirtschaftliche Verhältnisse . . 187—203
11. Die letzten Kämpfe an der russisch-rumänischen Front 1917. Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest. Die Besetzung der Ukraine 203—213
12. Der Krieg zur See . . . . . 213—219
13. Der Zerfall Österreich-Ungarns . . . . . 219—239
14. Der militärische Zusammenbruch. Die Waffenstillstandsverhandlungen . . . . . 239—252
15. Die Friedensschlüsse von St. Germain-en-Laye und Trianon . . . . . 253—270

S2N-IT8.7/2-A4 Test Target



Register at: www.imageaccess.de/Scan2ICC

IMPORTANT:
Keep Test Target in envelope.